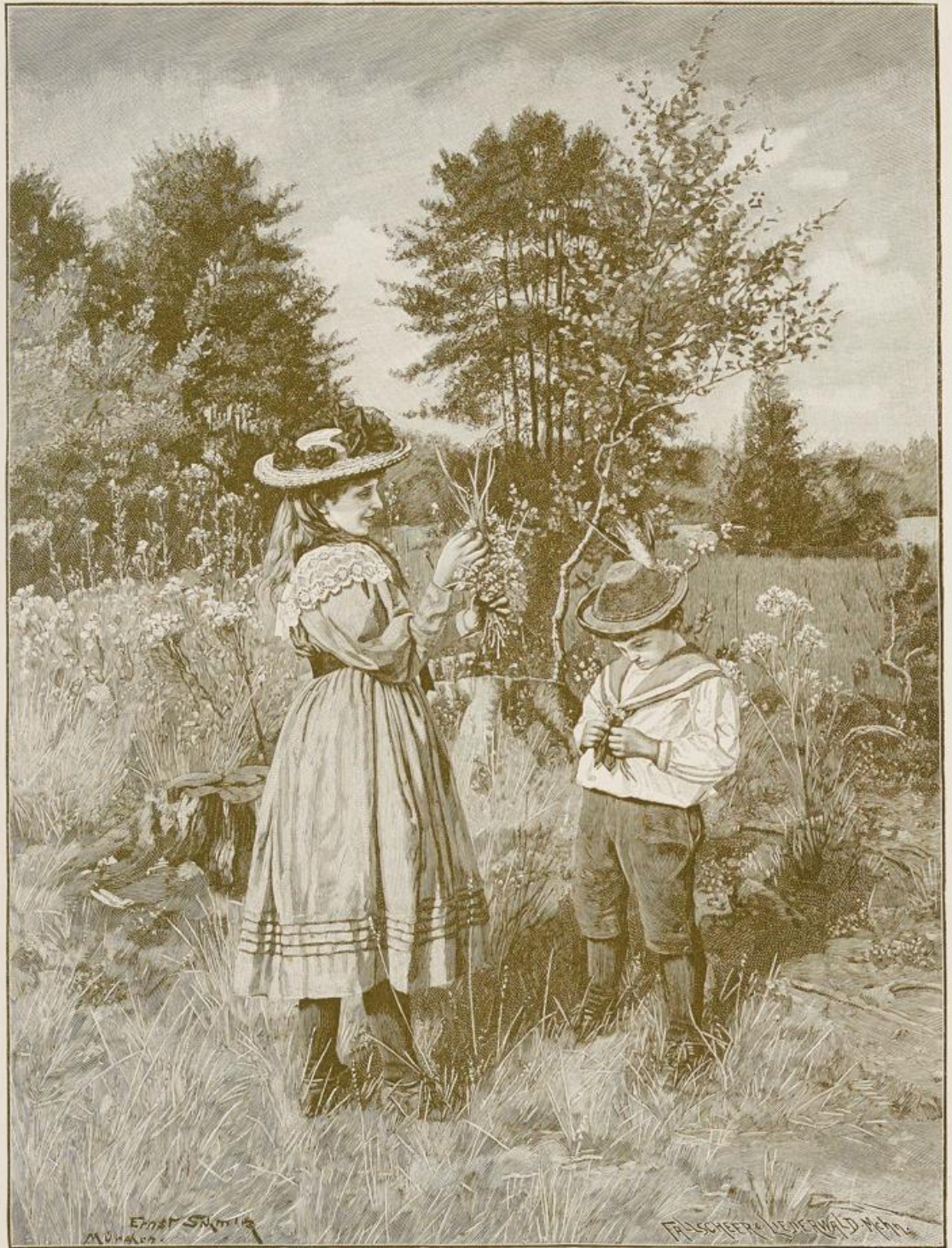


I



Im Maien. Nach dem Gemälde von Ernst Schmitz.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

# Stechlin.

Roman

von

Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Auf drei war das Mittagmahl angesetzt. Schon eine Viertelstunde vorher erschien Lorenzen und traf den alten Dubslav in einer gewissen stattlichen Herrichtung an oder, wie er sich selbst zu Engelke geäußert hatte, „ganz feudal“.

„Ach, das ist gut, Lorenzen, daß Sie schon kommen. Ich habe noch allerhand auf dem Herzen. Es muß doch was geschehn, eine richtige Begrüßung (denn das gestern abend war zu wenig) oder aber ein solennes Abschiedswort, kurzum irgend was, das in das Gebiet der Toaste gehört. Und da müssen Sie helfen, Sie sind ein Mann von Fach, und wer jeden Sonntag predigen kann, kann doch schließlich auch 'ne Tischrede halten.“

„Ja, das sagen Sie so, Herr von Stechlin. Mitunter ist eine Tischrede leicht und eine Predigt schwer, aber es kann auch umgekehrt liegen. Außerdem, wenn Sie sich nur erst mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, daß es so sein muß, dann geht es auch. Sie werden sehn, das Herz, wie immer, macht den Redner. Und dazu diese Damen, beide von so seltener Liebenswürdigkeit. Was die Gräfin angeht . . .“

„Ja,“ lachte der Alte, „was die Gräfin angeht . . . Sie machen sich's bequem, Pastor. Die Gräfin, — wenn sich's um die handelte, da könnt' ich's vielleicht auch. Aber die Comtesse, die hat so was Ernstes. Und dann ist sie zum Uebrigen auch noch meine Schwiegertochter oder soll es wenigstens werden, und da muß ich doch sprechen wie 'ne Respektsperson. Und das ist schwer, vielleicht, weil sich in meiner Vorstellung die Gräfin immer vor die Comtesse schiebt.“

Dubslav sprach noch so weiter. Aber es half ihm nichts; Lorenzen war in seinem Widerstande nicht zu bestegen, und so kam denn die Tisch- und endlich auch die gefürchtete Redezeit heran. Der Alte hatte sich schließlich drein gefunden. „Meine lieben Gäste,“ hob er an, „geliebte Braut, hochverehrte Brautschwester! Ein andres Wort, um meine Beziehungen zu Gräfin Melusine zu bezeichnen, hat vorläufig die deutsche Sprache nicht, was ich bedaure. Denn das Wort sagt mir lange nicht

genug. Wenige Stunden erst ist es, daß ich Sie, meine Damen, an dieser Stelle begrüßen durfte, noch kein voller Tag, und schon ist der Abschied da. Währenddem hab' ich kein ‚Du‘ beantragt, aber es liegt doch in der Luft, mehr noch auf meiner Lippe . . . Teuerste Armgard! dies alte Haus Stechlin also soll Ihre dereinstige Heimstätte werden; Sie werden sie zu neuem Leben erheben. Unter meinem Regime war es nicht viel damit. Auch heute nicht. Ich habe nur das gute Gewissen, Ihnen während dieser kurzen Spanne Zeit alles gezeigt zu haben, was gezeigt werden konnte: mein Museum und meinen See. Die Sprudelstelle (die Winterhand lag darauf) hat geschwiegen, aber mein Derfflinger'scher Dragoner — in Krippenstapels Abwesenheit darf ich ihn wieder so nennen — hat dafür um so deutlicher zu Ihnen gesprochen. Er hat die Zahl 1675 in seiner Standarte und trägt die Siegesnachricht von Fehrbellin ins märkische Land. Erleb' ich's noch und giebt Krippenstapel seine Zustimmung, so stell' ich, kurz oder lang, auch meinerseits einen Dragoner auf meinen Dachreiter (einen Turm hab' ich nicht) und zwar einen Dragoner vom Regiment Königin von Großbritannien und Irland, und auch er trägt eine Siegesbotschaft ins Land. Nicht die von Königgrätz und nicht die von Mars-la-Tour, aber die von einem gleich gewichtigen Siege. Das Haus Barby lebe hoch und meine liebe Schwiegertochter Armgard!“

Alle waren bewegt. Am meisten Lorenzen. Als er an den Alten heran trat, flüsterte er ihm zu: „Sehn Sie. Ich wußt' es.“ Armgard küßte dem Alten die Hand, Melusine strahlte. „Ja, die alte Garde!“ sagte sie. Nur Schwester Adelhild konnte sich in dieser allgemeinen Freude nicht gut zurechtfinden. Alle Feierungen mußten eben das Maß halten, das sie vorschrieb. Sie hatte den landesüblichen Zug: „Nur nicht zu viel von irgend was, am wenigsten aber von Huldigungen oder gar von Hingebung.“

Als man wieder saß, sagte Melusine: „Krippenstapel wird übrigens verstimmt sein, wenn er von Ihrem Trinkspruche hört. Es war doch eigentlich, oben in Ihrem Museum, eine feierliche Proklamierung des Derfflinger'schen. Und was bei solcher

Gelegenheit gesagt wird, das gilt. Ihre gegenteiligen Zugeständnisse waren immer nur was Privates... Interessiert sich übrigens irgendwer für Ihr Museum?"

"Dann und wann ein Mann von Fach. Sonst niemand."

"Was Sie verdrießt."

"Nein, gnädigste Gräfin. Nicht im geringsten. Ich nehme nicht vieles ernsthaft, und am wenigsten ernsthaft nehm' ich mein Museum. Es ist freilich von mir ausgegangen und interessierte mich auch eine Weile, hinterher aber hat sich eigentlich alles ohne mich und mein Zutun gemacht. Das ist so die Regel. Ist überhaupt erst ein Anfang da, so läuft die Sache von selber weiter, und die Leute lassen einen nicht wieder los, man mag wollen oder nicht. Ich hätte vielleicht alles schon längst wieder aufgegeben, man will's aber nicht. Einigen gereicht es zur Befriedigung, mich für einen Querkopf halten zu können, und andre, die's minder gut mit mir meinen, sprechen, während sie doch meist selber die neuen Scheite heranschleppen, von Originalitäts-häsherei. Man muß eben allerhand über sich ergehen lassen."

## XXXI.

Um fünf Uhr brachen Woldemar und die Barby'schen Damen auf, um den Zug, der um sieben Uhr Gransee passierte, nicht zu versäumen. Es dunkelte schon, aber der Schnee sorgte für einen Lichtschimmer; so ging es über die Bohlenbrücke fort in die Kastanienallee mit ihrem kahlen und überreifen Gezweige hinein.

Lorenzen war noch im Schlosse zurückgeblieben und setzte sich, um wieder warm zu werden, — auf der Kampe war's kalt und zugig gewesen — in die Nähe des Kamins, dem alten Dubslav gegenüber. Dieser hatte seinen Meerschaum angezündet und sah behaglich in die Flamme, blieb aber ganz gegen seine Gewohnheit schweigsam, weil eben noch eine dritte Person da war, die von den liebenswürdigen Damen, über die zu sprechen es ihn in seiner Seele drängte, ganz augenscheinlich nichts hören wollte. Diese dritte Person war natürlich Tante Adelheid. Andererseits mußte schon um Lorenzens willen wenigstens der Versuch einer Konversation gemacht werden, und so griff denn Dubslav zu den Gundermanns hinüber, um in ein paar Worten sein Bedauern darüber auszusprechen, daß er die Siebenmühlner nicht habe mit heranziehen können. „Engelke sei so sehr dagegen gewesen.“ All dies Bedauern kam, wie's der ganzen Sachlage nach nicht anders sein konnte, flau genug heraus, aber die Domina war so hochgradig verstimmt, daß ihr selbst Nüchternheitsworte, die das Verbindliche nur eben noch streiften, schon gründlich zuwider waren. „Ach, diese geborne Helfrich,“ sagte sie, „diese Tochter von dem alten Hauptmann, der die Schlacht bei Leipzig gewonnen haben soll. So wenigstens hat sie mir's ein dutzendmal selber erzählt. Eine schreckliche Frau, die gar nicht in unsre Gesellschaft paßt. Und dabei so laut. Ich kann es nicht leiden, wenn wir so

mit Gewalt nach oben blicken sollen, aber diese Helfrich, das muß ich sagen, ist auch nicht mein Geschmack. Ich halte das Unter-sich-bleiben für das einzig Richtige. Bescheidene Verhältnisse, aber bestimmt gezogene Grenzen.“

Lorenzen hütete sich zu widersprechen, versuchte vielmehr umgekehrt durch ein halbes Gingein auf Adelheid und ihren Ton, eine bessere Laune wieder herzustellen. Als er aber sah, daß er damit scheiterte, brach er auf.

Und nun waren die beiden alten Geschwister allein.

Dubslav ging im Zimmer unruhig auf und ab und trat nur dann und wann an den Tisch heran, auf dem noch vom Staffee her die Liqueurflaschen standen. Er wollte was sagen, traute sich's aber nicht recht, und erst als er zu zwei Curacaos auch noch einen Benediktiner hinzugefügt hatte, wandte er sich an die Schwester, die, schweigsam wie er selbst, ihre kleine goldene Kette hin und her zog.

„Ja,“ sagte er, „jetzt sind sie nun wohl schon in Woltersdorf.“

„Ich vermute drüber 'raus. Woldemar wird die Pferde natürlich ordentlich ausholen lassen. Es sind, glaub' ich, Damen, die nicht gerne langsam fahren.“

„Du jagst das so, Adelheid, als ob du's tabeln wolltest, überhaupt als ob dir die Damen nicht sonderlich gefallen hätten. Das sollte mir leid thun. Ich bin sehr glücklich über die Partie. Gewiß, sowohl die Gräfin wie die Comtesse sind verwöhnt; das merkt man. Aber ich möchte sagen, je verwöhnter sie sind...“

„Desto besser gefallen sie dir. Das sieht dir ähnlich. Ich liebe mehr unsre Leute. Beide sind doch beinah' wie Fremde.“

„Nun, das ist nicht schlimm.“

„Doch. Mir widersteht das Fremde. Laß dir erzählen. Da war ich vorigen Sommer mit der Schmargendorff in Berlin und ging zu Jostu, weil die Schmargendorff, die so was liebt, gern eine Tasse Schokolade trinken wollte.“

„Du hoffentlich auch.“

„Allerdings. Ich auch. Aber ich kam nicht recht dazu, nippte bloß, weil ich mich über die Maßen ärgern mußte. Denn an dem Tische neben mir saß ein Herr und eine Dame, wenn es überhaupt eine Dame war. Aber Engländer waren es. Er steckte ganz in Flanell und hatte die Beinkleider umgekrempt, und die Dame trug einen Rock und eine Bluse und einen Matrosenhut. Und der Herr hatte ein Windspiel, das immer zitterte, trotzdem fünf- und zwanzig Grad Wärme waren.“

„Ja, warum nicht?“

„Und zwischen ihnen stand eine Tablette mit Wasser und Cognac, und die Dame hielt außerdem noch eine Zigarette zwischen den Fingern und sah in die Ringelwölkchen hinein, die sie blies.“

„Scharmant. Das muß ja reizend ausgehen haben.“

„Und ich verwette mich, diese Melusine raucht auch.“

„Ja, warum soll sie nicht? Du schlachtest Gänse. Warum soll Melusine nicht rauchen?“

„Weil rauchen männlich ist.“  
 „Und schlachten weiblich . . . Ach, Adelheid, wir können uns über so was nicht einigen. Ich gelte schon für leidlich altmodisch, aber du, du bist ja geradezu petresfakt.“

„Ich verstehe das Wort nicht und wünsche nur, daß es nicht etwas ist, dessen du dich zu schämen hast. Es klingt sonderbar genug. Aber ich weiß, du liebst dergleichen und liebst gewiß auch und hast so deine Vorstellungen dabei — den Namen Melusine.“

„Kann ich beinah' sagen.“

„Ich dacht' es mir.“

„Ja, Schwester, du hast gut reden. So sicher wie du wohnt eben nicht jeder. Adelheid! das ist ein Name, der paßt immer. Und im Kirchenbuche, wie mir Lorenzen erst neulich gezeigt hat, steht sogar Adelheide. Das Schluß-e' ist bei der schlechten Wirtschaft in unserm Hause so mit drauf gegangen. Die Stechline haben immer alles verurteilt.“

„Ich bitte dich, wähle doch andre Worte.“

„Warum? Verurteilt ist ein ganz gutes Wort. Und außerdem, schon der alte Kortschädel sagte mir mal, man müsse gegen Wörter nicht so streng sein und gegen Namen erst recht nicht, da sitze manch einer in einem Glashaufe. Hältst du Rentmeister Fir für einen schönen Namen? Und als ich noch bei den Kürassieren in Brandenburg war, in meinem letzten Dienstjahr, da hatten wir dicht bei uns einen kleinen Mann von der Feuerversicherung, der hieß Briefbeschwerer. Ja, Adelheid, wenn ich dem gegenüber so verfahren wäre, wie du jetzt mit Gräfin Melusine, so hätt' ich mir den Mann als eine halbe Bombe vorstellen müssen oder als einen Kugelmann. Denn damals, es war Anno vierundsechzig, waren alle Briefbeschwerer bloß Kugelmänner: 'ne Flintenkugel oben und zwei Flintenkugeln unten. Und eine Kartätschkugel als Bauch. Das Feuerversicherungsmännchen aber, das zufällig so sonderbar hieß, das war so dünn wie 'n Strich.“

„Ja, Dubslav, was soll das nun alles wieder? Du giebst da deinem Zeißig mal wieder ein gut Stück Zucker. Ich sage Zeißig, weil ich nicht verleglich werden will.“

„Küß' die Hand . . .“

„Und was ich dir zur Sache darauf zu sagen habe, das ist das. Ich habe nichts dagegen, daß jemand Briefbeschwerer heißt, und überlass' es ihm, ob er ein Strich oder ein Kugelmann sein will. Aber ich habe sehr viel gegen Melusine. Briefbeschwerer, das ist bloß ein Zufall, Melusine aber ist kein Zufall, und ich kann dir bloß sagen, diese Melusine ist eben eine richtige Melusine. Alles an dieser Person . . .“

„Ich bitte dich, Adelheid . . .“

„Alles an dieser Dame, wenn sie durchaus so etwas sein soll, ist verführerisch. Ich habe so was von Skolekterrie noch nie gesehn. Und wenn ich mir dann unsern armen Woldemar daneben denke! Der is ja solcher Eva gegenüber von Anfang an verloren. Oh' er noch weiß, was los ist, ist er schon umstrickt, trotzdem er doch bloß ihr Schwager ist.

Oder vielleicht auch grade deshalb. Und dazu das ewige Sich-biegen und -wiegen in den Hüften. Alles wie zum Beweise, daß es mit der Schlange doch etwas auf sich hat. Und wie sie nun gar erst mit dem Lorenzen umsprang. Aber freilich, der ist wo möglich noch leichter zu fangen als Woldemar. Er sah sie immer an wie 'ne Offenbarung. Und sie ist auch so was. Darüber is kein Zweifel. Aber wovon?“

## XXXII.

Zu guter Zeit waren die Reisenden wieder in Berlin zurück. Woldemar hatte Braut und Schwägerin bis an das Kronprinzen-Alfer begleitet, mußte jedoch auf Verbleib im Barbyschen Hause verzichten, weil im Kasino eine kleine Festlichkeit stattfand, der er beizohnen wollte.

Der alte Graf ging, als unten die Droschke hielt, auf seinem Zimmerteppich auf und ab, mühsamlich genug, weil ihn sein Fuß, wie stets wenn das Wetter umschlug, wieder mit einer ziemlich heftigen Neuralgie quälte.

„Nun da seid ihr ja wieder. Der Zug muß Verspätung gehabt haben. Und wo ist Woldemar?“

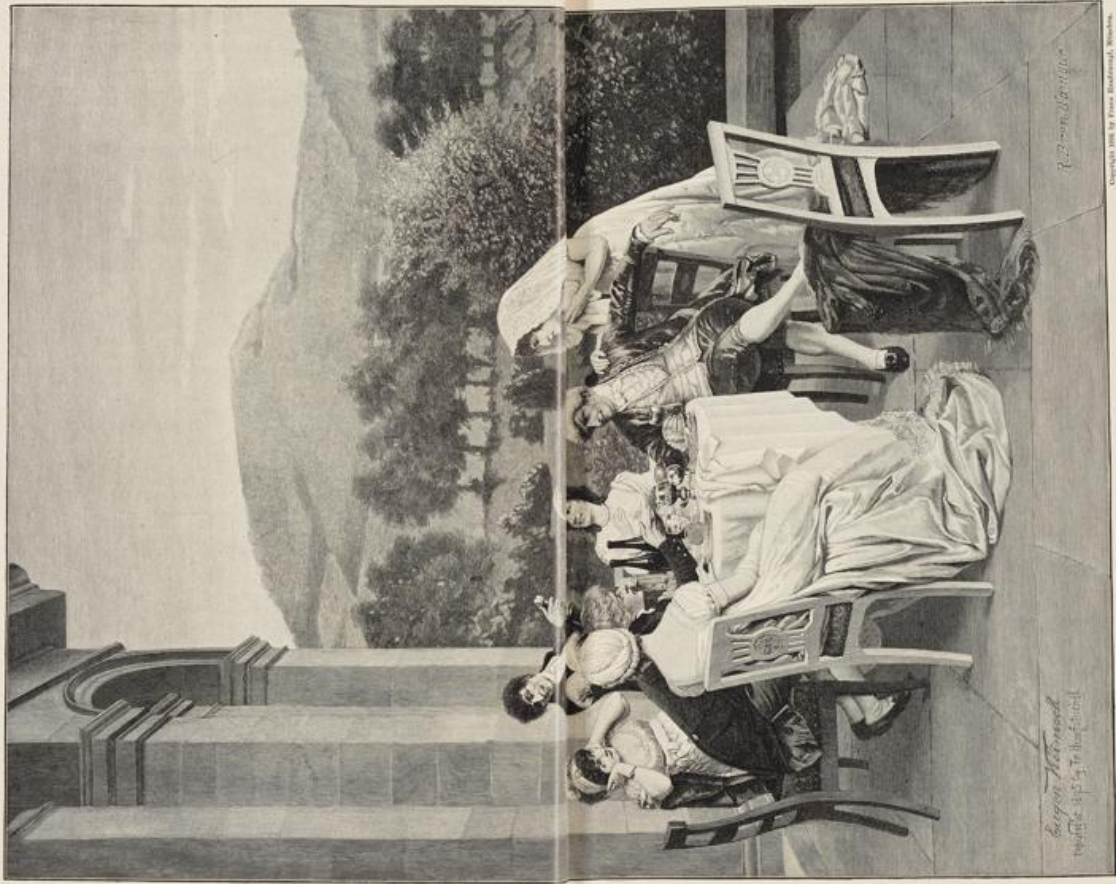
Man gab ihm Auskunft und daß Woldemar wegen seines Nichterscheinens um Entschuldigung bäte. „Gut, gut. Und nun setzt euch und erzählt. Mit dem Conte, das ließ damals zu wünschen . . . verzeih Melusine . . . Da möcht' ich denn begreiflicher Weise, daß es uns diesmal besser ginge. Woldemar macht mir natürlich kein Kopfschmerzen, aber die Familie, der alte Stechlin. Armgard braucht selbstverständlich auf eine so delikate Frage nicht zu antworten, wenn sie nicht will, wiewohl erfahrungsmäßig ein Unterschied ist zwischen Schwiegermüttern und Schwiegervätern. Diese sind mitunter verbindlicher als der Sohn.“

Armgard lachte. „Mir Papa, passiert so was Nettes nicht. Aber mit Melusine war es wieder das Herkömmliche. Der alte Stechlin fing an, und der Pastor folgte. Wenigstens schien es mir so.“

„Dann bin ich beruhigt, vorausgesetzt, daß Melusine über den neuen Schwiegervater ihren richtigen alten Vater nicht vergißt.“

Sie ging auf ihn zu und küßte ihm die Hand.

„Dann bin ich beruhigt,“ wiederholte der Alte. „Melusine gefällt fast immer. Aber manchem gefällt sie freilich auch nicht. Es giebt so viele Menschen, die haben einen natürlichen Haß gegen alles, was lebenswürdig ist, weil sie selber unliebenswürdig sind. Alle beschränkten und aufgesteiften Individuen, alle, die eine bornierte Vorstellung vom Christentum haben — das richtige sieht ganz anders aus —, alle Pharisäer und Gernegroß, alle Selbstgerechten und Eiteln fühlen sich durch Personen wie Melusine gekränkt und verletzt, und wenn sich der alte Stechlin in Melusine verliebt hat, dann lieb' ich ihn schon darum, denn er ist dann eben ein guter Mensch. Mehr brauch' ich von ihm gar nicht zu wissen. Uebrigens konnt' es kaum anders sein. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Das ist richtig. Aber umgekehrt, wenn ich den Apfel kenne, kenn' ich auch



Beim Frühstück. Nach dem Gemälde von Eugen Künich.

Copyright 1914 by Oscar Reischardt, München.

den Stamm . . . Und wer war denn noch da? Ich meine von Verwandtschaft?"

"Nur noch Tante Adelheid von Kloster Wuz," sagte Armgard.

"Das ist die Schwester des Alten?"

"Ja, Papa. Ältere Schwester. Wohl um zehn Jahr älter und auch nur Halbschwester. Und eine Domina."

"Sehr fromm?"

"Das wohl eigentlich nicht."

"Du bist so einsilbig. Sie scheint dir nicht recht gefallen zu haben."

Armgard schwieg.

"Nun, Melusine, dann sprich du. Nicht fromm also; das ist gut. Aber vielleicht hautaine?"

"Fast könnte man's sagen," antwortete Melusine. "Doch paßt es auch wieder nicht recht, schon deshalb nicht, weil es ein französisches Wort ist. Tante Adelheid ist eminent unfranzösisch."

"Ach, ich versteh'. Also komische Figur."

"Auch das nicht so recht, Papa. Sagen wir einfach: zurückgeblieben, vorweltlich."

Der alte Graf lachte. "Ja, das ist in allen alten Familien so, vor allem bei reichen und vornehmen Juden. Kenne das noch von Wien her, wo man überhaupt solche Fragen studieren kann. Ich verkehrte da viel in einem großen Banquierhause, drin alles nicht bloß voll Glanz, sondern auch voll Orden und Uniformen war. Fast zu viel davon. Aber mit einem Male traf ich in einer Ecke, ganz einsam und doch beinah' vergnüglich, einen merkwürdigen Ulgreis, der wie der alte Gobbo ansah — der in dem Stück von Shakespeare heißt, glaub' ich, so — und als ich mich später bei einem Tischnachbar erkundigte, sagte mir der: 'Ach, das ist Onkel Manasse'. Solche Onkel Manasses giebt es überall, und sie können unter Umständen auch 'Tante Adelheid' heißen."

Daß der alte Graf das so leicht nahm, erfreute die Töchter sichtlich, und als Jeserich bald danach das Theezug brachte, wurd' auch Armgard mitteilbarer und erzählte zunächst von Superintendent Koseleger und Pastor Lorenzen, danach vom Stechlinsee (der ganz überfrozen gewesen sei, so daß sie die berühmte Stelle nicht hätten sehen können) und zuletzt von dem Museum und den Wetterfahnen.

Diese waren das, was den alten Grafen am meisten interessierte. "Wetterfahnen, ja, die müssen gesammelt werden, nicht bloß alte Dragoner in Blech geschnitten, sondern auch allmodernste Silhouetten, sagen wir aus der Diplomatenloge. Da kommt dann schon eine hübsche Galerie zusammen. Und wißt ihr, Kinder, das mit dem Museum giebt mir erst eine richtige Vorstellung von dem Alten und eine volle Befriedigung, beinah' mehr noch, als daß ihm Melusine gefallen hat. Ich bin sonst nicht sehr für Sammler. Aber wer Wetterfahnen sammelt, das will doch was sagen, das ist nicht bloß eine gute Seele, sondern auch eine kluge Seele, denn es ist da so was drin, wie ein Fingerknips gegen die Gesellschaft. Und wer den machen kann, das ist mein Mann, mit dem kann ich leben."

Man blieb nicht lange mehr beisammen; beide Schwestern, ziemlich ermüdet von der Tagesanstrengung, zogen sich früh zurück, aber ihr Gespräch über Schloß Stechlin und die beiden Geistlichen und vor allem über die Domina (gegen die Melusine heftig eiferte) setzte sich noch in ihrem Schlafzimmer fort.

"Ich glaube," sagte Armgard, "du legst zu viel Gewicht auf das, was du das Aesthetische nennst. Und Woldemar thut es leider auch. Er läßt auf seine Mark Brandenburg sonst nichts kommen, aber in diesem Punkte spricht er beinah' so wie du. Wohin er blickt, überall vernimmt er das Schönheitliche. Das Wenige, was danach aussieht, so klagt er beständig, ist bloß Nachahmung. Aus eigenem Trieb heraus wird hier nichts derart geboren."

"Und daß er so klagt, das ist das, was ich so ziemlich am meisten an ihm schätze. Du meinst, daß ich, wenn ich von der Domina spreche, zu viel Gewicht auf diese doch bloß äußerlichen Dinge lege. Glaube nur, diese Dinge sind nicht bloß äußerlich. Wer kein feines Gefühl hat, sei's in Kunst, sei's im Leben, der existiert für mich nicht und für meine Freundschaft und Liebe nun schon ganz gewiß nicht. Da hast du mein Programm. Unser ganzer Gesellschaftszustand, der sich wunder wie hoch dünkt, ist mehr oder weniger Barbarei; Lorenzen, von dem du doch so viel hältst, hat sich ganz in diesem Sinne gegen mich ausgesprochen. Ach, wie voraus war uns die Heidenzeit, die wir jetzt so verständnislos bemängeln! Und selbst unser 'dunkles Mittelalter' — es stand schönheitlich höher als wir, und seine Scheiterhaufen, wenn man nicht gleich selbst an die Reihe kam, waren gar nicht so schlimm."

"Ich erlebe noch," lachte Armgard, "daß du 'neuen Kreuzzug oder ähnliches predigst. Aber wir sind von unserem eigentlichen Thema ganz abgekommen, von der Domina. Du sagtest, ihre Gefühle widersprächen sich untereinander. Welche Gefühle?"

"Darauf ist leicht Antwort zu geben. Erst beglückwünscht sie sich zu sich selbst, und hinterher ärgert sie sich über sich selbst. Und daß sie das muß, daran sind wir schuld, und das kann sie uns nicht verzeihn."

"Ich würde vielleicht zustimmen, wenn das, was du da sagst, nicht so sehr eitel klänge . . . Sie hat übrigens einen guten Verstand."

"Den hat sie, gewiß, den haben alle hier oder doch die meisten. Aber ein guter Verstand, so viel er ist, ist auch wieder recht wenig und schließlich — ich muß leider zu diesem Verolinismus greifen — ist sie, die gute Domina, nichts weiter als eine Stafete, lang und spitz und nicht mal grüngestrichen."

"Und der Alte? Der wenigstens wird doch vor deiner Kritik bestehn."

"O, der; der ist hors concours und geht noch über Woldemar hinaus. Was meinst du, wenn ich den Alten heiratete?"

"Sprich nicht so, Melusine. Ich weiß ja recht gut, wie das alles von dir gemeint ist, Uebermut und wieder Uebermut. Aber er ist doch am Ende noch nicht so feinalt. Und du, so lieb ich dich habe, du bist im Stande, dich in solche Kompliziertheiten

von Schwiegervater und Schwager, und zwar alles in einem zu verliehen."

"Jedenfalls mehr als in den, der diese Kompliziertheiten doch erst schaffen soll ... Also sei ruhig, freundlich Element."

## XXXIII.

Das war in den letzten Dezembertagen; auf Ende Februar hatte man die Hochzeit des jungen Paares festgesetzt. In der Zwischenzeit war seitens des alten Grafen ernsthaft erwogen worden, ob die Trauung nicht auf einem der Barbyschen Gbgüter stattfinden solle, die Braut selbst aber war dagegen gewesen und hatte mit einer ihr sonst nicht eignen Lebhaftigkeit versichert: sie hänge an der Armee, weshalb sie — ganz abgesehen von ihrem teuren Frommel — die Berliner Garnisonkirche weit vorziehe. Daß diese, nach Ansicht vieler, bloß ein großer Schuppen sei, habe für sie gar keine Bedeutung; was ihr an der Garnisonkirche so viel gelte, das seien die lebendigen Erinnerungen und ein Gotteshaus, drin die Schwerins und die Zietens ständen (und wenn sie nicht drin ständen, so doch andre, die kaum schlechter wären) — eine historisch so bevorzugte Stelle wäre ihr an ihrem Trautage lieber als ihre Familienkirche, trotz der Särge so vieler Barbys unterm Altar. Woldemar war sehr glücklich darüber, seine Braut so preußisch-militärisch zu finden, die denn auch, als einmal die Zukunft, also die Frage nach Verbleib oder Nichtverbleib in der Armee durchgesprochen wurde, lachend erwidert hatte: „Nein, Woldemar, nicht Abschied; ich bin sehr für Freiheit, aber beinahe' mehr noch für Major.“

Auf drei Uhr war die Trauung festgesetzt. Schon eine halbe Stunde vorher erschien der Brautwagen und hielt vor dem Schickedanzschen Hause, dessen Plur auszuschnücken sich die Frau Versicherungssekretärin nicht hatte nehmen lassen. Von der Treppe bis auf das Trottoir hinaus waren zu beiden Seiten Blumenestraden aufgestellt, auf denen die Lieblinge der Frau Schickedanz in einer Schönheit und Fülle standen, als ob es sich um eine Mai-blumenausstellung gehandelt hätte. Hinter den Estraden aber hatten alle Hausbewohner Aufstellung genommen, Lizzi, Frau Imme und sämtliche Hartwigs und natürlich auch Hedwig, die, nach ganz kurzem Dienst im Kommerzienrat Seligmannschen Hause, vor etwa acht Tagen ihre Stellung wieder aufgegeben hatte.

„Gott, Hedwig, war es denn wieder so was?“

„Nein, Frau Imme, diesmal war es mehr.“

Frommel traute. Die Kirche war dicht besetzt, auch von bloß Neugierigen, die sich, ehe die große Orgel einsetzte, die merkwürdigsten Dinge mitzuteilen hatten. Die Barbys seien eigentlich Italiener aus der Gegend von Neapel, und der alte Graf, was man ihm auch noch ansehen könne, sei in seinen jungen Jahren unter den Carbonaris gewesen; aber mit einem Male hab' er geschwenkt und sei zum Verräter an seiner heiligen Sache geworden. Und

weil in solchem Falle jedesmal einer zur Vollstreckung der Gerechtigkeit ausgelost würde (was der Graf auch recht gut gewußt habe), hab' er vorsichtigerweise seine schöne Heimat verlassen und sei nach Berlin gekommen und sogar an den Hof. Und Friedrich Wilhelm IV., der ihn sehr gern gemocht, hab' auch immer italienisch mit ihm gesprochen.

Das Hochzeitsmahl fand im Barbyschen Hause statt, notgedrungen en petit comité, da das große Mittelzimmer, auch bei geschicktester Anordnung, immer nur etwa zwanzig Personen aufnehmen konnte. Der weitaus größte Teil der Gesellschaft setzte sich aus uns schon bekannten Personen zusammen, obenan natürlich der alte Stechlin. Er war gern gekommen, trotzdem ihm die Weltabgewandtheit, in der er lebte, den Entschluß anfänglich erschwert hatte. Tante Adelheid fehlte. „Trösten wir uns,“ sagte Melusine mit einer ihr kleidenden Ueberheblichkeit. Selbstverständlich waren die Berchtesgadener da, desgleichen Alex und Czako, sowie Cujacius und Wischowitz. Außerdem ein, behufs Abschluß seiner landwirtschaftlichen Studien, erst seit kurzem in Berlin lebender junger Baron von Planta, Nefte der verstorbenen Gräfin, zu dem sich des weiteren ein Premierlieutenant von Szilagy gesellte (Freund und früherer Regimentskamerad von Woldemar) und ein Dr. Busch, den die Barbys noch von ihren Londoner Tagen her gut kannten. Dem Brautpaare gegenüber saßen die beiden Väter, beziehungsweise Schwiegerväter. Da weder der eine noch der andre zu den Rednern zählte, so ließ Frommel das Brautpaar in einem Toaste leben, drin Ernst und Scherz, Christlichkeit und Humor in glücklichster Weise vertheilt waren. Alles war entzückt, der alte Stechlin, Frommels Tischnachbar, am meisten. Beide Herren hatten sich schon vorher angefreundet, und als nach Erledigung des offiziellen Toastes das Tischgespräch ganz allgemein in Konversation mit dem Nachbar überging, sahen sich Frommel und der alte Stechlin in Anknüpfung einer intimeren Privatunterhaltung nicht weiter behindert.

„Ihr Herr Sohn,“ sagte Frommel, „wovon ich mich persönlich überzeugen konnte, wohnt sehr hübsch. Darf ich daraus schließen, daß Sie sich bei ihm einlogiert haben?“

„Nein, Herr Hofprediger. So bei Kindern wohnen ist immer mißlich. Und mein Sohn weiß das auch; er kennt den Geschmack oder meinerwegen auch bloß die Schrullenhaftigkeit seines Vaters, und so hat er mich, was immer das beste bleibt, in einem Hotel untergebracht.“

„Und Sie sind da zufrieden?“

„Im höchsten Maße, wiewohl es ein bißchen über mich hinausgeht. Ich bin noch aus der Zeit von Hotel de Brandebourg, gutes altes Hotel, an dem mich immer nur die Französisierung ärgerte, — sonst alles vorzüglich. Aber solche Gasthäuser sind, seit wir Kaiser und Reich sind, altmodisch geworden, und so bin ich dem durch meinen Sohn im Hotel Bristol untergebracht worden. Alles ersten Manges, kein Zweifel, wozu noch kommt, daß mich



der bloße Name schon erheitert, der Name, der neuerdings etwas jeden Wettbewerb beinah' Ausschließendes hat. Als ich noch Lieutenant war, freilich lange her, da mußten alle Wiße von Glasbrenner oder von Beckmann sein. Beckmann war erster Komiker, und wenn man in Gesellschaft sagte: „da hat ja wieder der Beckmann...“ so war man mit seiner Geschichte so gut wie raus. Und wie damals mit den Wißen, so heute mit den Hotels. Alle müssen ‚Bristol‘ heißen. Ich zerbreche mir den Kopf darüber, wie gerade Bristol dazu kommt. Bristol ist doch nur ein Ort zweiten Ranges, aber Hotel Bristol ist immer prima. Ob es hier wohl Menschen giebt, die Bristol je gesehen haben? Viele gewiß nicht, denn Schiffkapitäne, die zwischen Bristol und New York fahren, sind in unserm guten Berlin doch immer noch Maritimen. Uebrigens darf ich bei allem Respekt vor meinem berühmten Hotel sagen, unberühmte sind meist interessanter. So zum Beispiel bayrische Wirtshäuser im Gebirge, wo man eine dicke Wirtin hat, von der es heißt, sie sei mal schön gewesen, und ein Kaiser oder König habe ihr den Hof gemacht. Und dazu dann Forellen und ein Landjäger, der eben einen Wilderer oder Haberdreier über den stillen See bringt. In solchen Stellen ist es am schönsten. Und ist der See aufgeregt, so ist es noch schöner. Das alles würde mir unser Baron Berchtesgaden, der da drüben sitzt, gewiß gern bestätigen und Sie, Herr Hosprediger, bestätigen es mir schließlich auch. Denn mir fällt eben ein, Sie waren ja mit unserm guten alten Wilhelm, dem letzten Menschen, der noch ein wirklicher Mensch war, immer in Gasten zusammen und viel an seiner Seite. Jetzt hat man statt des wirklichen Menschen den sogenannten Uebermenschen etabliert; eigentlich giebt es aber bloß noch Untermenschen, und mitunter sind es gerade die, die man durchaus zu Uebermenschen machen will. Ich habe von solchen Leuten gelesen und auch mal einen gesehen. Ein Glück, daß es, nach meiner Wahrnehmung, immer entschieden komische Figuren sind, sonst könnte man verzweifeln. Und daneben unser alter Wilhelm! Wie war er denn so eigentl. wenn er so still seine Sommertage verbrachte? Können Sie mir was von ihm erzählen? So was, woran man ihn so recht erkennt.“

„Ich darf sagen ‚ja‘, Herr von Stechlin. Habe so was mit ihm erlebt. Eine ganz kleine Geschichte, aber das sind gerade die besten. Da hatten wir mal einen schweren Regentag in Gasten, so daß der alte Herr nicht ins Freie kam, und statt draußen in den Bergen, in seinem großen Wohnzimmer seinen gewohnten Spaziergang machen mußte, so gut es eben ging. Unter ihm aber, was er wußte, lag ein Schwerkranker. Und nun denken Sie sich, als ich bei dem guten alten Kaiser einträte, seh' ich ihn, wie er da lange Läufer und Teppiche zusammenschleppt und übereinander packt, und als er mein Erkennen sieht, sagt er mit einem unbeschreiblichen und mir unvergeßlichen Lächeln: ‚Ja, lieber Frommel, da unter mir liegt ein Kranker; ich mag nicht, daß er die Empfindung hat, ich trample ihm da so über

den Kopf hin...‘. Sehn Sie, Herr von Stechlin, da haben Sie den alten Kaiser.“

Dubslav schwieg und nickte. „Wie beneid' ich Sie, so was erlebt zu haben,“ hob er nach einer Weile an. „Ich kaunt' ihn auch ganz gut, das heißt in Tagen, wo er noch Prinz Wilhelm war, und dann oberflächlich auch später noch. Aber seine eigentliche Zeit ist doch seine Kaiserzeit.“

„Gewiß, Herr von Stechlin. Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.“

„Nichtig, richtig,“ sagte Dubslav, „so was schwebte mir auch vor; ich kaunt' es bloß nicht gleich finden. Ja, so war er, und so einen kriegen wir nicht wieder. Uebrigens sag' ich das in aller Reuerenz. Denn ich bin kein Frondeur. Fronde ist mir gräßlich und paßt nicht für uns. Das heißt, mitunter paßt es auch.“

\*

Inzwischen war die siebente Stunde herangekommen und um halb acht ging der Zug, mit dem das junge Paar noch bis Dresden wollte, dieser herkömmlich ersten Etappe für jede Hochzeitsreise nach dem Süden. Man erhob sich von der Tafel, und während die Gäste, bunte Reihe machend, untereinander zu plaudern begannen, zogen sich Woldemar und Armgard unbemerkt zurück. Ihr Reisegepäck war seit einer Stunde schon voraus, und nun hielt auch der viersitzige Wagen vor dem Barby'schen Hause. Die Baronin und Melusine hatten sich zur Begleitung des jungen Paares bis auf den Bahnhof hinaus miteinander verabredet und nahmen jetzt, ohne daß Woldemar und Armgard es hindern konnten, die beiden Rückste des Wagens ein. Das ergab aber, besonders zwischen den zwei Schwestern, eine vollkommene Rang- und Höflichkeitsstreiterei. „Ja, wenn es jetzt in die Kirche ginge,“ sagte Armgard, „so hättest du recht. Aber unser Wagen ist ja schon wieder ein einfacher Landauer geworden, und Woldemar und ich sind, vier Stunden nach der Trauung, schon wieder ganz gewöhnliche Menschen. Und sich dessen bewußt zu werden, damit kann man nicht früh genug anfangen.“

„Armgarb, du wirst mir zu geistlich,“ sagte Melusine.

Man einigte sich zuletzt, und als der Wagen am Anhalter Bahnhof eintraf, waren Rex und Czako schon da, beide mit Niefensträußen, zogen sich aber unmittelbar nach Ueberreichung ihrer Bouquets wieder zurück. Nur die Baronin und Melusine blieben noch auf dem Bahnsteig und warteten unter lebhafter Plauderei bis zum Abgange des Zuges. In dem von dem jungen Paare gewählten Coupé befanden sich noch zwei Reisende; der eine, blond und artig und mit goldener Brille, konnte nur ein Sachse sein, der andre dagegen, mit Pelz und Fuchtentoffer, war augenscheinlich ein „Internationaler“ aus dem Osten oder selbst aus dem Südosten Europas.

Nun aber hörte man das Signal, und der Zug setzte sich in Bewegung.

\*

Die Baronin und Melusine grüßten noch mit ihren Tüchern. Dann bestiegen sie wieder den draußen haltenden Wagen. Es war ein herrliches Wetter, einer jener Vorfrühlingstage, wie sie sich gelegentlich schon im Februar einstellen.

„Es ist so schön,“ sagte Melusine. „Benutzen wir's. Ich denke, liebe Baronin, wir fahren hier zunächst am Kanal hin in den Tiergarten hinein und dann an den Zelten vorbei bis in Ihre Wohnung.“

„Wohl ihr.“

„Aber Gräfin . . .“

„Sie sind verwundert, liebe Baronin, mich das sagen zu hören. Und doch hat's damit nur zu sehr seine Richtigkeit; gebranntes Kind scheut das Feuer.“

„Aber Gräfin . . .“

„Ich verheiratete mich, wie Sie wissen, in Florenz und fuhr an demselben Abende noch bis Venedig.“



Nach einer photographischen Aufnahme von Kari Fahn in München.

Eleonore Duse und Marion Lenbach.

Eine Weile schwiegen beide Damen; im Augenblick aber, wo sie von dem holperigen Pflaster in den stillen Asphaltweg einbogen, sagte die Baronin: „Ich begreife Stechlin nicht, daß er nicht ein Coupé apart genommen.“

Melusine wiegte den Kopf.

„Den mit der goldenen Brille,“ fuhr die Baronin fort, „den nehm' ich nicht schwer. Ein Sachse thut keinem was und ist auch kaum eine Störung. Aber der andre mit dem Fuchtkoffer. Er schien ein Russe, wenn nicht gar ein Rumäne. Die arme Armgard. Nun hat sie ihren Woldemar und hat ihn auch wieder nicht.“

Venedig ist in einem Punkte ganz wie Dresden: nämlich erste Station bei Vermählungen. Auch Ghiberti — ich sage immer noch lieber ‚Ghiberti‘ als ‚mein Mann‘; ‚mein Mann‘ ist überhaupt ein furchtbares Wort — auch Ghiberti also hatte sich für Venedig entschieden. Und so hatten wir denn den großen Apennintunnel zu passieren.“

„Weiß, weiß. Endlos.“

„Ja, endlos. Ach, liebe Baronin, wäre doch da wer mit uns gewesen, ein Sachse, ja selbst ein Rumäne. Wir waren aber allein. Und als ich aus dem Tunnel heraus war, wußt' ich, welchem Gland ich entgegenlebte.“

„Liebste Melusine, wie beklag' ich Sie; wirklich, teuerste Freundin, und ganz aufrichtig. Aber so gleich ein Tunnel. Es ist doch auch wie ein Schicksal.“

\*

Ner und Czako hatten sich, unmittelbar nach Ueberreichung ihrer Bouquets, vom Bahnhof her in die Königgräberstraße zurückgezogen, und hier angekommen sagte Czako: „Wenn es Ihnen recht ist, Ner, so gehen wir bis in das Restaurant Bellevue.“

„Tasse Kaffee?“

„Nein; ich möchte gern was Ordentliches essen. Drei Löffel Suppe, 'ne Forelle en miniature und ein Boulardenflügel, — das ist zu wenig für meine Verhältnisse. Mund heraus, ich habe Hunger.“

„Sie werden sich zu gut unterhalten haben.“

„Nein, auch das nicht. Unterhaltung sättigt übrigens, wenigstens Menschen, die wie ich aufs Geistige gestellt sind. Ein bißchen mag ich aber an meinem elenden Zustande selbst schuld sein. Ich habe nämlich immer nur die Gräfin angesehen und begreife nach wie vor den Stechlin nicht. Nimmst du die Schwester! Er hatte doch am Ende die Wahl. Der kleine Finger der Gräfin (und ihr kleiner Zeh' nun schon ganz gewiß) ist mir lieber als die ganze Comtesse.“

„Czako, Sie werden wieder frivol.“

#### XXXIV.

Unter den Hochzeitsgästen hatte sich, wie schon kurz erwähnt, auch ein Dr. Pusch befunden, ein gewandter und durchaus weltmännisch wirkender Herr mit gepflegtem, aber schon angegrautem Backenbart. Er war vor etwa fünfundsanzig Jahren an der Assessorecke gescheitert und hatte damals nicht Lust gehabt, sich ein zweites Mal in die Zwickmühle nehmen zu lassen. „Das Studium der Jurisprudenz ist langweilig und die Karriere hinterher miserabel“ — so war er denn als Korrespondent für eine große rheinische Zeitung nach England gegangen und hatte sich dort auf der deutschen Botschaft einzuführen gewünscht. Das ging so durch Jahre. Ziemlich um dieselbe Zeit aber, wo der alte Graf seine Londoner Stellung aufgab, war auch Dr. Pusch wieder flügge geworden und hatte sich nach Amerika hinüber begeben. Er fand das Freie dort freier, als ihm lieb war, und kehrte sehr bald, nachdem er es erst in New York, dann in Chicago versucht hatte, nach Europa zurück. Und zwar nach Deutschland. „Wo soll man am Ende leben?“ Unter dieser Betrachtung nahm er schließlich in Berlin wieder seinen Wohnsitz. Er war ungeniert von Natur und ein klein wenig überheblich. Als wichtigstes Ereignis seiner letzten sieben Jahre galt ihm sein Uebertritt vom Pilsener zum Weihenstephan. „Sehen Sie, meine Herren, vom Weihenstephan zum Pilsener, das kann jeder; aber das Umgekehrte, das ist was. Chinesen werden christlich, gut. Aber wenn ein Christ ein Chinese wird, das ist doch immer noch eine Sache von Belang.“

Pusch, als er sich in Berlin niederließ, hatte sich auch bei den Barbys wieder eingeführt; Melusine entsann sich seiner noch, und der alte Graf war froh, die zurückliegenden Zeiten wieder durchsprechen

und von Sandrigham und Hatfieldhouse, von Chatsworth und Pembroke-Lodge plaudern zu können. Eigentlich paßte der etwas weitgehende Ungenierteitston, in dem der Doktor seiner Natur wie seiner New Yorker Schulung nach zu sprechen liebte, nicht sonderlich zu den Gepflogenheiten des alten Grafen; aber es lag doch auch wieder ein Reiz darin, ein Reiz, der sich schließlich noch verdoppelte durch das, was Pusch aus aller Welt Eiden mitzuteilen wußte. Brillanter Korrespondent, der er war, unterhielt er Beziehungen zu den Ministerien und, was fast noch schwerer ins Gewicht fiel, auch zu den Gesandtschaften. Er hörte das Gras wachsen. Auf Titulaturen ließ er sich nicht ein; die vielen Telegramme hatten einen gewissen allgemeinen Telegrammstil in ihm gezeitigt, dessen er sich nur entschlug, wenn er ins Aussehen kam. Es war im Zusammenhang damit, daß er gegen Worte wie: „Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrath“ einen förmlichen Haß unterhielt. Herzog von Rüstow oder Herzog von Ratibor waren ihm, trotz ihrer Kürze, immer noch zu lang, und so warf er denn statt ihrer einfach mit „Hohenlohes“ um sich. In der That, er hatte mancherlei Schwächen. Aber diese waren doch auch wieder von eben so vielen Tugenden begleitet. So beispielsweise sah er über alles, was sich an Liebesgeschichten ereignete, mit einer beinah' vornehmen Gleichgültigkeit hinweg, was manchem sehr lieb war. Ob dies Drüberhinsehn bloße Geschäftsmarine war, oder ob er all dergleichen einfach alltäglich und deshalb langweilig fand, war nicht recht festzustellen; er kultivierte dafür mit Vorliebe das Finanzielle, vielleicht davon ausgehend, daß, wer die Finanzen hat, auch selbstverständlich alles andre besitzt, besonders die Liebe.

Das war Dr. Pusch. Er schloß sich, als man aufbrach, einer Gruppe von Personen an, die den „angerissenen Abend“ noch in einem Lokal verbringen wollten.

„Ja, wo?“

„Natürlich Siechen.“

„Ach, Siechen. Siechen ist für Philister.“

„Nun denn also, beim ‚schweren Wagner‘.“

„Noch philiströser. Ich bin für Weihenstephan.“

„Und ich für Pilsener.“

Man einigte sich schließlich auf ein Lokal in der Friedrichstraße, wo man beides haben könne.

Die Herren, die dahin aufbrachen, waren außer Pusch noch der junge Baron Planta, dann Cujacius und Werschowitz und abschließend Premierlieutenant von Szilagy, der, wie schon angedeutet, früher bei den Gardedragonern gestanden, aber wegen einer großen Generalbegeisterung für die Künste, das Malen und Dichten obenan, schon vor etlichen Jahren seinen Abschied genommen hatte. Mit seinen Genrebildern war er nicht recht von der Stelle gekommen, weshalb er sich neuerdings der Novellistik zugewandt und einen Sammelband unter dem bescheidenen Titel „Bellis perennis“ veröffentlicht hatte. Lanter kleine Liebesgeschichten.

Alle fünf Herren, mit alleiniger Ausnahme des jungen Graubündener Barons, waren von Anfang

an ziemlich aufgeregt, und jeder ihnen Zuhörende hätte sofort das Gefühl haben müssen, daß hier viel Explosionsstoff aufgehäuft sei. Trotzdem ging es zunächst gut; Wrjchowitz hielt sich in Grenzen, und selbst Gnjacius, der nicht gern andern das Wort ließ, freute sich über Pusch's Schwadronage, vielleicht weil er nur das heranshörte, was ihm gerade paßte.

Lieutenant von Szilagy — man kam vom Hundertsten aufs Tausendste — wurde bei den Fragen, die hin und her gingen, von ungefähr auch nach seinem Novellenbande gefragt und ob er Freude daran gehabt habe.

„Nein, meine Herren,“ sagte Szilagy, „das kann ich leider nicht sagen. Ich habe Bellis perennis auf eigne Kosten herstellen lassen und hundertzehn Rezensionseremplare verschickt, unter Beilegung eines Zettels; der ist denn auch von einigen Zeitungen abgedruckt worden, aber nur von ganz wenigen. Im übrigen schweigt die Kritik.“

„O, Kritik!“ sagte Wrjchowitz. „Ich liebe Kritik. Aber gute Kritik schweigt.“

„Und doch,“ fuhr Szilagy fort, der sich in dem etwas delphischen Ausdruck des guten Wrjchowitz nicht gleich zurechtfinden konnte, „doch sind diese schmerzlichen Gefühle nichts gegen das, was vorausgegangen. Ich unterhielt nämlich vor Erscheinen des Buchs die Hoffnung in mir, einige dieser kleinen Arbeiten in einem Parteiblatt, und als dies mißlang, in einem Familienjournal unterbringen zu können. Aber ich scheiterte...“

„Ja, natürlich scheiterten Sie,“ sagte Pusch, „das spricht für Sie. Lassen Sie sich sagen und raten, denn ich weiß in diesen Dingen einigermaßen Bescheid. War nämlich drüben, ja ich darf beinah' sagen, ich war doppelt drüben, erst drüben in England und dann drüben in Amerika. Da versteht man's. Ja, du lieber Himmel, dies bedruckte Löschpapier! Man lebt davon, und es regiert die Welt. Aber, aber. Und dabei, wenn ich recht gehört habe, sprachen Sie von Parteiblatt, — furchtbar. Und dann sprachen Sie von Familienjournal, — zweimal furchtbar!“

„Haben Sie selbst Erfahrungen gemacht auf diesem schwierigen Gebiete?...“

„Nein, Herr von Szilagy, so tief ließ mich die Gnade nicht sinken. Aber ich treibe mein Wesen über dem Strich, und wenn man so Wand an Wand wohnt, da weiß man doch einigermaßen, wie's bei dem Nachbar aussieht. Ach, und außerdem, wie so mancher hat mir sein Herz ausgeschüttet und seine liebe Not geklagt! Wer's nicht leicht nimmt, der ist verloren. Roman, Erzählung, Kriminalgeschichte. Jeder, der der großen Masse genügen will, muß ein Loch zurückstecken. Und wenn er das redlich gethan hat, dann immer noch eins. Es giebt eine Normalnovelle. Tiefverschuldeten adeliger Assessor und ‚Sommerlieutenant‘, liebt Gouvernante von so stupender Tugend, daß sie, wenn geprüft, selbst darin bestehen würde. Plötzlich aber ist ein alter Duffel da, mit der Absicht, den halb entgleisten Neffen an eine reiche Cousine standesgemäß zu verheiraten. Höhe der Situation! Drohendster Kon-

flikt. Aber in diesem bedrängten Moment entsagt die Cousine nicht nur, sondern vermachte ihrer Nivalin auch ihr Gesamtvermögen. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch... Ja, Herr von Szilagy, wollen Sie damit konkurrieren?“

Alles stimmte zu; nur Baron Planta meinte: „Dr. Pusch, Bardou, aber ich glaube beinah', Sie übertreiben. Und Sie wissen es auch.“

Pusch lachte. „Wenn man etwas derart sagt, übertreibt man immer. Wer ängstlich abwägt, sagt gar nichts. Nur die scharfe Zeichnung, die schon die Karikatur streift, macht eine Wirkung. Glauben Sie, daß Peter von Amiens den ersten Kreuzzug zusammengetrommelt hätte, wenn er so etwa beim Erdbeerpflücken einem Freunde mitgeteilt hätte, das Grab Christi sei vernachlässigt, und es müsse für ein Gitter gesorgt werden?!“

„Sehr gutt, sehr gutt.“

„Und so auch, meine Herren, wenn ich von moderner Litteratur spreche. Herr von Szilagy, den wir so glücklich sind, unter uns zu sehn, soll aufgerichtet, seine Seele mit neuem Vertrauen erfüllt werden. Oder mit Heiterkeit, was noch besser ist. Er soll wieder lachen können. Und wenn man solche Wirkung erzielen will, ja, dann muß man eben deutlich und zugleich etwas phantastisch sprechen. Insbesondere auch ernsthaft angesehen, wie steht es denn mit der Herstellung (ich vermeide das Wort ‚Schöpfung‘) und dann weiterhin mit dem Verschleiß der meisten dieser Dinge? Lassen Sie mich in einem Bilde sprechen. Da haben wir jetzt in unsern Blumenläden allerlei Kränze, darunter den aus Eichenlaub und Lorbeer bestehenden und wegen besserer Dauerbarkeit auf eine herzhafte Weidenrute geflochtenen Urkranz. Und nun treten Sie, je nach der Situation, an die betrübt oder auch an die lächelnde Kranzhinderin heran, um zu Begräbnis oder Trauung Ihre Bestellung zu machen, zu drei Mark oder zu fünf oder zu zehn. Und genau dieser Bestellung entsprechend, werden in den Urkranz etliche Georginen oder Teichrosen eingebunden und bei stattgebarter Höchstbewilligung sogar eine Orchidee von ganz unglaublicher Form und Farbe.“

„Kenne die Orchidee,“ rief Wrjchowitz in höchster Ekstase, „lila mit gelb.“

Pusch nickte und fuhr fort: „Und genau so mit der Urenovelle. Die liegt fertig da wie der Urkranz; nichts fehlt, als der Aufputz, der nunmehr freundschaftlich verabredet wird. Bei Höchstbewilligung wird ein Verstoß gegen die Sittlichkeit eingeflochten. Das ist dann die große Orchidee, lila mit gelb, wie Freund Wrjchowitz sehr richtig bemerkt hat.“

„Unter diesen Umständen ist es ein wahres Glück,“ sagte hier Baron Planta, „daß Herr von Szilagy, wie ich höre, mehrere Eisen im Feuer hat. Was ihm die Novellistik schuldig bleibt, muß ihm die Malerei bringen.“

„Was sie leider nicht that und nicht thut,“ lachte Szilagy halb wehmütig, „trotzdem ich vom Genrebild aus, mit dem ich anfang, eine Schwenkung gemacht und mich unter Anleitung meines Freundes

Salzmann neuerdings der Marinemalerei zugewandt habe. Und was die blauen Töne betrifft, so viel darf ich sagen, so bin ich wohl hinter keinem zurückgeblieben. Habe mich außerdem in Gubin und Turner geradezu vergafft. Aber trotzdem . . .“

„Aber trotzdem ohne rechten Erfolg,“ unterbrach hier Cujacius, „was mich nicht wunder nimmt. Was wollen Sie mit Gubin oder gar mit Turner? Wer das Meer malen will, muß die alten Niederländer studieren. Und unter den Modernen vor allem die Skandinaven: die Norweger, die Dänen.“

Wrshowitz zuckte zusammen.

„Wir haben da beispielsweise den Dänen Melby, der sehr gut und beinah' bedeutend ist.“

„O nein, o nein,“ platzte jetzt Wrshowitz mit vor Nervosität immer mehr erzitternder Stimme heraus. „Nicht farr gutt, nicht bedeutend.“

„Der sehr bedeutend ist,“ wiederholte Cujacius. „Grade darin bedeutend, daß er nicht bedeutend sein will. Er erhebt keine falschen Präntensionen; er ist schlicht, ohne Phantastereien, aber stimmungsvoll; und wenn ich Bilder von ihm sehe, besonders solche, wo das graublau Meer an einer Klippe brandet, so berührt es mich spezifisch skandinavisch, etwa wie der ostianische Meereszauber in den Kompositionen unsers trefflichen Niels Gade.“

„Von Niels Gade spricht man nicht.“

„Ich spreche von Niels Gade. Seine Kompositionen reichen bis an Mendelssohn heran.“

„Was ihn noch kleiner macht.“

„Nicht daß ich wüßte. Wirkliche Kunstgrößen zu stürzen, dazu reichen Ueberheblichkeiten unbekannter Konkurrenten nicht aus.“

„Zugegeben. Was Sie, Herr Professor, im übrigen nicht abhielt, mit Turner aufräumen und den großen Gubin cultivieren zu wollen.“

„Ueber Malerei zu sprechen, steht mir zu.“

„Ueber Musik zu sprechen, steht mir zu.“

„Sonderbar. Immer Personen aus unkontrollierbaren Grenzbezirken führen bei uns das große Wort.“

„Ich bin Tscheche, gewiß. Weiß aber, daß es ein deutsches Sprichwort giebt: „Der Deutsche lügt, wenn er höflich wird.““

„Sehr wahr. Weshalb ich unter Umständen darauf verzichte.“

„En quoi vous réussissez à merveille.“

„Aber meine Herren,“ warf Busch hier ein, den die ganze Streiterei natürlich nur entzückte, „können wir nicht das Kriegsbeil begraben? Proponiere: Begegnung auf halbem Wege; shaking hands. Nehmen Sie zurück, hüben und drüben.“

„Ne,“ donnerte Cujacius.“

„Jamais,“ sagte Wrshowitz.

Und damit erhoben sich alle. Cujacius und Busch hatten die Tete, Wrshowitz und Baron Planta folgten in einiger Entfernung. Szilagy war vorsichtigerweise abgesehen.

Wrshowitz, immer noch in großer Erregung, mühte sich, dem jungen Graubündener auseinanderzusetzen, daß Cujacius ganz allgemein den Ruf eines Krakehlers habe. — „Je vous assure, Monsieur

le Baron, il est un fou et plus que ça — un blagueur.“

Baron Planta schwieg und schien trotz dieser eindringlichen Versicherung nicht so ohne weiteres Partei für seinen Begleiter nehmen zu wollen. Aber er bekehrte sich rasch zu diesem, als er im nächsten Augenblicke von der Front her die mit immer steigender Heftigkeit ausgesprochenen Worte hörte: Kaschube, Wende, Böhmade.

## XXXV.

Um dieselbe Stunde, wo sich die fünf Herren von der Barby'schen Hochzeitstafel entfernt hatten, waren auch Baron Berchtesgaden und Hofprediger Frommel aufgebrochen, so daß sich nur noch der alte Stechlin im Hochzeitshause befand. Er hatte sich — Melusine war vom Bahnhof noch nicht wieder da — vom Ghsaal her zunächst in das verwaiste Damenzimmer und von diesem aus auf die Loggia zurückgezogen, um da die Lichter im Strom sich spiegeln zu sehen und einen Zug frische Luft zu thun. An dieser Stelle fand ihn denn auch der alte Graf und sagte, nachdem er seinem Staunen über den gesundheitlich etwas gewagten Aufenthalt Ausdruck gegeben hatte: „Nun aber, mein lieber Stechlin, wollen wir endlich einen kleinen Schwatz haben und uns näher miteinander bekannt machen. Ihr Zug geht erst zehn ein halb; wir haben also noch beinah' anderthalb Stunden.“

Und dabei nahm er Dubslav's Arm, um ihn in sein Wohnzimmer, das bis dahin als Estaminet gedient hatte, hinüberzuführen.

„Erlauben Sie mir,“ fuhr er hier fort, „daß ich zunächst mein halb eingewickeltes und halb eingeschientes Elefantenbein auf einen Stuhl strecke; es hat mich all die Zeit über ganz gehörig gezwickt, und namentlich das Stehen vor dem Altar ist mir blutiger geworden. Bitte, rücken Sie heran. Es ging während unsers kleinen Diners alles so rasch, und ich wette, Sie sind bei dem Kaffee ganz erheblich zu kurz gekommen. Der Moment, wo das Bier herumgereicht wird, ist in den Augen des modernen Menschen immer das wichtigste; da wird dann der Kaffeezeit manches abgeknapft.“

Und dabei drückte er auf den Knopf der Klingel.

„Feierich, noch eine Tasse für Herrn von Stechlin und natürlich einen Cognac oder Curacao oder lieber die ganze Benediktinerabtei, — Wig von Cujacius, für den Sie mich also nicht verantwortlich machen dürfen . . . Leider werde ich Ihnen bei diesem zweiten Kaffee nicht Gesellschaft leisten können; ich habe mich schon bei Tische mit einer lügnerisch und bloß anstandshalber in einen Champagnerkübel gestellten Apollinarisflasche begnügen müssen. Aber was hilft es, man will doch nicht auffallen mit all seinen Gebrechen.“

Dubslav war der Aufforderung des alten Grafen nachgekommen und saß ihm, eine Lampe mit grünem Schirm zwischen sich und ihm, gerade gegenüber. Feierich kam mit der Tablette.

„Den Cognac,“ fuhr der alte Barby fort, „kann ich Ihnen empfehlen; noch Beziehungen aus Zeiten

her, wo man mit einem Franzosen ungeniert sprechen und nach einer guten Firma fragen konnte. Waren Sie siebzig noch mit dabei?"

"Ja, so halb. Eigentlich auch das kaum. Aus meinem Regiment war ich lange heraus. Nur als Johanniter."

"Ganz wie ich selber."

"Eine wundervolle Zeit dieser Winter siebzig," fuhr Dubslav fort, "auch rein persönlich angesehen. Ich hatte damals das, was mir zeitlebens nicht gerad' absolut, aber doch mehr als wünschenswert gefehlt hatte: Fühlung mit der großen Welt. Es heißt immer, der Adel gehöre auf seine Scholle, und je mehr er mit der verwachse, desto besser sei es. Das ist auch richtig. Aber etwas ganz Wichtiges giebt es nicht. Und so muß ich denn sagen, es war doch was, den alten Wilhelm so jeden Tag vor Augen zu haben. Hab' ihn freilich damals nie gesprochen, immer nur gesehen, aber auch das war schon eine Herzensfreude. Sie nennen ihn jetzt den Großen und stellen ihn neben Fridericus Rex. Nun, so einer war er sicherlich nicht, an den reicht er nicht ran. Aber als Mensch war er ihm über, und das giebt, mein' ich, doch den Ausschlag, wenn auch zur 'Größe' noch was andres gehört. Ueberhaupt sind' ich, daß wir dem alten Fritz gegenüber eine falsche Stellung einnehmen, gerade wir vom Adel. Er war nicht so sehr für uns, wie wir immer glauben oder wenigstens nach außen hin versichern. Er war für sich und für das Land oder, wie er zu jagen liebte, 'für den Staat'. Aber daß wir als Stand und Kaste so recht was von ihm gehabt hätten, das ist eine Einbildung."

"Ueberrascht mich, aus Ihrem Munde zu hören."

"Ist aber doch wohl richtig. Wie lag es denn eigentlich? Wir hatten die Ehre, für König und Vaterland hungern und dursten und sterben zu dürfen, sind aber nie gefragt worden, ob uns das auch passe. Nur dann und wann erfuhren wir, daß wir 'Edelleute' seien und als solche mehr Ehre hätten. Aber damit war es auch gethan. In seiner innersten Seele rief er uns eigentlich genau daselbe zu, wie den Grenadiern bei Torgau. Wir waren Rohmaterial und wurden von ihm mit meist sehr kritischem Auge betrachtet. Alles in allem, lieber Graf, sind' ich unser Jahr dreizehn eigentlich größer, weil alles, was geschah, weniger den Befehlscharakter trug und alles mehr Freiheit und Selbstentscheidung hatte. Ich bin nicht für die patentierte Freiheit der Parteiliberalen, aber ich bin doch für ein bestimmtes Maß von Freiheit überhaupt. Und wenn mich nicht alles täuscht, so wird auch in unsern Reihen der Glaube lebendig, daß wir uns dabei, auch rein praktisch-egoistisch, am besten stehn."

Der alte Barbü freute sich sichtlich dieser Worte. Dubslav aber fuhr fort: "Uebrigens, das muß ich sagen dürfen, lieber Graf, Sie wohnen hier brillant an Ihrem Kronprinzenufer; ein entzückender Blick, und Fremde würden vielleicht kaum glauben, daß an unsrer alten Spree so was Hübsches zu finden sei. Die Niederlassungs- und speziell die Wohnungsfrage spielt immer mit, wo sich's um Glück und Behagen handelt, und gerade Sie, der Sie so lange draußen waren, werden,

ehe Sie dies Bis-a-vis von unsrer Jungferneide wählten, nicht ohne Bedenken gewesen sein. In Bezug auf die Landschaft gewiß und in Bezug auf die Menschen vielleicht."

"Sagen wir, auch da gewiß. Ich hatte wirklich solche Bedenken. Aber sie sind niedergekämpft. Vieles gefiel mir nicht, als ich aus der Fremde wieder nach hier zurückkam, und vieles gefällt mir auch noch nicht. Ueberall ein zu langsames Tempo. Wir haben in jedem Sinne zu viel Sand, und wo viel Sand ist, da will nichts recht vorwärts, immer bloß hü und hott. Aber dieser Sandboden ist doch auch wieder tragfähig, nicht glänzend, aber sicher. Er muß nur, und vor allem der moralische, die richtige Witterung haben, also zu rechter Zeit Regen und Sonnenschein. Und ich glaube, Kaiser Friedrich hatt' ihm diese Witterung gebracht."

"Ich glaub' es nicht," sagte Dubslav.

"Meinen Sie, daß es ihm schließlich doch nicht Ernst mit der Sache war?"

"O nein. Es war ihm Ernst, ganz und gar. Aber es würd' ihm zu schwer, zu bitter gemacht worden sein. Mund heraus, er wäre gescheitert."

"Woran?"

"An seinen Freunden vielleicht, an seinen Feinden gewiß. Und das waren die Junker. Es heißt immer, das Junkertum sei keine Macht mehr, die Junker fräßen den Hohenzollern aus der Hand, und die Dynastie züchte sie bloß, um sie für alle Fälle parat zu haben. Und das ist eine Zeit lang vielleicht auch richtig gewesen. Aber heut ist es nicht mehr richtig, es ist heute grundfalsch. Das Junkertum (trotzdem es vorgiebt, seine Strohdächer zu flicken, und sie gelegentlich vielleicht auch wirklich flickt), dies Junkertum — und ich bin inmitten aller Loyalität und Devotion doch stolz, das sagen zu können — hat in dem Kampf dieser Jahre kolossal an Macht gewonnen, mehr als irgend eine andre Partei, die Sozialdemokratie kaum ausgeschlossen, und mitunter ist mir's, als stiegen die seligen Quizows wieder aus dem Grabe herauf. Und wenn das geschieht, wenn unsre Leute sich auf das bestimmen, worauf sie sich seit über vierhundert Jahren nicht mehr besonnen haben, so können wir was erleben. Es heißt immer: unmöglich. Aber bah, was ist unmöglich? Nichts ist unmöglich. Wer hätte vor dem 18. März den 18. März für möglich gehalten, für möglich in diesem richtigen Philisterneist Berlin! Es kommt eben alles mal an die Reihe; das darf nicht vergessen werden. Und die Armee! Aber jeder glückliche General ist immer eine Gefahr! Und unter Umständen bilden eine solche Gefahr auch noch andre Glückliche! Sehen Sie sich den alten Sachsenwalder an, den Zivil-Wallenstein."

"Und Sie glauben," warf der Graf hier ein, "an dieser scharfen Quizow-Ecke wäre Kaiser Friedrich gescheitert?"

"Ich glaub' es."

"Um, es läßt sich hören. Und wenn so, so wär' es schließlich ein Glück, daß es anders kam und daß wir nicht vor diese Frage gestellt worden sind."

„Ich habe mit meinem Woldemar, der einen stark liberalen Zug hat (ich kann es nicht loben und mag es nicht tadeln), oft über diese Frage gesprochen. Er war natürlich für Neuzeit, also für Experimente. Nun hat er inzwischen das bessere Teil erwählt, und während wir hier sprechen, ist er schon über Trebbin weg. Sonderbar, ich bin nicht allzu viel gereist, aber immer, wenn ich an diesem Neste vorbei kam, hatt' ich das Gefühl: ‚jetzt wird es besser, jetzt bist du frei‘. Ich kann sagen, ich liebe die ganze Sandbüchse da herum, und bloß aus diesem Grunde.“

Der alte Graf lachte behaglich. „Und Trebbin wird sich von dieser Ihrer Schwärmerei nichts träumen lassen. Uebrigens haben Sie recht. Jeder lebt zu Hause mehr oder weniger wie in einem Gefängnis. Und doch bin ich eigentlich gegen das Reisen und speziell gegen die Hochzeitsreise. Wenn ich so Personen in ein Coupé nach Italien einsteigen sehe, so kommt mir immer ein Dankgefühl, dieses ‚höchste Glück auf Erden‘ nicht mehr mitmachen zu müssen. Es ist doch eigentlich eine Qual, die man sich auferlegt, und man wird auch wieder davon zurückkommen; über kurz oder lang wird man nur noch reisen, wie man in den Krieg zieht oder in einen Luftballon steigt, bloß von Berufs wegen. Das hat dann einen Sinn. Aber nicht um des Vergnügens willen. Und wozu denn auch? In alten Zeiten ging der Prophet zum Berge, jetzt kommt allerorten der Berg auf uns zu. Das Beste vom Parthenon sieht man jetzt in London und das Beste von Pergamon in Berlin, und wäre man nicht so nachsichtig mit den lieben, nie zahlenden Griechen verfahren, so könnte man sich, sagen wir am Kupfergraben, im Laufe des Vormittags in Mykenä und nachmittags in Olympia ergehen.“

„Ganz Ihrer Meinung, teuerster Graf. Aber doch zugleich auch ein wenig betrübt, Sie so bezieht gegen alle Reiterei zu finden. Ich stand nämlich auf dem Punkte, Sie nach Stechlin hin einzuladen, in meine alte Kiste, die meine guten Glogjower mementwegt ein ‚Schloß‘ nennen.“

„Ja, lieber Stechlin, das ist was andres. Und um Ihnen ganz die Wahrheit zu sagen, wenn Sie mich nicht eingeladen hätten (eigentlich ist es ja noch nicht geschehn, aber ich greife kühnlich vor), so hätt' ich mich bei Ihnen angemeldet. Das war schon lange mein Plan.“

In diesem Augenblicke ging draußen die Klingel. Es war Melusine.

„Bringe den Vätern, respektive Schwiegervätern allerhöchste Grüße. Die Kinder sind jetzt mutmaßlich schon über Wittenberg, die große Luther- und Apfelfuchsenstation, hinaus und in weniger als zwei Stunden in Dresden. O diese Glücklichen! Und dabei verweilt' ich mich, Armgard hat bereits Sehnsucht. Vielleicht nach mir.“

„Kein Zweifel,“ sagte Dubslav. Die Gräfin selbst aber fuhr fort: „Ehe man nämlich ganz Abschied von dem alten Leben nimmt, sehnt man sich noch einmal gründlich danach zurück. Freilich, Schwester Armgard wird weniger davon empfinden als andre. Sie hat eben den lebenswürdigsten und besten

Mann, und ich könnt' ihn ihr beinahe beneiden, trotzdem ich noch im Abschiedsmoment einen wahren Schreck kriegte, weil ich ihn sagen hörte, daß er morgen vormittag mit der armen Armgard vor die Sirtinische Madonna treten wolle. Bei welchen Worten er noch dazu wie verklärt aussah. Und das sind' ich einfach unerhört. Warum unerhört, werden Sie mich vielleicht fragen. Nun denn, weil es erstens eine Beleidigung ist, sich auf eine Madonna so extrem zu freuen, wenn man eine Braut oder gar eine junge Frau zur Seite hat, und zweitens, weil dieser geplante Galeriebesuch ein Mangel an Disposition bedeutet, der mich für Woldemars ganze agrarische Zukunft besorgt machen kann. Denn richtige ‚Dispositionen‘, wie man mir sagt, sind in der Landwirtschaft alles. Aber lassen wir, was kommt, und bleiben wir bei der Gegenwart. Jedenfalls fährt er jetzt in das Land der Madonnen hinein und will da doch mutmaßlich mit frischen Kräften antreten; wenn er sich aber schon in Deutschland etappenweise verträdelte, so wird er, wenn er in Rom ist, wohl sein Programm ändern müssen, und statt im Palazzo Borgese zu schwelgen, nebenan im Café Cavour eine Berliner Zeitung lesen. Wir werden nämlich jetzt Weltstadt und wachsen mit unsrer Presse dann und wann schon über Charlottenburg hinaus. . . . Uebrigens läßt auch die Baronin bestens grüßen. Eine reizende Frau, Herr von Stechlin, die grad Ihnen gefallen würde. Glaubt eigentlich gar nichts und geriert sich dabei streng katholisch. Das klingt widersinnig und ist doch richtig und reizend zugleich. All die Süddeutschen sind überhaupt viel netter als wir, und die nettesten, weil die natürlichsten, sind die Bayern.“

## XXXVI.

Der alte Dubslav, als er bald nach elf auf seinem Granjeer Bahnhof eintraf, fand da Martin und seinen Schlitten bereits vor. Engelle hatte zum Glück für warme Sachen geforgt, denn es war inzwischen recht kalt geworden. Im ersten Augenblicke that dem Alten, in dessen Coupé die herkömmliche Stielkluft gebrüht hatte, der draußen wehende Ostwind wohl, sehr bald aber stellte sich ein Frösteln ein. Schon tags zuvor, bei Beginn seiner Reise, war ihm nicht recht wohl gewesen, Kopfweh, Druck auf die Schläfe; jetzt war derselbe Zustand wieder da. Trotzdem nahm er's leicht damit und sah in das Sternengeflimmer über ihm. Die wie Niesebesen anfragenden Pappeln warfen dunkle, groteske Schatten über den Weg, während er die nach links und rechts hin liegenden toten Schneefelder mit den wechselnden Bildern alles dessen belebte, was ihm der zurückliegende Tag gebracht hatte. Da sah er wieder die mit rotem Teppich belegte Hotel-Marmortreppe samt dem Oberkellner in Gesandtschaftsattachéhaltung, und im nächsten Augenblicke den Küster der Garnisonkirche, den er anfänglich für einen als Gast geladenen Konsistorialrat gehalten hatte. Daneben aber stand die blass, schöne Braut und die reizende, biegsame und schmiegsame Melusine. „Ja, der alte Parby, wenn er auf die sieht, der hat's gut, der kann es

aushalten. Immer einen guten und klugen Menschen um sich haben, immer was hören und sehen, was einen anlacht und erquickt, das ist was. Aber ich! Ich für mein Teil, gleichviel ob mit ob ohne Schuld, ich war immer nur auf ein Pflichtteil gesetzt, — als Kind, weil ich faul war, und als Lieutenant, weil ich nicht recht was hatte. Dann kam ein Lichtblick. Aber gleich danach starb sie, die mir Stab und Stütze hätte sein können, und durch all die dreißig Jahre, die seitdem kamen und gingen, blieb mir nichts als Engelde (der noch das beste war) und meine Schwester Adelheid. Gott verzeih mir's, aber ein Trost war die nicht; immer bloß herbe wie 'n Holzapfel."

Unter solchen Betrachtungen fuhr er in das Dorf ein und hielt gleich danach vor der Thür seines alten Hauses. Engelde war schon da, half ihm und that sein Bestes, ihn aus der schweren Wolfschur herauszuwickeln. Der immer noch Fröstelnde stapfte dabei mit den Füßen, warf seinen Staatshut — den er unterwegs, weil er ihn drückte, wohl hundertmal verwünscht hatte — mit erschütterter Befriedigung beiseite und sagte gleich danach beim Eintreten in sein Zimmer: „Ach, das ist recht, Engelde. Du hast ein Feuer gemacht; du weißt, was einem alten Menschen paßt. Aber es reicht noch nicht aus. Ob wohl unten noch heißes Wasser ist? So 'n fester Grog, der sollte mir jetzt gut thun; ich friere Stein und Bein."

„Heiß Wasser is nich mehr, gnädiger Herr. Aber ich kann ja 'ne Kasseroll' aufstellen. Oder noch besser, ich hole den Petroleumkocher."

„Rein, nein, Engelde, nicht so viel Umstände. Das mag ich nicht. Und den Petroleumkocher, den erst recht nicht; da kriegt man bloß Kopfweh, und ich habe schon genug davon. Aber bringe mir den Cognac und kaltes Wasser. Und wenn man dann so halb und halb nimmt, dann is es so gut, als wär' es ganz heiß gewesen."

Engelde brachte, was gefordert, und eine Viertelstunde danach ging Dubslav zu Bett.

Er schlief auch gleich ein. Aber bald war er wieder wach und druckte nur so hin. So kam der Morgen heran.

Als Engelde zu gewohnter Stunde das Frühstück brachte, schleppte sich Dubslav mühsamlich von seinem Schlafzimmer bis an den Frühstückstisch. Aber es schmeckte ihn nicht. „Engelde, mir ist schlecht; der Fuß ist geschwollen, und das mit dem Cognac gestern abend war auch nicht richtig. Sage Martin, daß er nach Gransee fährt und Doktor Sponholz mitbringt. Und wenn Sponholz nicht da ist — der arme Kerl kutschiert in einem fort rum; ohne Landpraxis geht es nicht —, dann soll er warten, bis er kommt."

Es traf sich so, wie Dubslav vermutet hatte; Sponholz war wirklich auf Landpraxis und kam erst nachmittags zurück. Er aß einen Bissen und stieg dann auf den Stechliner Wagen.

„Na, Martin, was macht denn der gnäd'ge Herr?"

„Joa, Herr Doktor, id möt doch seggen, he seihst en beten verännert ut; em wihr schon nich so recht legien Sünddag un doa müßt' he joa nu grad nach Berlin. Un id weet schon, wenn ihrst een' nach Berlin mußt, denn is oof immer wat los. Id weet nich, wat je doa mit 'n offen Minschen moaken."

„Ja, Martin, das is die große Stadt. Da übernehmen sie sich dann. Und dann war ja auch Hochzeit. Da werden sie wohl ein bißchen gepichelt haben. Und vorher die kalte Kirche. Und dazu so viele feine Damen. Daran ist der gnäd'ge Herr nicht mehr gewöhnt, und dann will er sich berappeln und strengt sich an, und da hat man dann gleich was weg."

Es dämmerte schon, als der kleine Jagdwagen auf der Rampe vorfuhr. Sponholz stieg aus und Engelde nahm ihm den grauen Mantel mit Doppeltragen ab und auch die hohe Lammfellmütze, drin er — freilich das einzige an ihm, das diese Wirkung ausüben konnte — wie ein Perser aussah.

So trat er denn bei Dubslav ein. Der alte Herr saß an seinem Kamin und sah in die Flamme.

„Nun, Herr von Stechlin, da bin ich. War über Land. Es geht jetzt scharf. Jeder dritte hustet und hat Kopfweh. Natürlich Influenza. Ganz verdebeltete Krankheit."

„Na, die wenigstens hab' ich nicht."

„Kann man nicht wissen. Ein bißchen fliegt jedem leicht an. Nun, wo sitzt es?"

Dubslav wies auf sein rechtes Bein und sagte: „Stark geschwollen. Und das andre fängt auch an."

„Hm. Na, wollen mal sehen. Darf ich bitten?"

Dubslav zog sein Beinkleid herauf, den Strumpf herunter und sagte: „Da is die Beicherung. Gicht ist es nicht. Ich habe keine Schmerzen... Also was andres."

Sponholz tippte mit dem Finger auf dem geschwollenen Fuß herum und sagte dann: „Nichts von Belang, Herr von Stechlin. Einhalten, Diät, wenig trinken, auch wenig Wasser. Das verdammte Wasser drückt gleich nach oben, und dann haben Sie Atemnot. Und von Medizin bloß ein paar Tropfen. Bitte, bleiben Sie sitzen; ich weiß ja Bescheid hier." Und er ging an Dubslavs Schreibtisch heran, schnitt sich ein Stück Papier ab und schrieb sein Rezept. „Ihr Kutscher, das wird das beste sein, kann bei der Apotheke gleich mit vorfahren."

Im Vorflur, nach Verabschiedung von Dubslav, fuhr Sponholz alsbald wieder in seinen Mantel. Engelde half ihm und sagte dabei: „Na, Herr Doktor?"

„Nichts, nichts, Engelde."

Martin und der Jagdwagen hielten noch wartend auf der Rampe draußen, und so ging es denn in rascher Fahrt wieder nach der Stadt zurück, von wo der alte Kutscher die Tropfen gleich mitbringen sollte.

Der Winterabend dämmerte schon, als Martin wieder zurück war und die Medizin an Engelde abgab. Der brachte sie seinem Herrn.

„Sieh mal," sagte dieser, als er das runde Fläschchen in Händen hielt, „die Granseeer werden jetzt auch sein. Alles in rosa Seidenpapier



gewickelt.“ Auf einem angebundenen Zettel aber stand: „Herrn Major von Stechlin. Dreimal täglich zehn Tropfen.“ Dubslav hielt die kleine Flasche gegen das Licht und tröpfelte die vorgegebene Zahl in einen Löffel Wasser. Als er sie genommen hatte, bewegte er fennermäßig die Lippen, etwa wie wenn ein Stammgast eine neue Weinsorte probt. Dann nickte er und sagte: „Ja, Engelfe, nu geht es los. Fingerhut.“

\*

Der alte Dubslav nahm durch mehrere Tage hin seine Tropfen ganz gewissenhaft und fand auch, daß sich's etwas besserte. Die Geschwulst ging um ein Geringses zurück. Aber die Tropfen nahmen ihm den Appetit, so daß er noch weniger aß, als ihm gestattet war.

Es war ein schöner Frühmärtentag, die Mittagszeit schon vorüber. Dubslav saß an der weit offenen Glasstür seines Gartenjalons und las die Zeitung. Es schien indes, daß ihm das, was er las, nicht sonderlich gefiel. „Ach, Engelfe, die Zeitung ist ganz gut; nur so für den ganzen Tag ist sie doch zu wenig. Du könntest mir lieber ein Buch bringen.“

„Was für eines?“

„Is egal.“

„Da liegt ja noch das kleine gelbe Buch: ‚Keine Lupine mehr!‘“

„Nein, nein; nicht so was. Lupine, davon hab' ich schon so viel gelesen; das wechselt in einem fort und eins ist so dumm wie das andre. Die Landwirtschaft kommt doch nicht wieder obenauf oder wenigstens nicht durch so was. Bringe mir lieber einen Roman; früher in meiner Jugend sagte man Schmöker. Ja, früher, da waren alle Wörter viel besser. Weißt du noch, wie ich mir, als ich Zivil wurde, den ersten Schniepel machen ließ? Schniepel is auch solch Wort und doch wahrhaftig besser als Frack. Schniepel hat so was Fideles: Einsegnung, Hochzeit, Kindtaufe.“

„Gott, gnäd'ger Herr, immer is es doch auch nich so. Die meisten Schniepel sind doch, wenn einer begraben wird.“

„Richtig, Engelfe. Wenn einer begraben wird. Das war ein guter Einfall von dir. Früher würd' ich gesagt haben ‚zeitgemäß‘; jetzt aber sagt man ‚opportun‘. Hast du schon mal davon gehört?“

„Ja, gnäd'ger Herr, gehört hab' ich schon mal davon.“

„Aber nicht verstanden. Na, ich eigentlich auch nicht. Wenigstens nicht so recht. Und du, du warst ja nich mal auf Schulen.“

„Nein, gnäd'ger Herr.“

„Alles in allem, sei froh darüber . . . Aber, Engelfe, wenn du mir ein Buch gebracht hast, dann will ich mit meinem Stuhl doch lieber gleich auf die Veranda rausrücken. Es is wie Frühling heut. Solche guten Tage muß man mitnehmen. Und bringe mir auch 'ne Decke. Früher war ich nich so fürs Pimpfge; jetzt aber heißt es: besser bewahrt als beklagt.“

\*

In dem ganzen Dreieck zwischen Rheinsberg, Kloster Buz und Gransee hatte sich die Nachricht von des alten Dubslav ernster Erkrankung mehr und mehr herumgesprochen, und es war wohl im Zusammenhang damit, daß ungefähr um dieselbe Stunde, wo Dubslav und Engelfe sich über „Schniepel“ und „opportun“ unterhielten, ein Einspänner auf die Stechliner Rampe fuhr, ein etwas sonderbares Gefährt, dem der alte Baruch Hirschfeld langsam und vorsichtig entstieg. Engelfe war ihm dabei behilflich und meldete gleich danach, daß der Alte da sei.

„Der alte Baruch! Um Gottes willen, Engelfe, was will denn der? Es ist ja doch glücklicherweise nichts los. Und so ganz aus freien Stücken. Na, laß ihn kommen.“

Und Baruch Hirschfeld trat gleich darauf ein.

Dubslav, in seine Decke gewickelt, begrüßte den Alten. „Aber, Baruch, um alles in der Welt, was giebt es? Was bringen Sie? Na, gleichviel, ich freue mich, Sie zu sehen. Machen Sie sich's so bequem, wie's auf den drei Latten eines Gartenstuhls überhaupt möglich ist. Und dann noch einmal: Was giebt es? Was bringen Sie?“

„Herr Major wollen entschuldigen, es giebt nichts, und ich bringe auch nichts. Ich kam da bloß so vorbei, Geschäfte mit Herrn von Sundermann, und da wollt' ich mir doch die Freiheit genommen haben, mal nach der Gesundheit zu fragen. Habe gehört, der Herr Major seien nicht ganz gut bei Wege.“

„Nein, Baruch, nicht ganz gut bei Wege, beinahe schon schlecht genug. Aber lassen wir das schlimme Neue; das Alte war doch eigentlich besser (das heißt dann und wann), und manchmal dent' ich so an alles zurück, was wir so gemeinschaftlich miteinander durchgemacht haben.“

„Und immer glatt, Herr Major, immer glatt, ohne Schwierigkeiten.“

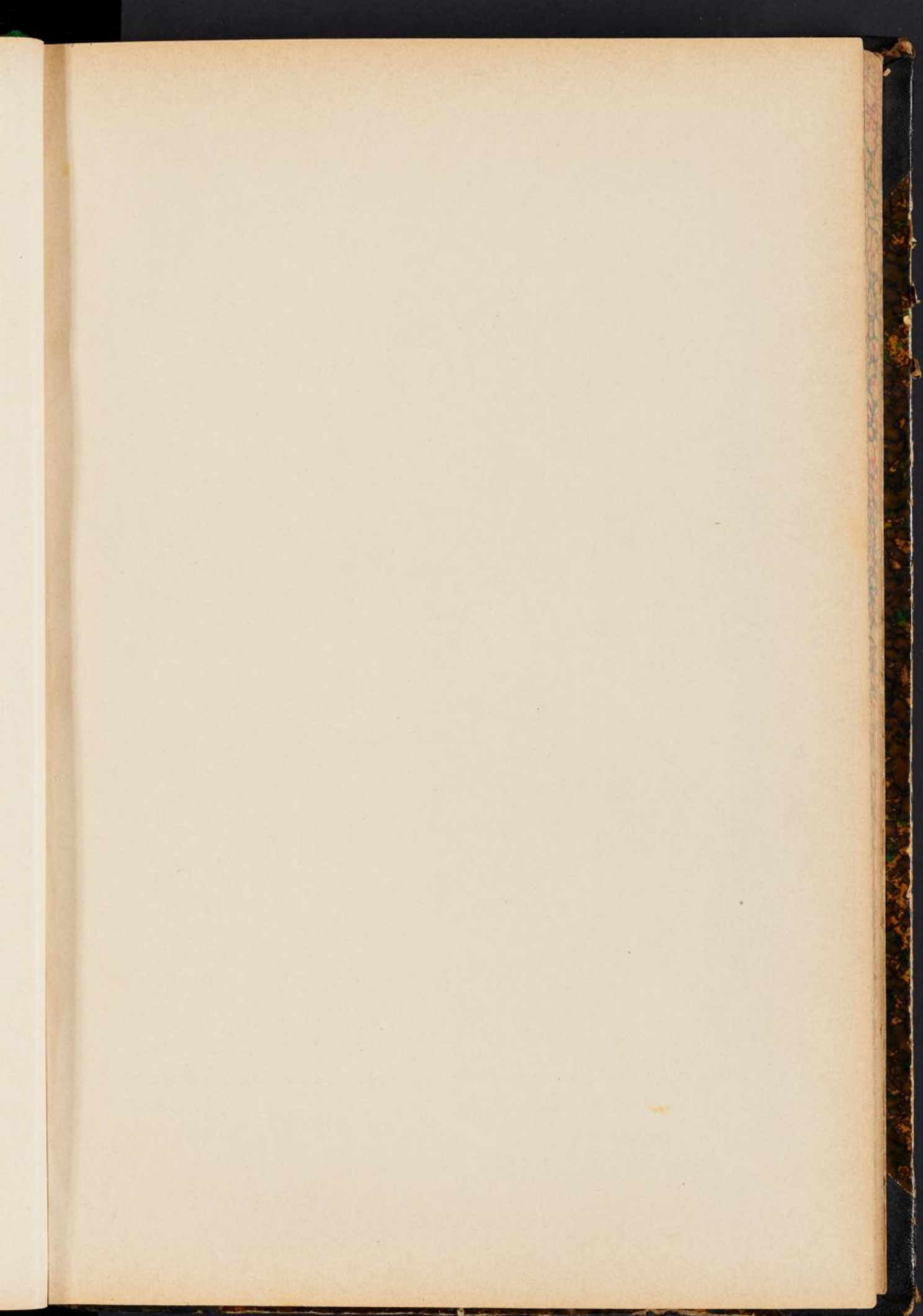
„Ja,“ lachte Dubslav, „gemacht hab' ich keine, aber gehabt hab' ich genug. Und das weiß keiner besser als mein Freund Baruch. Und nun sagen Sie mir vor allem, was macht Ihr Isidor, der große Volksfreund? Ist er mit Torgelow noch zufrieden? Oder sieht er, daß sie da auch mit Wasser kochen? Ich wundere mich bloß, daß ein Sohn von Baruch Hirschfeld, Sohn und Firmateilhaber, so sehr für den Umsturz ist.“

„Nicht für den Umsturz, Herr Major. Isidor, wenn ich so sagen darf, ist für die alte Valua. Aber nebenher hat er ein Herz für die Menschheit.“

„Hat er? Na, das ist recht.“

„Und das Herz für die Menschheit, das haben wir alle, Herr Major. Und kommt was dabei heraus, so haben wir die Dividende. Gott der Rechte, wir brauchen's. Und weil ich rede von Dividende, will ich auch reden von Hypothek. Wir haben da seit Freitag ein Kapital, Granseer Bürger, und will's hergeben zu dreiundeinhalb.“

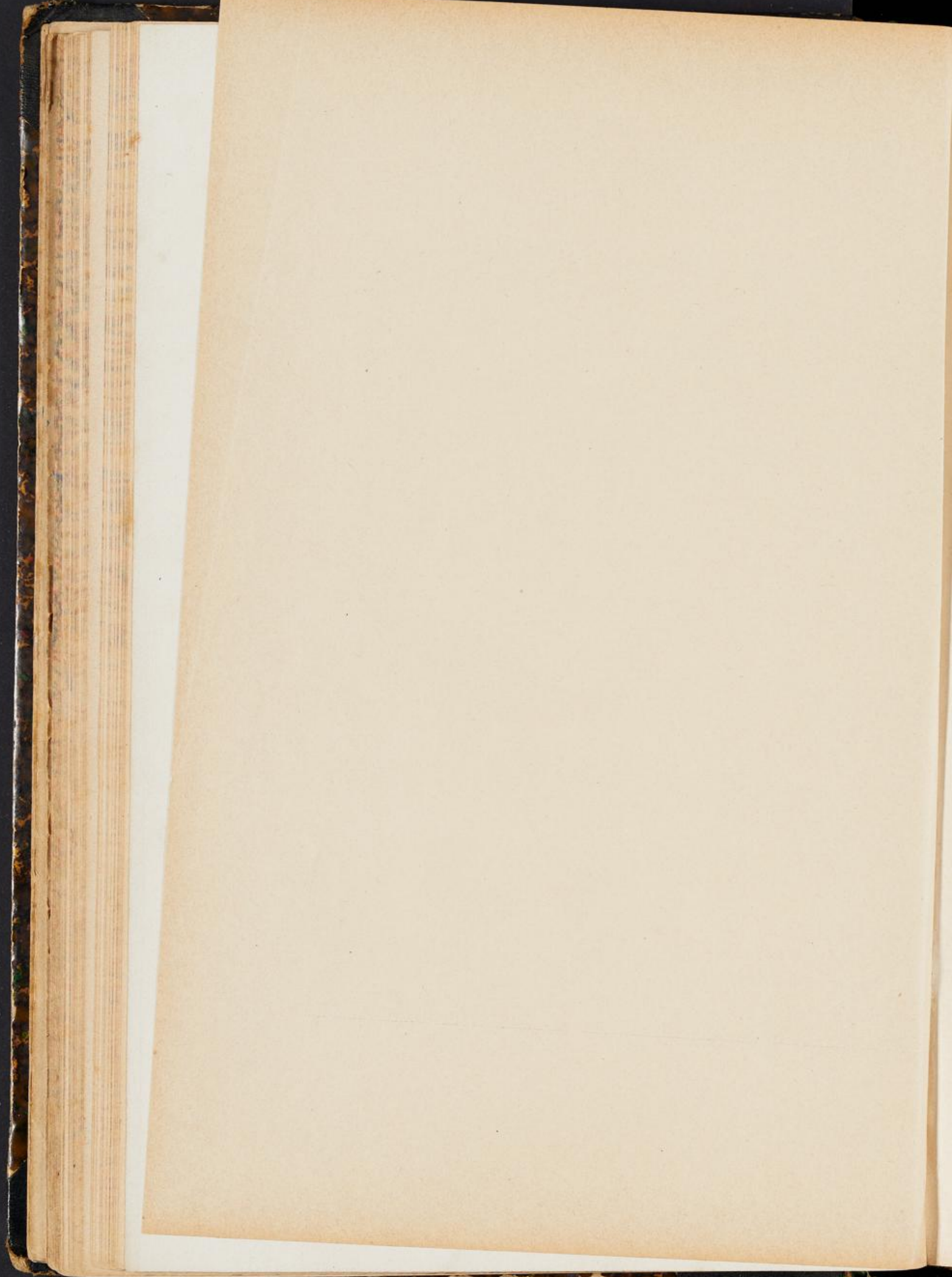
„Nu, Baruch, das ist hübsch. Aber im Augenblick bin ich's nicht benötigt. Vielleicht mal mein Woldemar. Der hat, wie Sie wissen, 'ne reiche





Scheldt. Blick von Ghent nach N. J. D. H. 18.

Das Gemälde ist Eigentum des Königs in Brüssel.



Partie gemacht, und wer viel erheiratet, der braucht auch viel. Man denkt immer, dann hört es auf, aber das ist falsch, dann fängt es erst recht an. Unter allen Umständen seien Sie bedankt, daß Sie mal haben sehen wollen, wie's mit mir steht. Ich kann leider nur wiederholen, schlecht genug. Aber eine Weile dauert es wohl noch. Und wenn auch nicht, mit meinem Sohne wird sich, gerade so wie zwischen uns, alles glatt abwickeln, glatter noch, und vielleicht können Sie gemeinschaftlich mit ihm mal was herauswirtschaften, was Ordentliches, was Großes, was sich sehen lassen kann. Das heißt dann neue Zeit. Und nun, Baruch, müssen Sie noch ein Glas Sherry nehmen. In unserm Alter ist das immer das Beste. Das heißt für Sie, der Sie noch gut im Gange sind. Ich darf bloß noch mit anstoßen."

Eine Viertelstunde später fuhr Baruch auf seinem Wägelchen wieder in den Stechliner Wald hinein und dachte wenig befriedigt über alles nach, was er da drinnen gehört hatte. Die geträumten Schloß Stechlin-Tage schienen mit einem Male vorüber. Alles, was der alte Herr da so nebenher von „gemeinschaftlich herauswirtschaften“ gesagt hatte, war doch bloß ein Stich, eine Pike gewesen.

Ja, Baruch fühlte was wie Verstimmung. Aber Dubslav auch. Es war ihm zu Sinn, als hätt' er seinen alten Gransee Geld- und Geschäftsfreund (trotzdem er dessen letzte Pläne nicht einmal ahnte) zum erstenmal auf etwas Heimlichem und Verstecktem ertappt, und als Engelle kam, um die Sherryflasche wieder wegzuräumen, sagte er: „Engelle, mit Baruch is es auch nichts. Ich dachte wunder, was das für ein Heiliger wär', und nun is der Pferdefuß doch schließlich auch 'rausgekommen. Wollte mir da Geld auf Hypothek beinah' aufzwingen, als ob ich nicht schon genug davon hätte. Sonderbar, Unde, mit seinem ewigen 'zweideutig', wird am Ende noch recht behalten. Ueberhaupt solche Polizeimenschen mit 'nem Karabiner über die Schulter, das sind, bei Lichte besehen, immer die feinsten Menschenkenner. Ich ärgere mich, daß ich's nicht eher gemerkt habe. So dumm zu sein! Aber das mit der 'Krankheit' heute, das war mir doch zu viel. Wenn sich die Menschen erst nach Krankheit erkundigen, das ist immer schlimm. Eigentlich is es jedem gleich, wie's einem geht. Und ich habe sogar welche gekannt, die sahen sich immer schon die Möbel und Bilder an und dachten an nichts wie an Auktion."

## XXXVII.

Auch die nächsten Tage waren beinahe sommerlich, thaten dem Alten wohl und erleichterten ihm das Atmen. Er begann wieder zu hoffen, sprach mit Wirtschaftsinspektor und Förster und war nicht bloß voll wiedererwachten Interesses, sondern überhaupt guter Dinge.

So kam Mitte März heran. Der Himmel war blau, Dubslav saß auf seiner Veranda, den kleinen Springbrunnen vor sich, und sah dabei das leichte weiße Gewölk ziehen. Vom Park her vernahm er den ersten Finkenschlag. Er mochte wohl schon eine

Stunde so gefressen haben, als Engelle kam und den Doktor meldete.

„Das ist recht, Sponholz, daß Sie kommen. Nicht um mir zu helfen (das ist immer schlimm, wenn einem erst geholfen werden soll), nein, um zu sehen, daß Sie mir schon geholfen haben. Diese Tropfen. Es ist doch was damit. Wenn sie nur nicht so schlecht schmecken; ich muß mir immer einen Ruck geben. Und daß sie so grün sind. Grün ist Gift, heißt es bei den Leuten. Eigentlich eine ganz dumme Vorstellung. Wald und Wiese sind auch grün und doch so ziemlich unser Bestes.“

„Ja, es ist ein Spezifikum. Und ich bin froh, daß die Digitalis hier bei Ihnen mal wieder zeigt, was sie kann. Und bin doppelt froh, weil ich mich auf sechs Wochen von Ihnen verabschieden muß.“

„Auf sechs Wochen. Aber, Doktor, das is ja 'ne halbe Ewigkeit. Haben Sie Schulden gemacht und sollen in Prison?“

„Man könnte beinahe so was denken. Denn solange Gransee historisch beglaubigt dasteht, ist noch kein Doktor auf sechs Wochen weg gewesen, noch dazu ein Kreisphysikus. Eine Doktorexistenz gestattet solchen Luxus nicht. Wie lebt man denn hier? Und wie hat man gelebt? Zimmer Furunkel aufgeschnitten, immer Karbolwatte, immer in den Wagen gestiegen, immer einem alten Erdenbürger seinen Entlassungsschein ausgestellt oder einen neuen Erdenbürger geholt. Und nun sechs Wochen weg. Wie ich meinen Kreis wiederfinden werde . . . nu, vielleicht hat Gott ein Einsehen.“

„Er ist doch wohl eigentlich der beste Assistenzarzt.“

„Und vor allem der billigste. Der andre, den ich mir aus Berlin habe verschreiben müssen (ach, und so viel Schreiberei), der ist teurer. Und meine Reise kommt mir ohnedies teuer genug.“

„Aber wohin denn, Doktor?“

„Nach Pfäfers.“

„Pfäfers. Kenn' ich nicht. Und was wollen Sie da? Warum? Wozu?“

„Meine Frau laboriert an einem Rheumatismus, hochgradig, schon nicht mehr schön. Und da ist denn Pfäfers der letzte Trumpf. Schweizerbad mit allen Schikanen und wahrscheinlich auch mit allen Kosten. Ein Gransee, der allerdings für Geld gezeigt werden kann, war mal an diesem merkwürdigen Ort und hat mir auch eine Beschreibung davon gemacht. Habe dann natürlich noch im Bädeler nachgeschlagen und unter anderm einen Fluß da verzeichnet gefunden, der Tamina heißt. Erinnerung ein bißchen an Zauberflöte und klingt soweit ganz gut. Aber trotzdem eine tolle Geschichte, dies Pfäfers. Soweit es nämlich als Bad in Betracht kommt, ist es nichts als ein Felsenloch, ein großer Backofen, in den man hineingeschoben wird. Und da hockt man denn, wie die Indianer hocken, und die Dämpfe steigen siedehiß von unten herauf. Wer da nicht wieder zustande kommt, der kann überhaupt einpacken. Uebrigens will ich für meine Person mit hineinkriechen. Denn das darf ich wohl sagen, wer so fünfundsiebzig Jahre lang durch Kreis Gransee hin und her lutschiert ist, mitunter bei Ostwind, der hat sich sein Gliederreißen ehrlich verdient.“

Sonderbar, daß der Hauptteil davon auf meine Frau gefallen ist."

"Ja, Sponholz, in einer christlichen Ehe . . ."

"Freilich, Herr Major, freilich. Wiewohl das mit der christlichen Ehe auch bloß so so ist. Da hatten wir, als ich noch Militär war, einen Compagniechirurgus, richtige alte Schule, der sagte, wenn er davon hörte: Ja, christliche Ehe, das kenn' ich. Is wie Schinken in Burgunder. Das eine ist immer da, aber das andre fehlt."

"Ja," sagte Dubslav, "diese richtigen alten Compagniechirurgusse, die hab' ich auch noch gekannt. Blutige Cyniker, jetzt leider ausgestorben . . . Und in solchem Pfäfferschen Backofen wollen Sie sechs Wochen zubringen?"

"Nein, Herr von Stechlin, nicht so lange. Bloß vier, höchstens vier. Denn es strengt sehr an. Aber wenn man nur doch mal da ist, ich meine in der Schweiz und da herum, wo sie stellenweise schon italienisch sprechen, da will man doch schließlich auch gern in das gelobte Land Italia hineingucken. Und da haben wir denn also vor, meine Frau und ich, von diesem Pfäffers aus erst noch durch die Biamala zu fahren, den Splügen hinauf oder auf irgend einen andern Paß. Und wenn wir dann einen Blick in all die Herrlichkeit hinein gethan haben, dann kehren wir um, und ich für meine Person ziehe mir wieder meinen grauen Mantel an (denn für die Reise hab' ich mir einen neuen Paletot bauen lassen) und tutschiere wieder durch Kreis Gransee."

"Na, Sponholz, das freut mich aber wirklich, daß Sie mal rauskommen. Und bloß wenn Sie durch die Biamala fahren, da müssen Sie sich in acht nehmen."

"Waren Sie denn mal da, Herr Major?"

"I bewahre. Meine Weltfahrten, mit ganz schwachen Ausnahmen, lagen immer nur zwischen Berlin und Stechlin. Höchstens mal Dresden und ein bißchen ins Bayrische. Wenn man gar nicht mehr weiß, wo man hin soll, fährt man eben nach Dresden. Also Biamala nie gesehen. Aber ein Bild davon. Im allgemeinen ist Bildersehen auch nicht mein Fall, und wenn die Museen von mir leben sollten, dann thäten sie mir leid. Aber wie so der bare Zufall spielt, mal sieht man doch so was, und war da 'ne Felsenklucht mit Figuren von einem sehr berühmten Menschen, der, glaub' ich, Böcking oder Bökling hieß."

"Ah so. Giner, wenn mir recht ist, heißt Böklin."

"Wohl möglich, daß es der gewesen ist. Ja, sogar wahrscheinlich. Nun, sehen Sie, Doktor, da war denn also auf diesem Bild diese Biamala, mit einem kleinen Fluß unten, und über den Fluß weg lief ein Brückenbogen, und ein Zug von Menschen (es können aber auch Mitter gewesen sein) kam grade die Straße entlang. Und alle wollten über die Brücke."

"Sehr interessant."

"Und nun denken Sie sich, was geschieht da? Grade neben dem Brückenbogen, dicht an der rechten Seite, thut sich mit einem Male der Felsen auf, etwa wie wenn morgens ein richtiger Spießbürger seine Fensterladen aufmacht und nachsehen will, wie's Wetter ist.

"Wer an dieser Brücke da so von ungefähr rauskuckt," fuhr Dubslav fort, "das war nu freilich kein Spießbürger, sondern ein Lindwurm oder so was ähnliches aus der sogenannten Zeit der Saurier, also so weit zurück, daß selbst der älteste Adel nicht gegenan kann, auch die Stechline mit eingeschlossen; und dies Vieß, als der Zug eben den Fluß passieren wollte, war mit seinem aufgesperren Nachen bis dicht an die Menschen und die Brücke heran, und ich kann Ihnen bloß sagen, Sponholz, mir stand der Atem still, weil ich deutlich sah, nu noch einen Augenblick, dann schnappt er die ganze Bescherung weg."

"Ja, Herr von Stechlin, da hat man bloß den Trost, daß die Saurier, soviel ich weiß, seitdem ausgestorben sind. Aber meiner Frau will ich die Geschichte doch lieber nicht erzählen; die kriegt nämlich mitunter Ohnmachten. In Doktorhäusern ist immer was los."

Dubslav nickte.

"Und nur das eine möcht' ich Ihnen noch sagen, Herr von Stechlin, mit der Digitalis immer so weiter, und wenn der Appetit nicht wieder kommt, lieber nur zweimal täglich. Und nie mehr als zehn Tropfen. Und wenn Sie sich unpaß fühlen, mein Stellvertreter ist von allem unterrichtet. Er wird Ihnen gefallen. Neue Schule, moderner Mensch; aber doch nicht zu viel davon (so wenigstens hoff' ich) und jedenfalls sehr gescheit. In seinem Namen, er heißt nämlich Moscheles, dürfen Sie nicht Aufstoß nehmen. Er ist aus Brünn gebürtig und da heißen die meisten so."

Der Alte drückte mit allem seine Zustimmung aus, auch mit dem Namen. Schon vor fünfzig Jahren habe er Moscheles'sche Musikstücke spielen müssen. Aber das wolle er den Insichtstehenden nicht weiter entgelten lassen.

Und nach diesen beruhigenden Versicherungen empfahl sich Sponholz und fuhr zu weiteren Abschiedsbefuchen in die Grafschaft hinein.

\*

Am zweitfolgenden Tage brachen die Sponholz'schen Eheleute von Gransee nach Pfäffers hin auf; die Frau, sehr leidend, war schweigm, er aber befand sich in hochgradigem Reisesieber, was sich, als sie draußen auf dem Bahnhof angelangt waren, in einer immer wachsenden Gesprächigkeit äußerte. Mehrere Freunde (meist Logenbrüder) hatten ihn bis hinaus begleitet. Sponholz kam hier alsbald vom Hundertsten aufs Tausendste. "Ja, mit unserm guten Stechlin, mit dem steht es freilich so so . . . Barnich hat ihn auch gesehn und ihn verändert gefunden . . . Und Sie, Kirstein, Sie schreiben mir natürlich, wenn der junge Burmeister eintritt; ich weiß, er will nicht recht (bloß der Vater will) und soll sogar von Sokusposus gesprochen haben . . . Aber dergleichen muß man leicht nehmen. Unwissenheit, Verkennungen. Ueber so was sind wir weg, viel Feind' viel Ehr'. Nur der Alte drüben in Stechlin macht mir Sorge. Man muß aber hoffen; bei Gott kein Ding unmöglich ist. Und zu Moscheles hab' ich Vertrauen; ihn

auskultieren zu sehn, ist ein wahres Vergnügen für 'nen Fachmann."

So klang, was Sponholz noch in letzter Minute vom Coupéfenster aus zum besten gab. Alles, am meisten aber das über den alten Stechlin Gesagte, wurde weitergetragen und drang bis auf die Dörfer hinaus, so namentlich auch bis nach Quaden-Hennersdorf zu Superintendent Koseleger, der seit kurzem mit Ermyntud einen lebhaften Verkehr unterhielt und, angeregt durch die mit jedem Tage kirchlicher werdende Prinzessin, einen energischen Vorstoß gegen die ringsumher immer mehr überhandnehmende Laxheit plante. Koseleger wie die Prinzessin wollten zu diesem Zwecke bei dem alten Dubslav als zunächst zu Befehlendem einsezen, und hielten sein Asthma für den geeignetsten Zeitpunkt. In einem Brief der Prinzessin an Koseleger hieß es dementsprechend: "Ich will die gute Gesinnung des alten Herrn in nichts anzweifeln; außerdem hat er etwas ungemein Affables. Ich bin ihm menschlich durchaus zugethan. Aber sein Prinzip, das nichts Höheres kennt, als leben und leben lassen, hat in unsrer Gegend alle möglichen Irrtümer und Sonderbarkeiten ins Kraut schießen lassen. Nehmen Sie beispielsweise diesen Krippenstapel. Und nun den Lorenzen selbst! Kazler, mit dem ich gestern über unsern Plan sprach, hat mich gebeten, mit Rücksicht auf die Krankheit des alten Herrn wenigstens vorläufig von allem Abstand zu nehmen, aber ich hab' ihm widersprechen müssen. Krankheit (so viel ist richtig) macht schroff und eigensinnig, aber in bedrängten Momenten auch ebenso sehr gefügig, und es sind wohl auch hier wieder Auferlegungen und Bitternisse, daraus ein Segen für den Kranken, und jedenfalls für die Gesamtheit entspringen wird. Unter allen Umständen aber muß uns das Bewußtsein trösten, unsre Pflicht erfüllt zu haben."

\*

Es war eine Woche nach Sponholz' Abreise, daß Ermyntud diese Zeilen schrieb, und schon am andern Vormittage fuhr Koseleger, der mit der Prinzessin im wesentlichen derselben Meinung war, auf die Stechliner Rampe. Gleich danach trat Engelle bei Dubslav ein und meldete den Herrn Superintendenten.

"Koseleger?"

"Ja, gnäd'ger Herr. Superintendent Koseleger. Er sieht sehr wohl aus, ganz blank."

"Was es doch für merkwürdige Tage giebt. Heute, du sollst sehn, ist wieder so einer. Mit Moscheles fing er an. Sage dem Herrn Superintendenten, ich liebe bitten."

"Ich komme hoffentlich zu guter Stunde, Herr von Stechlin."

"Zur allerbesten, Herr Superintendent. Eben war der neue Doktor hier. Und eine Viertelstunde, wenn's mit dem „praesente medico“ nur ein ganz klein bißchen was auf sich hat, muß solche Doktorgegenwart doch noch nachwirken."

"Sicher, sicher. Und dieser Moscheles soll sehr geschickt sein. Die Wiener und Prager verstehen es; namentlich alles, was nach der Seite hin liegt."

"Ja," sagte Dubslav, "nach der Seite hin,"

und wies auf Brust und Herz. "Aber, offen gestanden, nach mancher andern Seite hin ist mir dieser Moscheles nicht ganz sympathisch. Er faßt seinen Stoc so sonderbar an und schlenkert auch so . . ."

"Ja, so was muß man unter Umständen mit in den Kauf nehmen. Und dann heißt es ja auch, der Major von Stechlin habe mehr oder weniger einen philosemitischen Zug."

"Den hat der Major von Stechlin auch, weil er Unchristlichkeiten nicht leiden kann und Prinzipienreitereien erst recht nicht. Ich gehöre zu denen, die sich immer den Einzelfall ansehen. Aber freilich, mancher Einzelfall gefällt mir nicht. So zum Beispiel der hier mit dem neuen Doktor. Und auch mein alter Baruch Hirsäfeld, den der Herr Superintendent ja wohl kennen werden, auch der gefällt mir nicht mehr so recht. Ich hielt große Stücke von ihm, aber — vielleicht daß sein Sohn Isidor schuld ist — mit einem Male ist der Pferdefuß 'rausgekommen."

"Ja," lachte Koseleger, "der kommt immer mal 'raus. Und nicht bloß bei Baruch. Ich muß aber sagen, das alles hat mit der Masse viel weniger zu schaffen, als mit den jeweiligen Beruf. Da war ich eben bei der Frau von Gundermann . . ."

"Und da war auch so was?"

"Ja. Natürlich etwas Weibliches, Stütze der Hausfrau. Und da bündelt sich denn leicht was an. Eben diese Stütze der Hausfrau war bis vor kurzem Gouvernante gewesen, und mit Gouvernanten, alten und jungen, hat's immer einen Haken, wie mit den Lehrern überhaupt. Es liegt im Beruf, wobei männlich oder weiblich keinen Unterschied macht. Und der Seminarist steht oben."

"Ich kann mich nicht erinnern," sagte Dubslav, "in unsrer Gegend irgend was Gröbliches derart erlebt zu haben."

"O, ich bin mißverstanden," beschwichtigte Koseleger und rieb sich mit einem gewissen Behagen seine wohlgepflegten Hände. "Nichts von Vergehungen auf erotischem Gebiet, wiewohl es bei den Gundermanns, die gerad' auf diesem Punkte viel heimgefuht werden, auch diesmal wieder diese Form angenommen hatte. Nein, der große Seminaristenpferdefuß, an den ich dachte, trägt ganz andre Signaturen: Unbotmäßigkeit, Ueberschätzung und infolge davon ein eigentümliches Bestreben, sich von den Heilsgütern loszulösen, und die Befriedigung des inneren Menschen in einer falschen Wissenschaftlichkeit zu suchen."

"Ich will das nicht loben; aber solche falsche Wissenschaftlichkeit zählt, dächt' ich, in unsrer alten Grafschaft zu den allerjeltentsten Ausnahmen."

"Nicht so sehr als Sie vermuten, Herr Major, und aus Ihrer eignen Stechliner Schule sind mir Klagen kirchlich gerichteter Ältern über solche Dinge zugegangen. Allerdings Altkutheraner aus der Glosower Gegend. Aber so lästig diese Leute zu Zeiten sind, so haben sie doch andererseits den ganzen Ernst des Glaubens und finden, wie sie sich in einem Stripstium an mich auch ausgedrückt haben, in der Krippen-





stapelschen Lehrmethode diesen Ernst des Glaubens arg vernachlässigt.“

Dubslav wiegte den Kopf hin und her und hätte trotz allen Respekts vor dem Vertreter einer kirchlichen Behörde wahrscheinlich ziemlich scharf und spitz geantwortet, wenn ihm alles, was er da hörte, nicht auch gleichzeitig in einem heiteren Licht erschienen wäre. Krippenstapel, sein Krippenstapel, der den alten Frisen so gut wie den Katechismus, aber den Katechismus auch reichlich eben so gut wie den alten Frisen kannte, — Krippenstapel, sein großartiger Wienerwäter, sein korrespondierendes Mitglied märkisch-historischer Vereine, die Seele seines „Museums“, sein guter Freund, dieser Krippenstapel sollte den „Ernst des Glaubens“ verkannt haben, bei ihm sollte der Seminaristenhochmut zu gemeingefährlichem Ausbruch gekommen sein. Unfinn. Wohl entsann er sich, was ihn in diesem Augenblicke verstimmt, gelegentlich ganz ähnliches gesagt zu haben. Aber doch immer nur scherzhaft. Und wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht mehr dasselbe. Traf dieser Satz je zu, so hier. Er erhob sich also mit einiger Anstrengung von seinem Platz, ging auf Koseleger zu, schüttelte ihm die Hand und sagte: „Herr Superintendent, so wie Sie's da sagen, so kann es nicht sein. Von richtigen Altlutheranern giebt es hier überhaupt nichts, und am wenigsten in Glosjow; die glauben sozusagen gar nichts. Ich wittere da was von Intrigue. Da stecken andre dahinter. Bei meinem alten Baruch ist der Pferdefuß 'rausgekommen, aber bei meinem alten Krippenstapel ist er nicht 'rausgekommen und wird auch nicht 'rauskommen, weil er überhaupt nicht da ist. Meinen alten Krippenstapel, den kenn' ich.“

Koseleger, Weltmann, der er war, lenkte rasch ein, sprach von Konventiklerbeschränktheit und gab die Möglichkeit einer Intrigue zu.

„Natürlich wird es einem schwer, in diesem Erdennüffel an derlei Dinge zu glauben, denn 'Intrigue' zählt ganz eminent zu den höheren Kulturformen. Intrigue hat hier in unsrer alten Grafenschaft, glaub' ich, noch keinen Boden. Aber andererseits ist es freilich wahr, daß heutzutage die Verwerflichkeiten, ja selbst Verbrechen und Laster, nicht bloß mehr im Gefolge der Kultur auftreten, sondern umgekehrt ihr voranschreiten, als beklagenswerte Herolde falscher Gesittung! Bedenken Sie, was wir neuerdings in unsern Provinzen erlebt haben. Allerdings am Aequator. Die Zivilisation ist noch nicht da und schon haben wir ihre Greuel. Man erschauert, wenn man davon liest, und freut sich der kleinen Verhältnisse, drin der Wille Gottes uns stellte.“

Nach diesen Worten, die was von einem guten Abgang hatten, erhob sich Koseleger, und der Alte, seinerseits seinen Arm in den des Superintendenten einhakend, „um sich“, wie er sagte, „auf die Kirche zu stützen“, begleitete seinen Besuch bis wieder auf die Rampe hinaus und grüßte noch mit der Hand, als der Wagen schon über die Bohlenbrücke fuhr. Dann wandte er sich rasch an Engelke, der neben ihm stand, und sagte: „Engelke, schade, daß ich mit

dir nicht wetten kann. Lust hätt' ich. Heute kommt noch wer, du wirst sehn. Eine Woche lang läßt sich keine Stage sehn, aber wenn unser Schicksal erst mal zu 'nem Entschluß gekommen ist, dann kann es sich auch wieder nicht genug thun. Man gewinnt dreimal das große Los oder man stößt sich dreimal den Kopf. Und immer an derselben Stelle.“

\*

Es schlug zwölf, als Dubslav vom Portal her wieder den Flur passierte. Dabei sah er nach dem Hippenmann hinauf und zählte die Schläge. „Zwölf. Und um zwölf ist alles aus und dann fängt der neue Tag an. Es giebt freilich zwei Zwölfe, und die Zwölf, die da oben jetzt schlägt, das is die Mittagszwölf. Aber Mittag! . . . Wo bist du Sonne geblieben!“ All dem weiter nachhängend, wie er jetzt öfter that, kam er an seinen Kaminplatz und nahm eine Zeitung in die Hand. Aber er sah kaum drauf hin und beschäftigte sich, während er zu lesen schien, eigentlich nur mit der Frage, „wer wohl heute noch kommen könne“, und dann abwechselnd an Koseleger und Krippenstapel und zuletzt auch an Lorenzen denkend, kam er zu dem Endresultat, daß ihm Lorenzen „mit all seinem neuen Unfinn“ doch lieber sei als Koseleger mit seinen Heilsgütern, von denen er wohl zwei- dreimal gesprochen hatte. „Ja, die Heilsgüter, die sind ganz gut. Versteht sich. Ich werde mich nicht so versündigen. Die Kirche kann was, is was, und der alte Luther, nu der war auch was, weil er ehrlich war und für seine Sache sterben wollte. Nah' dran war er. Eigentlich kommt's immer bloß darauf an, daß einer sagt, 'daß für sterb' ich'. Und es dann aber auch thut. Für was es is, is beinah' gleich. Daß man überhaupt so was kann, wie sich opfern, das ist das Große. Kirchlich mag es ja falsch sein, was ich da sage; aber was sie jetzt 'sittlich' nennen (und manche sagen auch 'schönheitlich', aber das is ein zu dolles Wort), also was sie jetzt sittlich nennen, so bloß auf das hin angesehen, da is sich einsetzen und für was sterben das Höchste. Mehr kann der Mensch nich. Aber Koseleger. Der will leben.“

Und während er noch so vor sich hin seinen Faden spann, war sein gutes altes Faktotum eingetreten, an das er denn auch ohne weiteres und bloß zu eigenem Ergötzen die Frage richtete: „Nix wahr, Engelke?“

Der aber hörte gar nichts mehr, so sehr war er in Verwirrung, und stotterte nur aus sich heraus: „Nix Gott, gnäd'ger Herr, nu is es doch so gekommen.“

„Wie? Was?“

„Die Frau Gemahlin von unsern Herrn Oberförster . . .“

„Was? Die Prinzessin?“

„Ja, die Frau Kayler, Durchlaucht.“

„Alle Wetter, Engelke . . . Da haben wir's. Aber ich habe es gesagt, ich wußt' es. Wie so 'n Tag anfängt, so bleibt er, so geht es weiter . . . Und wie das hier durcheinander liegt, alles wie Kraut und Rüben. Nimm die Zudecke weg, ach was Zudecke, die reine Pferdedecke; wir müssen eine andre haben. Und nimm auch die grünen

Tropfen weg, daß es nicht gleich aussieht wie 'ne Krankenstube . . . Die Prinzessin . . . Aber rasch, Engelle, flink . . . Ich lasse bitten, ich lasse die Frau Oberförsterin bitten."

Dubslav rühte sich, so gut es ging, zurecht; im übrigen aber hielt er's in seinem desolaten Zustande doch für besser, in seinem Rollstuhl zu bleiben, als die Prinzessin durch ein Sicherheben und ihr Entgegengehen mehr oder weniger feierlich zu begrüßen. Grmyntrud paßte sich seinen Intentionen auch an und gab durch eine huldvolle Handbewegung zu verstehen, daß sie nicht zu stören wünsche. Gleich danach legte sie den rechten Arm auf die Lehne eines nebenstehenden Stuhles und sagte: „Ich komme, Herr von Stechlin, nach Ihrem Befinden zu fragen; Skasler (sie nannte ihn, unter geistlichster Vermeidung des allerdings plebejen „mein Mann“, immer nur bei seinem Familiennamen) hat mir von Ihrem Unwohlsein erzählt und mir Empfehlungen aufgetragen. Ich hoffe, es geht besser.“

Dubslav dankte für so viel Freundlichkeit und bat, das um ihn her herrschende Uebermaß von Unordnung entschuldigen zu wollen. „Wo die weibliche Hand fehlt, fehlt alles.“ Er fuhr so noch eine Weile fort, in allerlei Worten und Wendungen, wie sie ihm von alter Zeit her noch geläufig waren; eigentlich aber war er wenig bei dem, was er sagte, sondern hing ausschließlich an dem halb Nonnen-, halb Heiligenbildartigen ihrer Erscheinung, das durch einen großen, aus mattweißen Kugeln bestehenden Halschmuck samt Eisenkreuz daran noch gesteigert wurde. Sie mußte jedem, auch dem Kritischsten, auffallen, und Dubslav, der — so sehr er dagegen ankämpfte — ganz unter der Vorstellung ihrer Prinzessinnenschaft stand, vergaß auf Augenblicke Krankheit und Alter und fühlte sich nur noch als Ritter seiner Dame. Daß sie stehen blieb, war ihm im ersten Augenblicke störend, bald aber war es ihm recht, weil ihm einleuchtete, daß ihr „Bild“ erst dadurch zu voller Wirkung kam. Grmyntrud selbst war sich all dessen auch voll bewußt und Frau genug, auf diese Vorzüge nicht ohne Not zu verzichten.

„Ich höre, daß Doktor Sponholz, den ich als Arzt sehr schätzen gelernt habe, seine Kranken während er in Pfäfers ist, einem jungen Stellvertreter anvertraut hat. Junge Aerzte sind meist klüger als die alten, aber doch weniger Aerzte. Man bringt außerdem dem Alter mehr Vertrauen entgegen. Alte Doktoren sind wie Beichtiger, vor denen man sich gern offenbart. Freilich können sie den geistlichen Anspruch nicht voll ersetzen, der in jeder ernstesten Krankheit doch das eigentlich Heilsame bleibt. Aerzte selbst — ich hab' einen Teil meiner Jugend in einem Diakonissenhause verbracht — Aerzte selbst, wenn sie ihren Beruf recht verstehen, urteilen in diesem Sinne. Sogenannte Medikamente sind und bleiben ein armer Nothelfer; alle wahre Hilfe fließt aus dem Wort. Aber freilich, das richtige Wort wird nicht überall gesprochen.“

Dubslav sah etwas unruhig um sich her. Es war ganz klar, daß die Prinzessin gekommen war, seine Seele zu retten. Aber woher kam ihr die

Wissenschaft, daß seine Seele dessen bedürftig sei? Das verlohnte sich denn doch in Erfahrung zu bringen, und so bezwang er sich und sagte: „Gewiß, Durchlaucht, das Wort ist die Hauptsache. Das Wort ist das Wunder; es läßt uns lachen und weinen, es erhebt uns und demütigt uns, es macht uns krank und macht uns gesund. Ja es giebt uns erst das wahre Leben hier und dort. Und dies letzte höchste Wort, das haben wir in der Bibel. Daher nehm' ich's. Und wenn ich manches Wort nicht verstehe, wie wir die Sterne nicht verstehn, so haben wir dafür die Deuter.“

„Gewiß. Aber es giebt der Deuter so viele.“

„Ja,“ lachte Dubslav, „und wer die Wahl hat, der hat die Qual. Aber ich persönlich, ich habe keine Wahl. Denn genau so wie mit dem Körper, so steht es für mich auch mit der Seele. Man behilft sich eben mit dem, was man hat. Nehm' ich da zunächst meinen armen, elenden Leib. Da sitzt es mir hier und steigt und drückt und quält mich, und ängstigt mich, und wenn die Angst groß ist, dann nehm' ich die grünen Tropfen. Und wenn es mich immer mehr quält, dann schick' ich nach Gransee hinein, und dann kommt Sponholz. Das heißt, wenn er da ist. Ja, dieser Sponholz ist auch ein Wissender und ein Deuter. Sehr wahrscheinlich, daß es klügere und bessere giebt; aber in Ermanglung dieser besseren muß er für mich ausreichen.“

Grmyntrud nickte freundlich und schien ihre Zustimmung ausdrücken zu wollen.

„Und,“ fuhr Dubslav fort, „ich muß es wiederholen, genau so wie mit dem Leib, so mit der Seele. Wenn sich meine arme Seele ängstigt, dann nehm' ich mir Trost und Hilfe, so gut ich sie gerade finden kann. Und dabei denk' ich dann, der nächste Trost ist der beste. Den hat man am schnellsten, und wer schnell giebt, der giebt doppelt. Eigentlich muß man es lateinisch sagen. Ich rufe mir Sponholz, wenn ich seiner benötigt bin, weil ich ihn so ziemlich in der Nähe habe; den andern aber, den Arzt für die Seele, den hab' ich glücklicherweise noch näher und brauche nicht mal nach Gransee hineinzuschicken. Alle Worte, die von Herzen kommen, sind gute Worte, und wenn sie mir helfen (und sie helfen mir), so frag' ich nicht viel, ob es sogenannte ‚richtige‘ Worte sind oder nicht.“

Grmyntrud richtete sich höher auf; ihr bis dahin verbindliches Lächeln war sichtlich in raschem Hinschwinden.

„Ueberdies,“ so schloß Dubslav seine Bekenntnisrede, „was sind die richtigen Worte? Wo sind sie?“

„Sie haben sie, Herr von Stechlin, wenn Sie sie haben wollen. Und Sie haben sie nah, wenn auch nicht in Ihrer unmittelbarsten Nähe. Mich persönlich haben diese Worte während schwerer Tage gestützt und aufgerichtet. Ich weiß, er hat Feinde, voran im eignen Lager. Und diese Feinde sprechen von ‚schönen Worten‘. Aber soll ich mich einem Heilswort verschließen, weil es sich in Schönheit kleidet? Soll ich eine mich segnende Hand zurückweisen, weil es eine weiche Hand ist? Sie haben Sponholz genannt. Unser Superintendent liegt

außerhalb dieser Parallele. Wenn es nicht eitel und vermessen wäre, würd' ich eine gnäd'ge Fügung darin zu sehn glauben, daß er an diese sterile Küste verschlagen werden mußte, gerade mir eine Hilfe zu sein. Aber, was er an mir that, kann er an andern thun. Er hat eben das, was zum Siege führt; wer die Seele hat, hat auch den Leib."

Unter diesen Worten war Ermyntrud von ihrem Stuhl an Dubslav herantretend und neigte sich über ihn, um ihm, halb wie segnend, die Stirn zu küssen. Das Eisenkreuz berührte dabei seine Brust. Sie ließ es eine Weile da ruhen. Dann aber trat sie wieder zurück, und sich zweimal unter hoheitsvollem Gruß verneigend, verließ sie das Zimmer. Engelke, der draußen im Flur stand, eilte voraus, ihr beim Einsteigen in den kleinen kaiserlichen Jagdwagen behilflich zu sein.

Als Dubslav wieder allein war, nahm er das Schüreisen, das grad' vor ihm auf dem Kaminstein lag, und fuhr in die halb niedergebrannten Scheite. Die Flamme schlug auf und etliche Funken stoben. „Arme Durchlaucht. Es ist doch nicht gut, wenn Prinzessinnen in Oberförsterhäuser einziehen. Sie sind dann aus ihrem Fahrwasser heraus und greifen nach allem möglichen, um in der selbstgeschaffenen Alltäglichkeit nicht unterzugehen. Einen besseren Trostspender als Kofeleger konnte sie freilich nicht finden; er gab ihr den Trost, den er selber braucht. Im übrigen mag sie sich aufrichten lassen, von wem sie will. Der Alte auf Sansjoui, mit seinem ‚nach der eignen Façon selig werden‘, hat's auch darin getroffen. Gewiß. Aber wenn ich euch eure Façon lasse, so laßt mir die meine. Wollt nicht alles besser wissen, kommt mir nicht mit Anzettelungen, erst gegen meinen guten Strippenstapel, der kein Wässerchen trübt, und nun gar gegen meinen klugen Lorenzen, der euch alle in die Tasche steckt. An ihn persönlich wagen sie sich nicht 'ran, und da kommen sie nun zu mir und wollen mich umstimmen und denken, weil ich krank bin, muß ich auch schwach sein. Aber da kennen sie den alten Stechlin schlecht, und er wird nun wohl seinen märtischen Dickkopf aufsetzen. Auch sogar gegen Typp-Büchsenstein und die Eisenbeinfugeln, die ja schon der reine Rosenkranz sind. Und es wird auch noch so was. Eigentlich bin ich übrigens selber schuld. Ich habe mir durch den prinzeßlichen Augenausschlag und die vier Kindergräber im Garten imponieren lassen. Aber es fällt doch allmählich wieder ab von mir, und ein Glück, daß ich meinen Engelke habe."

Vor Erregung war er aus seinem Rollstuhl aufgestanden und drückte auf den Klingelknopf. „Engelke, geh zu Lorenzen und sag ihm, ich ließ ihn bitten. Der soll dann aber heut auch der letzte sein. . . Denke dir, Engelke, sie wollen mich befehren!"

„Aber, gnäd'ger Herr, das is ja doch das beste.“  
„Gott, nu fängt der auch noch an.“

(Schluß folgt.)

## Regennacht.

Von

Margarete Slosky.

In sternlose Nacht seh' ich durchs Fenster,  
Vom Giebel tropft im Takt der Regen schwer,  
Am düstern Himmel wirbelt wie Gespenster  
Der regenschweren Wolken wildes Heer.

Am Horizont steht schimmernd eine Wolke,  
Sucht mit Gewalt der andern Kreis zu sprengen  
Und drängt sich rasch heraus aus einem Volke  
Phantastischer Gebilde, die sie drängen.

Und wie sie schwankt und schwebt am Himmelsbogen,  
Da nimmt sie wunderbare Formen an —  
Magnetisch fühlt mein Blick sich angezogen,  
Bis er zuletzt sich nicht mehr lösen kann.

Ich seh' ein Weib mit fliegendem Gewande,  
Fremdartig schön von Antlitz und Gestalt;  
Sie fliegt dahin hoch überm dunkeln Lande,  
Es treibt sie überirdische Gewalt.

Ein dumpfes Säusen hör' ich aus der Weite,  
Und wie es brausend wächst und schwillt und steigt,  
Führt es die Zauberhafte im Geleite,  
Die fast sich auf des Hauses Giebel neigt.

Die Windsbrant ist's! — Die alten wilden Lieder  
Singt sie mit immer neuer Melodie:  
Schrill hebt es an, erstirbt im Säuseln wieder  
Und füllt die Luft mit fremder Harmonie.

Aus ihrer Brust ringt sich hervor ein Klagen —  
Ein Jammerschrei — dann leises Weinen nur —  
Ich weiß, was diese Schmerzenslaute sagen:  
So ewig ist ihr Leid wie die Natur!

Sie schwindet und zerfließt — ich laufche bange,  
Wie in der ferne sich verliert ihr Sang. —  
Eintönig rauscht der Regen — lange — lange  
Erzittert mir im Herzen noch der Klang.

## Berliner Hofwinter 1898.

Von

G. von Wilkau.

Stand die Berliner Hofsaïon von 1897 unter dem aufbrechenden Glanze der herannahenden Centenartage, der vordedeutenden Stimmung seltener nationaler Weifestunden, so schien die diesjährige in ihren Anfängen von störenden Schatten umwölkt. Bis in die ersten Tage des Januar hinein ließ der schwankende Gesundheitszustand der Kaiserin es sogar zweifelhaft erscheinen, ob die offiziellen Festlichkeiten am Hofe, um die sich Monate hindurch das vielgestaltige gesellschaftliche Leben der in Berlin versammelten obersten Zehntausend des Reiches krystallisiert, auch diesmal sich wieder in der gewohnten Weise abwickeln würden. Februar wurde es, bis die Defilécour vor dem Königsthron die neuvorzustellenden Damen und Herren versammelte.

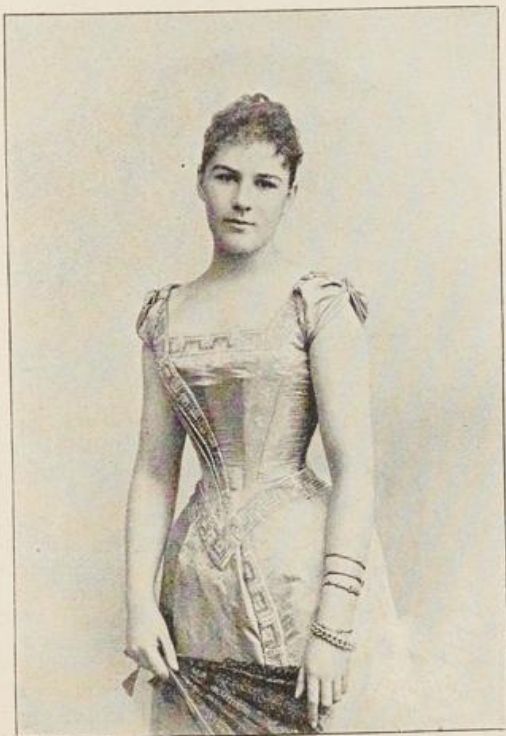
Trauerfälle, die in hohen Familien vorkamen, ließen manche glänzende Erscheinung, die man sonst zu treffen gewohnt war, vermissen. So fehlten, einerseits durch das Hinscheiden der Gemahlin des Reichskanzlers, andererseits durch

den Tod des Fürsten zu Hohenlohe-Dehringen, Herzogs von Ujest, ferngehalten, bei den Festlichkeiten des Winters fast ganz die Vertreter des fürstlichen Hauses zu Hohenlohe. Aber die Hofreise der Reichshauptstadt sind weit ausgebreitet. Pforten, die sich zufällig schlossen, stehen andre, die sich strahlend öffnen, gegenüber. Die vornehmen Häuser der Reichshauptstadt, in denen deren erste Geselligkeit gipfelt, umschließen auch diesmal wieder die Strahlenpunkte der Saison. Beim Fürsten Anton Radziwill findet, wie alljährlich am Geburtstag der fürstlichen Hausfrau, die glänzende musikalische Soiree statt, welcher der Kaiser selbst beivohnt. Die Kavalierbälle im Kaiserhof, Bälle und Routs bei den Gesandten und Ministern, Feste innerhalb der Offiziercorps der Garde, insbesondere der Gardekavallerie, wechseln mit den Veranstaltungen ab, durch welche die von auswärts herzugeströmte Hofgesellschaft jene erwidert. Die Saison zieht sich fast noch weiter hin als sonst; in dem Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, steht sie noch in voller Blüte, und vor Anfang April dürfte sie nicht zu Ende gehen.

Berlins Hofaison hat auch diesmal wieder ihre ganz besondere Signatur gehabt. Nennen wir den Winter von 1898 besser den „Winter der Wohlthätigkeit“ oder den „Winter des Theaters“? Schon vor Weihnachten ließ eine Hochflut von Bazaren neben liebenswürdigen und anmutigen Verkäuferinnen aus andern Gesellschaftskreisen auch die zahlreichen Damen der Hofgesellschaft, die man bei solchen Anlässen zu sehen gewohnt ist, unter dem Banner der Wohlthätigkeit vor dem Publikum erscheinen. Obenanstehend unter diesen Unternehmungen, hervorragend durch den Umstand, daß sie von der Kaiserin in Person eröffnet wurde, sowie durch den Reichthum und die Pracht der Dekorationen, war der im alten Reichstagsgebäude veranstaltete Pazar für die Nothleidenden in Schlesien, an dessen Spitze Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein stand, und in dessen Komitee die Prinzessin von Ratibor sowie die Gräfin Hochberg sich befanden. Er brachte einen Reinertrag von 50 000 Mark. Und nach Weihnachten! Wohl selten ist in Berliner Privatkreisen „für die Armen“ wie für das eigne Vergnügen so viel Theater



Frau Gräfin de Foucauld.



Gräfin Helene von Stürgkh.



Madame Kei Miyaoka.

gespielt worden als in dieser Saison. Die gesellschaftliche Mode der Liebhaberbühne, die, lange Zeit in den Hintergrund gedrängt, in den letzten Jahren wieder mehr und mehr in Aufnahme kam, feierte in den Berliner Hofreisen an zwei Stellen besondere Triumphe. Im Kroll'schen Theater fand, geleitet von der Gräfin von Veroldingen, Gemahlin des Rittmeisters im 2. Garde-Manneregiment, eine Veranstaltung statt, bei der von Herrn von Kossak künstlerisch gestellte lebende Bilder sich mit dramatischen Gaben glücklich vereinten. Geschmackvoll und wohl gelungen in allen Teilen und von einem sehr eleganten Publikum besucht, zeigte diese Vorstellung immerhin einen weit intimen Charakter als das große Galatheater, für das sich am 19. März die Pforten des königlichen Schauspielhauses öffneten. Gräfin von der Gröben, verwitwete Gräfin von Wedel, im vergangenen wie in den Anfangsmonaten des gegenwärtigen Winters bereits die Leiterin eines originellen Spezialitätentheaters beim ebenfalls zu den Schlagern der Berliner Saison gehörenden Kolonialfest im

Bereichs „Berliner Presse“ wiederholt wurde, haben wir nicht nur den regierenden Chef des reichsgräflichen Hauses Görz-Schlip, Direktor der Weimaraner Kunstakademie, nicht nur einen der in Berlin accreditierten Gesandten — den braunschweigischen, Freiherrn von Gramm-Burgsdorf —, nicht nur allerlei bekannte Männer des hauptstädtischen Kunstlebens, so den Freiherrn von Dindlage-Campe, die Bildhauer Kuno von Nechtritz und Waltherr Schott, sondern neben den schon bekannten distinguierten weiblichen Erscheinungen auch eine Anzahl der graziösesten unter den in diesem Winter Neuaufgetretenen, die im übrigen auch an der erstgenannten Vorstellung in reichem Maße beteiligt waren. Sehen wir uns so zu den Damen hingeleitet, welche die Berliner Hofaison vor allem schmückten, so haben wir unter den höchsten Herrschaften in erster Linie die Frau Prinzessin Friedrich Karl von Hessen, die jüngste Schwester des Kaisers, zu nennen, und in der entfernteren Umgebung des Thrones die durch ihre Schönheit bekannte Erbprinzessin von



Frä. Bertha und

Lina von Jagemann.



Freiin Carmen von Saurma-Zeltich.



Baroness Marie Henriette de Greindl.

Kaiserhof, stand an der Spitze dieses Unternehmens, das, soweit das gesellschaftliche Interesse in Frage kommt, sowohl in Bezug auf die Darstellenden wie auf das Dargestellte kaum noch zu übertreffen sein dürfte. Nach drei Einaktern gelangte die scenische Dichtung der Gräfin v. d. Gröben: „Der Ruhmespfad“, zur Aufführung, die Brandenburgs historische Stellung und Geschichte zum Grundgedanken hatte und in einem nach der bekannten Zeichnung des Kaisers „Niemand zu Liebe, Niemand zu Leide“ von Mitgliedern der Hofgesellschaft verkörperten „Lebenden Bilde“ ihren Gipfelpunkt fand. Beide Majestäten wohnten der Vorstellung bei. Im Komitee wie unter den Darstellern der Veranstaltung, die, beide Male vom Besuch der Majestäten und der in Berlin anwesenden Prinzlichen Herrschaften ausgezeichnet, zum Besten der Unterstützungskassen des

Kaiserhof, stand an der Spitze dieses Unternehmens, das, soweit das gesellschaftliche Interesse in Frage kommt, sowohl in Bezug auf die Darstellenden wie auf das Dargestellte kaum noch zu übertreffen sein dürfte. Nach drei Einaktern gelangte die scenische Dichtung der Gräfin v. d. Gröben: „Der Ruhmespfad“, zur Aufführung, die Brandenburgs historische Stellung und Geschichte zum Grundgedanken hatte und in einem nach der bekannten Zeichnung des Kaisers „Niemand zu Liebe, Niemand zu Leide“ von Mitgliedern der Hofgesellschaft verkörperten „Lebenden Bilde“ ihren Gipfelpunkt fand. Beide Majestäten wohnten der Vorstellung bei. Im Komitee wie unter den Darstellern der Veranstaltung, die, beide Male vom Besuch der Majestäten und der in Berlin anwesenden Prinzlichen Herrschaften ausgezeichnet, zum Besten der Unterstützungskassen des

Kaiserhof, stand an der Spitze dieses Unternehmens, das, soweit das gesellschaftliche Interesse in Frage kommt, sowohl in Bezug auf die Darstellenden wie auf das Dargestellte kaum noch zu übertreffen sein dürfte. Nach drei Einaktern gelangte die scenische Dichtung der Gräfin v. d. Gröben: „Der Ruhmespfad“, zur Aufführung, die Brandenburgs historische Stellung und Geschichte zum Grundgedanken hatte und in einem nach der bekannten Zeichnung des Kaisers „Niemand zu Liebe, Niemand zu Leide“ von Mitgliedern der Hofgesellschaft verkörperten „Lebenden Bilde“ ihren Gipfelpunkt fand. Beide Majestäten wohnten der Vorstellung bei. Im Komitee wie unter den Darstellern der Veranstaltung, die, beide Male vom Besuch der Majestäten und der in Berlin anwesenden Prinzlichen Herrschaften ausgezeichnet, zum Besten der Unterstützungskassen des

badischen Gesandten, findet durch ihre in der Gesellschaft bereits bekannte Schwester Lina eine liebenswürdige Einführerin in diese. Baronesse Marie Henriette de Greindl, jüngste Tochter des belgischen, und Fräulein Fanny Roth, jüngste Tochter des schweizerischen Gesandten, haben beide ebenfalls ältere Schwestern, die in Berlin bereits ausgegangen sind, und von denen die eine, Baronesse Marie de Greindl, durch ihre schauspielerische Begabung ein besonderer Liebling des Publikums der Dilettanten-Theater wurde.

Frau von Schußbar, gen. von Milchling, eine geborene Amerikanerin, erschien als Gattin des preussischen Kammerherrn dieses Namens unter den erstvorgestellten inländischen Damen. Frau von Schelha geborene von Miquel, Gemahlin des Rittergutsbesitzers Rudolf von Schelha auf Gessel in Schlesien, ist



Freiin Agnes von Loën.

heimischen jungen Mädchen. Vornan stand hier Gräfin Mathilde zu Arnim-Boitzenburg, Tochter des verstorbenen

die Tochter des Finanzministers Dr. von Miquel. Auch Frau von Lucanus, Gattin des Lieutenants im 2. Garde-Mannregiment, trägt einen aus der preussischen Geschichte der letzten Decennien wohlbekannten Namen. Gräfin Elisabeth von Bredow, geborene Freiin von Bredow aus dem Hause Wagenitz, ist vermählt mit dem Premierlieutenant bei den 1. Garde-Mann zu Potsdam; auch Frau von Ruzsichenbach (Spandau) gehört durch ihren Gatten den Kreisen des Offiziercorps der Garde an.

Fürstliche vermählte Damen sowie unverheiratete Prinzessinnen traten 1898 am Berliner Hofe nicht neu auf. Dagegen erschien ausnahmsweise reich und anmutig der Flor der Debütantinnen unter den sonstigen ein-



Fräulein Fanny Roth.



Frau von Schußbar, gen. von Milchling.



Herr von Schlippe.



Herrin Jergens von Gumbertshausen.



Herr von Dornau.



Herrin Elisabeth von Friesen.



Herrin Marie von Hart.



Herrin von Kugelblum.



Herrin Mathilde von Krieger-Pöhlmann.



Herrin Marie von Kretsch.

Majorats Herrn der Grafschaft Voigdenburg, die wir fast unzertrennlich von ihrer Cousine, Fräulein Elisabeth von Schwichow, erblickten. Freiin Zerngard von Hammerstein-Lortzen, Tochter des preussischen Landwirtschaftsministers, erschien als die Braut des Messors von Bülow, dessen Vater, der verstorbene General, durch seine sozialen Bestrebungen bekannt geworden ist. Freiin Carmen von Saurma-Zeltich ist das zweite Kind des gegenwärtigen deutschen Botschafters in Rom. Fräulein Mia von Gofler, Tochter des Chefs des Generalstabs der Armee, hat sich in diesem ersten Winter ihres Auftretens inzwischen bereits mit dem Lieutenant im 2. Garde-Feldartillerieregiment, Herrn von Ehler, verlobt. Den rheinischen Adel repräsentiert Fräulein Gabriele von Diergardt aus Haus Morsbroich im Kreise Solingen, den schlesischen Gräfin Daisy zu Dohna-



Gräfin Daisy zu Dohna-Mallmitz.

Mallmitz, Gräfin Ruth von Koszoth aus Schön-Brieße und Freiin Agnes von Loën; den sächsischen Adel Fräulein von Blumenthal-Zahnen und Freiin Sibylle von Zedwitz, jüngste Tochter des preussischen Oberlieutenants z. D. von Zedwitz und dessen Gemahlin, geborene Freiin von Veust. Fräulein von Eysel steht durch ihre Mutter, eine geborene Gräfin von Königsmarck, zum altmärkischen Adel in nächster Beziehung. Den Kreisen des hohen Beamtenstands gehört Fräulein von Knebel Doeberitz an, Tochter des Geheimen Oberregierungsrats und vortragenden Rats im Ministerium des Innern. Fräulein Claire von Freerichs endlich ist die Erbin eines Namens, der in der Geschichte deutscher Wissenschaft zu den edelsten gehört; ihr Vater war der berühmte Kliniker und Patholog Friedrich Theodor von Freerichs.



Fräulein Claire von Freerichs.



Freiin Sibylle von Zedwitz.



n Ruth  
 Schön-  
 Agnes  
 schlichen  
 von  
 nen und  
 on Jedt-  
 oter des  
 effliente-  
 Bedtwig  
 mahlin,  
 von  
 von  
 ihre  
 geborene  
 smarkt,  
 n Adel  
 iehung,  
 hohen  
 t Fräu-  
 oeberit  
 s Ge-  
 erungs-  
 agenden  
 sterium  
 räumlein  
 s end-  
 eines  
 er Ge-  
 Wissen-  
 edelsten  
 war  
 er und  
 Theo-



Fräulein Gabriele von Diergardt.



Fräulein Elisabeth von Schwikow.



Fräulein Mia von Gohler.



Fräulein Maza von Blumenthal-Zahnen.



Fräulein Elisabeth von Knebel Dörberit.

## Der deutsche Zukunftsdollar. \*)

Von

Ottomar Beta.

Die Frage, ob Gold-, Silber- oder Doppelwährung in einer Kolonie oder Dependenz eingeführt werden solle, ist von praktischen Gesichtspunkten aus zu beantworten. Die üblichen Betrachtungen darüber, welche Währung die richtige wäre, sind dabei in keiner Weise maßgebend. Wir getrauten uns auch sonst kaum, sie zu beantworten. Im wesentlichen reduziert sie sich in derselben Weise wie die des Touristen: Welche Münze brauche ich, um in einem fremden Lande ohne Verlust reisen, kaufen und verkaufen zu können? Mit welcher wird es mir am besten gelingen, unabhängig von den fremden Geldwechslern, direkt mit den eingeborenen Produzenten und Arbeitern zu verkehren? Zwar liegt die Frage, welche Münze die Deutschen in dem chinesischen Machtgebiet von Kiaotschau prägen und einführen sollen, nicht ganz so einfach. Wir stehen dort in Reih' und Glied mit andern handeltreibenden Nationen an der Pforte des Reiches der Mitte. England, Frankreich, Rußland nehmen die Eröffnung Chinas gleichzeitig mit uns in Angriff und haben vor uns einen Vorsprung. Auch in China selbst bereiten sich vielleicht Veränderungen vor, ähnlich denen in Japan, und es läge uns vielleicht ob, solchen Wandlungen auf dem in aller Welt berühmten „deutschen Nichtwege“ vorauszuweichen. Japan hat die Goldwährung eingeführt und befindet sich doch in einer sehr ähnlichen Lage China gegenüber wie wir auf Schantung. Auch in Rußland, dem China so freundschaftlichen, führt Herr Witte die Goldwährung ein, ebenso voraussichtlich Indien. Inwiefern sind diese Vorgänge für unsere ostasiatische Münzpolitik maßgebend, im Sinne des Vorbilds?

Endlich gefällt sich hierzu die Vorichtsfrage: In welcher Weise könnte irgend eine Voreiligkeit unsere Stellung in Ostasien oder unsere heimischen Reserven gefährden? Wir haben uns auf der Linie der masterly inactivity noch ziemlich glimpflich den herrschenden Währungswirren entwendet. Wir befinden uns in einer Periode der Wandlungen. Es wird immer mehr offenbar, daß die reine Goldwährung nur eine Art von Durchgangsstadium bedeutet. Denn England bringt große Opfer, um die indische Rupie auf den festen Weltmarktskurs von 1 sh. 4 d. zu bringen. Und das ist schon wieder etwas wie — Bimetallismus. Und Rußland treibt ähnliche Künste mit seinem Silberrubel. Wer die Geschichte der Währungsveränderungen der letzten Jahrzehnte kennt, muß sich ferner sagen, daß die Absicht, billiges Silber für Asien zu bekommen, nicht zum wenigsten den Anstoß zur Demonetisierung des weißen Metalls in Europa gegeben hat. Die Devise des Cobden-Klub: „To buy in the cheap market and to sell in the dear one“, das heißt mit Silber zu kaufen und gegen Gold zu verkaufen, wird hinter den tiefgreifenden Agitationen erkennbar, die den Sturz des Silberpreises zur Folge hatten. Von diesem Sturz ist aber Ostasien, insbesondere China, als Produktionsgebiet völlig unberührt geblieben. In China besonders hat Silber nach wie vor seine große Kaufkraft behalten, und billiges Silber in unseren Händen ist daher für unsere Unternehmungen in diesem Lande ein gewaltiger Hebel. Wir müssen das lange Ende desselben auf unserer Seite behalten. Wir müssen ebenso wie die genannten Mächte, zu denen sich endlich auch, trotz aller Monroe'schen Erbweisheit, die Länder Amerikas, insbesondere die Vereinigten Staaten, gesellen, das weiße

\*) Wenn wir uns auch mit den nachstehenden Ausführungen uners geschätzten Mitarbeiters nicht in allen Teilen einverstanden erklären können, geben wir sie doch unverzerrt wieder, weil wir glauben, daß sie einen großen Teil unserer Leser interessieren werden.

Die Redaktion.

Metall relativ billig zu erhalten suchen, um es mit um so größerem Nutzen in China und den sonstigen Bezugs- und Kolonisationsgebieten verwenden zu können.

Welche Maßnahmen und Veränderungen auch in der Peripherie des Reiches der Mitte getroffen werden und vor sich gehen, eins ist sicher: das chinesische Volk, das konservativste der Welt, stellt eine Masse von 360—400 Millionen Menschen dar, die, allen Veränderungen zum Trotz, sich in ihrer vieltausendjährigen Eigenart erhält. Sie wird weit eher aussterben als sich wesentlich ändern. Ueberraschungen von dort her kann nur der Neuling erwarten.

Man darf ferner mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß irgendwelche Aenderungen, die Japan, England und Rußland in ihren Währungs- und Münzeinrichtungen treffen sollten, ganz vornehmlich darauf berechnet sind, diesen stabilen Zustand Chinas sich zu nütze zu machen und einander den Rang abzulaufen. Man vergleiche die englischen Parlamentsberichte der Jahre 1893 und 1894, insbesondere die Verhandlungen über die indische Anleihe im Oberhause vom 20. Dezember 1893. Lord Salisbury erklärt dort die Herstellung einer passenden und stabileren Relation zwischen Gold und Silber durch Uebereinkommen von Zeit zu Zeit für möglich und wünschenswert. Die Fixierung der Rupie auf 1 sh. 4 d. in Indien lag ihm am Herzen. Sie hatte ausgesprochenenmaßen den Zweck, Indien zu verhindern, seine Baumwollgarne nach China zu exportieren. Diese Leistung soll der Lancaster-Industrie erhalten bleiben. *Ulterior purposes!* das sagt alles.

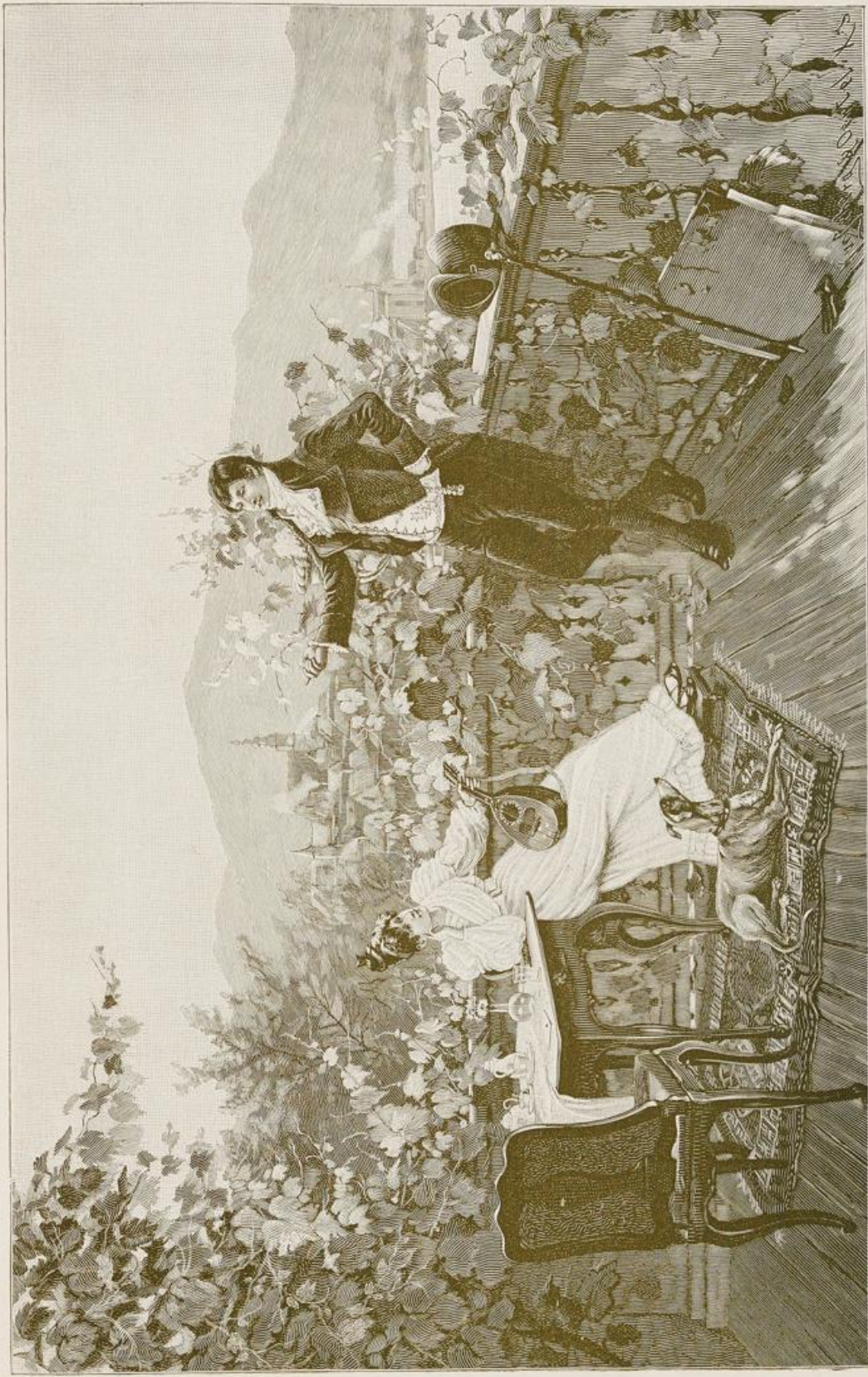
Das Mittel war ein sehr zweischneidiges. Denn auch andre Exportartikel litten unter diesem Druck. Nach dem allerneuesten Bericht (*Financial News*, 22. März) ist infolge dieser Maßregel auch die Einnahme aus Opium um 5 700 000 Rupien zurückgegangen. Und ferner hat Rußland diese Bemühung umgehend durch schleunige Demonetisierung auch seines Silbers durchkreuzt. Die Rupie will sich immer noch nicht ganz auf diesen Nullpunkt der indischen Garnexportunfähigkeit heben lassen, und Lord Salisbury's Liebeswerben war unionsi. Witte legte seine Minen immer noch tiefer als der britische Gentleman.

Wie sehen aber die Währungs- und Münzverhältnisse Chinas selbst aus?

Der innere Verkehr vollzieht sich, wenn nicht in Theeziegeln, also Naturalwährung, fast ausschließlich in „Käsch“. So nennt sich eine Art von Brakteaten, auf einer Seite geprägt, aus unedelm Metall (Kupfer und Zinn, Blei und Zink) mit vierkantigem Loch, das zur Aufschürung von je hundert Stück (Mehls), respektive tausend Stück (Zael) dient. Sie sind aber stellenweise auf 1600 Stück und mehr pro Zael gekunten, das heißt also Silber in diesem Maße in seiner Kaufkraft gestiegen. Sie sind sehr viel praktischer als die Eisenplatten, die Lykurg den Spartanern als Münzen anzuzwang, und doch! — Reisende, wie neuerdings Eugen Wolff, erzählen, man müsse ganze Mantelkassen dieser Münzen mit sich führen, um nicht auf Schritt und Tritt durch die Schwierigkeit des Wechsels in Verzweiflung zu geraten. Glückliches China!

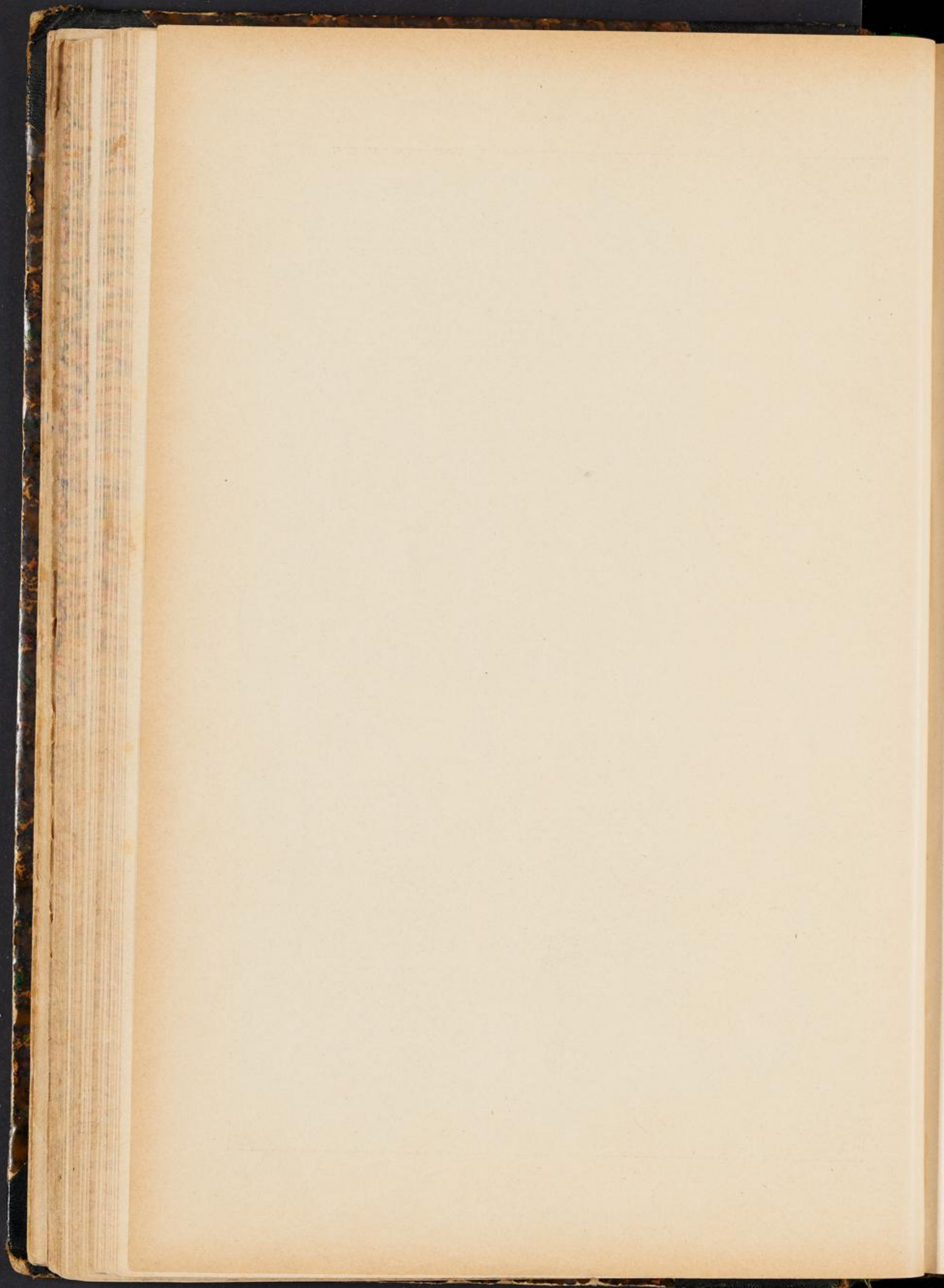
Der Zael ist eine vertragsmäßige Silbermenge (ungeprägt) von  $1\frac{1}{3}$  Unzen. Die Zölle werden in solchen Silbermengen entrichtet, und zwar nach der alten Relation von  $15\frac{1}{2}$  Silber zu 1 Gold, so daß ein Zael Silber auf annähernd 7 Mark (6,804 Mark) Gold gerechnet wird. Auf dem Weltsilbermarkte ist es für weniger als die Hälfte zu beziehen. Glückliches China — beinahe so glücklich wie Griechenland, dessen Drachmen auch nur auf 0,5 pari stehen.

Wollten wir in unsern chinesischen Dependenzen nur die Goldwährung oder auch nur eine bimetallistische Währung einführen, so würden wir die Zölle also mit circa 50 Prozent Verlust in Gold bezahlen und vielleicht, wenn China



Photographie-Verlag von Dr. C. Sittert & Co. in München.

Sommerluft. Nach dem Gemälde von J. Desrois.



sich Rußlands Wünschen noch weiter unterwirft, sogar in Gold bezahlen müssen, ähnlich wie an der russischen Grenze selbst. Man sollte doch nicht so besessenen sein, Rußland auf solche Art in Versuchung zu führen.

In Münzen kursieren in den Hafenplätzen die Dollars von Mexiko und der Union, welche jetzt seit 1891 auch in Kanton geprägt werden und einen Wert von 4,4 Mark in Silber (nach obiger Goldrelation) besitzen. Der Kantonpiaster gilt im ganzen Reich. Aber er bleibt nicht lange in diesem Zustande der Integrität. Es ist, als ob das Volk einen Vernichtungskrieg gegen ihn führte. Denn der Verkehr vollzieht sich nach Gewicht. Die Hausfrau, die shopping geht, führt einen Beutel Hack Silber mit sich, und ihm wird ohne weiteres auch der Dollar einverleibt und nach Bedarf zerschritten. Nicht sehr viel besser geht es auch den verschiedenen Handelsdollars von England, Frankreich und den Vereinigten Staaten, sowie dem im Norden vorherrschenden japanischen, dem Dollar gleichwertigen Yen.

Von der indischen Rupie, die auf der Grenze von Tibet in Funktion tritt, sehen wir ab.

Größere Barzahlungen vollziehen sich in gestempelten Silberbaren von 50 Tael und auch in den Noten unzähliger Privatbanken. Sie lauten nicht auf Silber, sondern auf 100 bis 10000 Käs. Und auch das ist beachtenswert, denn sie dienen der Zahlungsbegleichung mit den sehr mächtigen Arbeiterinnungen, die man sogar in Kalifornien genötigt war in Dienst zu nehmen.

Gold kommt fast nur ungeprägt, in mit englischer und chinesischer Schrift beglaubigten Blättchen vor, als Naturalwährung der Goldschmiede. Es hat einen sehr veränderlichen Kurs.

So berichteten die verschiedensten Reisenden, daß sie ihr Gold im Innern entweder gar nicht oder nur unter großen Verlusten hätten umwechseln können. Während die Banken in Peking, die an europäischen Verkehr schon einigermaßen gewöhnt sind, es im Kurse von 20 Silber zu 1 Gold berechnen, ist in Hsining schon das Achtzehnfache üblich, und im Innern findet man nur widerwillige Abnehmer zu Gnabenrelationen von 10—13 Silber zu 1 Gold.

Unter solchen Umständen würde es an das Lächerliche grenzen, für den besondern Verkehr der deutschen Dependenz auf der Halbinsel Schantung eine besondere Währung einzuführen. Wir können uns ausschließlich von den praktischen Bedürfnissen der Ansiedler und der Regierungsbeamten, der Truppen und Matrosen leiten lassen, die in Kiautschou festen Fuß zu fassen haben. Sie werden dies leichter um so leichter thun können, je mehr sie den Gewohnheiten des Landes entsprechen. Und in keinem Lande der Welt ist die Gewohnheit mehr eine Macht als in China.

Insbesondere haben wir keinen Grund, von unsrer Maxime der inactivity oder doch des Abwartens abzugehen und diesen erpachteten Boden mit Gold zu pflastern, ehe andre Mächte uns darin vorangehen. Offenbar sind diese gerade umgekehrt bemüht, bei sich zu Hause das Gold zu bevorzugen, um das Silber eben zur finanziellen Eroberung Chinas zu mobilisieren. Wenn sogar Rußland diesen Kurs vor dem Winde hält, warum sollen wir aufkreuzen? Das Unglück ist doch einmal geschehen. Also vogue la galère!

Denn das kann nur noch ein Blinder leugnen, daß die Demonetisierung des Silbers hauptsächlich solchen Zwecken gebient hat, und zwar insbesondere denen der englischen Herrschaft in Indien. Auch dort in Indien lebt ein Volk, 287 Millionen stark, das eine ganz ähnliche Vorliebe für das weiße Metall hatte und noch hat. Das ist eine angeborene Eigentümlichkeit, und andererseits die Abneigung gegen Gold eine Art von Idiosynkrasie der gelben Rasse. Nur hatte sie, da der ganze Handel in den Händen der britischen Eroberer und Herren lag, keinen Vorteil von dem Preissturz des Silbers. Schon im Anfange des Jahr-

hunderts hatte England einen solchen herbeizuführen gesucht, da es unter Peel auf dem Wege der Silberdemonetisierung voranging. Aber erst die Einführung der Goldwährung in Deutschland sollte die Ziele Englands vollends erfüllen. Die Bimetallisten, und ihre Zahl ist überall eine überwiegend große, wagen sogar zu behaupten, daß wir unsern Vettern jenseits des Kanals die Kastanien damals aus dem Feuer holten. War das ein verzeihlicher Fehler, solange wir in unserm Welt handelsbewußtsein dem unbeschriebenen Blatte Lodes glichen, so würde ein gleicher Liebesdienst jetzt, wo wir mit England in heißer Konkurrenz stehen, wohl auch noch ein Fehler sein, aber kaum noch ein verzeihlicher.

Wenn England vor zwanzig Jahren das ihm billig in den Schoß geworfene weiße Metall schleunigst zum völligen finanziellen Ausbau seiner Herrschaft in Indien benutzte, seinen Kronprinzen dorthin auf Reisen schickte, seine Bahnen und Banken errichtete und Indien mit einer Silberkredit von enormer Höhe hypothekierte, die jetzt in Gold verzinst werden muß (tout comme chez nous), so sind auch wir in der Lage — da wir es doch nicht ändern können —, nolens volens jetzt in China in derselben Weise vorzugehen. Und wir haben keine Zeit zu verlieren, da England offenbar seine ganze Kraft anspannt, um nun auch China in derselben Weise wie Indien finanziell zu erobern und sich tributpflichtig zu machen.

Durchkreuzen, hemmen und hindern können wir diesen Prozeß unsrerseits — wenn wir vermeinten, dies durchaus thun zu müssen — nur dadurch, daß wir unverweilt die Doppelwährung wieder bei uns einführen, etwa im Verein mit der amerikanischen Union und dem lateinischen Münzbund. Damit ließen wir zwar Rußland und England das Feld offen und verzichteten unsrerseits auf den Anteil der Beute zu Gunsten jener beiden Riesenmächte; aber ihre beiderseitigen Eroberungen müßten sich auf andern als bloß finanziellen Wege vollziehen. Die Remonetisierung des Silbers auf einem so großen Wirtschaftsgebiet würde dahin führen, daß die alte Relation von 1 Gold zu circa 15—16 Silber sich annähernd wieder herstellte. Dann wäre es mit der Herrlichkeit des billigen Silbers in Ostasien zu Ende. Rußland und England ständen einander nicht mehr mit der Devise Silber und Freihandel, sondern Blut und Eisen gegenüber. Es würde wahrscheinlich zwischen ihnen dann weit eher zu einem bewaffneten Konflikt kommen.

Andererseits haben wir jetzt die Gemuthung, auch die Union und Frankreich an unsrer Seite zu sehen und eine weit aktivere Politik treiben zu können, als das möglich wäre, wenn nicht der Handel und die finanzielle Unternehmung, sondern allein die Macht der Flotte den Ausschlag gäbe. Denn eine solche haben wir noch nicht aufzuweisen. Und wir möchten diese belebende Wirkung gerade jetzt nicht missen. Wir möchten die Notwendigkeit nicht beseitigen, die uns die Weltpolitik jetzt auferlegt, mit dem inneren Ausbau unsers Staats endlich Ernst zu machen und die Stagnation auf der heimischen Scholle zu überwinden.

Doch zurück nach Kiautschou!

Unsre Aufgabe dort ist also, mit plenty of silver uns den inneren Markt Chinas zu eröffnen, wärmend und belebend wie die Sonne, nicht abschreckend wie der Sturmwind. Wollten wir dieser Aufgabe mit Gold gerecht zu werden den Versuch machen, also die identische Währung in Kiautschou einführen, die wir in Deutschland haben, so würde sich ereignen, was jüngst Mr. Jones dem Gouverneur der Bank von England, dem Lord Herschel, vorhielt, dem die Absicht zugeschrieben wird, die Einführung der Goldwährung in Indien mit fünfzehn Millionen Pfund Sterling zu unterstützen. Das hieße dem eignen Lande Gold entziehen, um ein Faß ohne Boden zu füllen, meint Mr. Jones. Vielleicht hat er recht. Jedenfalls aber wäre

es als sicher anzunehmen, daß jenes Gold, das wir für Kiautschou opfern müßten, von dem chinesischen Boden, der lediglich und ausschließlich silberdurstig ist, ab- und andern Kanälen zufließen würde. England würde es aller Wahrscheinlichkeit nach in seinen Reservoiren zu sammeln wissen. Für uns würde es ineffektiv bleiben, weil es nicht dazu dienen könnte, unsre Verwaltung mit dem chinesischen Eingeborenen in Fühlung zu bringen, der „Käsch“ verdienen will und mit Silber zufrieden ist, mit Gold aber jedenfalls nicht. Wir würden dem Manne gleichen, der das Wasser mit einem goldenen Löffel zum Munde führt, anstatt einfach das Glas selbst an die Lippen zu heben und resolut und in vollen Zügen zu trinken. Und das Faß unsrer eignen Währung würde wahrscheinlich ein ebenso unheilbares Leck bekommen, wie das der Vereinigten Staaten.

Ob unsre Regierung für Kiautschou und Schantung „Käsch“ herzustellen berechtigt ist, wissen wir nicht. Es dürfte dies Gegenstand besonderer Verhandlungen werden. Wozu wir aber ganz ohne Zweifel berechtigt sind, ist die Ausprägung gangbarer Silbermünzen. Außer der Kupie der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, dem Mariatherefiathaler und dem schon erwähnten Kantonpiaster sind als solche vorbildlich in erster Linie die von England und von Frankreich geprägten, außerhalb der eignen Landeswährung stehenden Hongkong- und Longkin-Dollars, der gleichfalls erimierte Trade-Dollar der Vereinigten Staaten und der Silber-Zen Japans. Alle diese Münzen dienen den allgemeinen Handelszwecken in jenen ostasiatischen Häfen und der Vereinerung des chinesischen Hadksilberumlaufs. Sie sind ausdrücklich, die erste und letztgenannte Münze erst kürzlich, für diesen besonderen Zweck geschaffen worden. Das Gramm Feingehalt an Silber auf 18 deutsche Pfennige (nach der Relation von 1:15 $\frac{1}{2}$ ) zu Grunde legend, also im geraden Verhältnis zu unserm heimischen Thaler à 3 Goldmark, berechnet sich:

der Piaster von Kanton auf . . .	4,358 Mark,
„ japanische Silber-Zen auf . . .	4,367 „
„ Hongkong-Dollar auf . . .	4,367 „
„ Longkin-Dollar auf . . .	4,409 „
„ amerikanische Trade-Dollar auf . . .	4,409 „
durchschnittlich auf	4,392 Mark.

Das also wäre die Normalmünze, mit der wir den Markt Ostasiens beziehen könnten. Mit einer weiblichen Idealfigur oder dem Brustbild unsrer Kaiserin als Protektorin von Kiautschou versehen, könnte sie bei den Gelben und Roten (den Malaien) dieselbe Bedeutung erlangen wie der Mariatherefiathaler in Ostafrika, der gegen unsre deutsch-ostafrikanische Gesellschaftskupie wacker stand hält in der Gunst der Schwarzen und Braunen.

Wie die nach dieser Einheit zu bestimmenden Mehr- und Teilmünzen dann auszusehen haben, dürfen wir billig der Einsicht unsrer Behörden überlassen. Vor allem, nur kein Gold! Wir haben noch weit über 300 Millionen alte Thaler auf Lager, die sich förmlich danach sehnen, als Handelsdollars gleichsam wieder aufzuleben. Möge mit ihnen aufs neue der Geist der alten deutschen Hanja emporsteigen zu den Sternen, per aspera ad astra! Mögen sie über die Welt gehen ebenso siegreich wie unsre Flagge!

## Kloster Chorin.

Von

Dr. Rautenberg.

(Siehe die Abbildungen Seite 144 und 145.)

In der Mark Brandenburg erheben sich zwei Baudenkmäler aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, die nicht nur dadurch Beachtung verdienen, daß sie als Zierden

des Backsteinbaues architektonisch von hoher Bedeutung sind, sondern auch, weil diese Stätten kulturhistorisch in ihrem Lande einen hohen Rang einnehmen. Es sind dieses die beiden Cistercienserklöster Lehnin und Chorin, Stifter jenes Ordens, der einst Kultur und Germanentum in das heidnische Wendeland bis nach Livland getragen hat.

Der Cistercienserorden, eine Verjüngung des Benediktinerordens, ist hervorgegangen aus dem Bestreben, an Stelle der in letzterem eingerissenen Verweichlichung die alten Regeln des heiligen Benedikt in voller Strenge wiederherzustellen. Um das Jahr 1098 ging Robert von St. Michel-Tonnère mit einigen gleichgesinnten Genossen aus dem Kloster Molesme und ließ sich in den unwirtlichen Gegenden von Cîteaux nieder. Den Grundsatz, daß ange strengte Thätigkeit der beste Schutz gegen einreißende Sittenverderbnis sei, suchten sie dadurch zu verwirklichen, daß sie nur von ihrer Hände Arbeit lebten, Ackerbau und Viehzucht trieben und dabei die größte Einfachheit in Kleidung und im Genuße von Speise und Trank bewahrten. Sie wollten nur Mönche, keine gelehrten Priester sein; auch war ihnen der Besitz von Ordenseigentum untersagt sowie der Genuß von Renten und Zinsen. Um von ihrer Hände Arbeit leben zu können, war ihnen zwar gestattet, Ländereien zu besitzen, diese aber sollten fern von allem Verkehr liegen; abgelegene Waldthäler, Sümpfe, Flußniederungen sollten ihre Wohnsitze sein. In der nächstfolgenden Zeit erwuchs dem Orden in dem Abte Stephan ein organisatorisches Talent und in Bernhard von Clairvaux 1113 auch ein geistig belebendes Element, so daß der Orden in kurzer Zeit zu hohem Ansehen und großer Macht gelangte. Kirche und Staat, Kaiser und Paps begünstigten ihn in gleicher Weise, und überall unterstützt und gepflegt, begann der Orden jene großartige Thätigkeit auszuüben, die ihn zum Kulturträger für den Osten unsers Vaterlandes gemacht hat.

Jaczo von Brandenburg war 1157 vertrieben, und nun konnte man die Landschaft zwischen Elbe und Oder als ein festverbundenes Glied des Deutschen Reiches ansehen und an eine Kultivierung und Germanisierung denken. Zwar war schon von verschiedenen Seiten der Versuch mit Prämonstratensern gemacht worden, deren Ansiedelungen lagen aber mehr an den Grenzen oder waren doch noch nicht tief ins Land eingedrungen, so daß es noch vollständig urwaldartige, kulturentlegene Landstriche gab, in denen sich reines Wendentum ungestört halten konnte.

In der Zeit von 1168 bis 1198 haben nun die Cistercienser ganz Erstaunliches geleistet. Wo eine Neugründung sich als notwendig erwies, schickte irgend ein ausgewähltes Mutterkloster des Ordens eine Anzahl seiner Mönche und Laienbrüder, mit allem für die Kulturarbeit ausgerüstet, in die Wildnis. Mutig drang die unerschrockene Schar, die sich meist aus zwölf Mönchen und ebensoviele Laienbrüdern zusammensetzte, vor, alle von höchster Entschlossenheit erfüllt. An der Stätte ihres zukünftigen Wohnortes angelangt, rodeten sie Wälder aus, legten Sümpfe trocken und leiteten das überflüssige Wasser in Teiche und Seen, benutzten es zum Treiben von Mühlen oder legten Teiche für Fischzucht an. Das gewonnene Land bebauten sie und leisteten Hervorragendes im Garten- und Obstbau; viele wohlgeschmeckende Früchte, die noch heute die Mark pflegt, verdankt sie allein dem Fleiße jener Mönche. Ihre Klosterhöfe und neu angelegten Dorfschaften besetzten sie mit Kolonisten, die sie aus allen Teilen Deutschlands heranzogen, und die materielle Lage dieser war im zwölften und dreizehnten Jahrhundert eine wahrhaft ideale. Die Landschaft wies eine so hohe Kultur auf, wie sie dieselbe erst wieder in unserm Jahrhundert erlangt hat.

Im Südosten der Stadt Brandenburg liegt eine Reihe von Seen, die früher mit der Havel durch einen Abfluß ver-

bunden waren; unbrauchbares Sumpf- und Bruchland, urwaldartig bedeckte Hügel bildeten die Umgebung, und diese Wildnis war um das Jahr 1180 noch der unangestattete Sitz wendischen Lebens. Hier, am südöstlichen Ende der Seen, ragte ein festerer Landstrich aus dem Sumpfe hervor, der das ganze Jahr von Ueberschwemmungen verschont blieb und mit dem Lande durch einen Zugang zusammenhing. Auf diesem Plage, bei den Wenden Jelenin (Hirschberg) genannt, welcher Name von den Kolonisten in Lehnin umgewandelt ward, wurde im Jahre 1180 das Kloster Lehnin auf Veranlassung des Markgrafen Otto von Brandenburg angelegt und 1183 vom Kloster Sittichenbach aus unter dem Abte Siebold bezogen. Trotzdem das junge Anwesen schwere Zeiten durchzumachen hatte, gedieh es, dank der Unterstützung der brandenburgischen Fürsten, zu erheblichen und reichlichen Stiftungen und Schenkungen setzten es halb in den Stand, mit den reichen Klöstern des Westens zu rivalisiren und Tochterklöster zu begründen, von denen das bedeutendste Chorin war. 1231 hatten Markgraf Johann und Otto ein Prämonstratenserklöster bei Oberberg gegründet; es wollte nicht recht gedeihen, und die Markgrafen beschloffen deshalb, die Cistercienser auch hier einzuführen. Sie bestimmten für dieselben die größte Insel im Parsteinersee, auf welcher auch wirklich zum Bau geschritten wurde. Gewohnt scheinen die Mönche hier aber nicht zu haben, denn schon 1270 verlegte man das Kloster nach dem benachbarten Chorin, wo man eine Kirche errichtete, die noch heute den Glanzpunkt des märkisch-gotischen Ziegelsteinbaues darstellt. Einfache Form, schöne Verhältnisse, würdige Entfaltung des Innenraumes und Anmut zeichnen sie aus. Trotz des Fehlens des südlichen Seitenschiffes, der östlichen Seitentapellen und des ganzen Deckengewölbes kam man noch jetzt recht gut die ganze Anlage erkennen. Es ist ebenfalls wie in Lehnin, das übrigens in dem bekannten romanisch-gotischen Uebergangsstil gehalten ist, eine kreuzförmige, dreischiffige Pfeilerbasilika, deren Langschiff hier aber polygonal in dem einschiffigen Chore endet; die Kapitäle der Pfeiler haben einfache, aber sehr anmutige Motive in ihren wechselreichen Blattverzierungen. Die reiche Westfront besteht wie in Lehnin aus zwei hervortretenden, mit Treppen versehenen Strebepfeilern, die, hoch über die Schiffe der Kirche emporragend, sich wiederum dreiteilig zerlegen; zwischen ihnen, einschiffig angelegt, drei große gotische Fenster. Deutlich erkennt man in der ganzen Anlage und Ausführung den Einfluss der Lehniner Bauherren, aber der dort noch nach Klärung suchende Uebergangsstil hat hier schon seinen Ausdruck in den schönen Formen reiner Gotik gefunden. An das heute nicht mehr vorhandene Südschiff der Kirche schloß sich der Klosterhof an, dessen Gebäude heute meist zu Wirtschaftszwecken verwendet werden. In dem westlichen Flügel sind noch einige besser erhaltene Reste des ursprünglichen Baues erhalten, so der auf zwei Säulen ruhende sogenannte Fürstensaal und ein Stück des Kreuzganges, der sich einst um den ganzen Klosterhof herumzog. Am Ende dieses Flügels, der hier mit einem Durchgange mit prächtiger gotischer Pforte versehen ist, befindet sich noch ein Raum, der von einer Backsteinsäule getragen und als Klosterküche gedeutet wird. Der an die Ostseite der Kirche sich anschließende Teil diente wahrscheinlich dem Abte zur Wohnung und ist jetzt Oberförsterei. Nördlich von der Kirche befindet sich ein Kirchhof mit gut erhaltenen alten Grabsteinen; er diente wahrscheinlich zur Begräbnisstätte von Laien, die sich um das Kloster Verdienste erworben hatten, denn die Mönche wurden in der Kirche selbst oder im Klosterhofe beerdigt. 1334 war der Kirchenbau vollendet.

In kurzer Zeit, während der Regierung der letzten Ballenstäbter, die große Gönner des Klosters waren, dehnte es seine Herrschaft über die ganze Umgebung aus. Aber

mit dem Aussterben dieses Geschlechts (Waldemar † 1319) war die goldene Zeit vorbei, und was in späterer Zeit noch erworben wurde, ward nur zur Abrundung des Gebietes angekauft.

Die neugegründeten Bettelorden, die überall durch ihr direktes Einwirken auf das Volk den größten Einfluß erlangten, nahmen auch den Cisterciensern einen großen Teil ihres Ansehens; dazu kam der durch wachsenden Reichtum beginnende Verfall der Klosterzucht, die schrecklichen Zeiten des Interregnums nach dem Tode Waldemars, die Adelsausfälle unter dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg 1401, und wenn auch noch einmal die Klöster unter den ersten Hohenzollern aufzublähen schienen, so war dieses nur ein Aufflackern des erlöschenden Lebens. Unter der Regierung Joachims II. erfolgte 1543 die Säkularisation der Klöster. Lehnin und Chorin wurden Staatsdomänen, und eine solche ist letzteres noch, während Lehnin 1811 in Privatbesitz überging.

### Carl Gottlieb Svarez.

Ein Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr seines Todeslages.  
(† 14. Mai 1798.)

Von

Dr. Max Fleischmann.

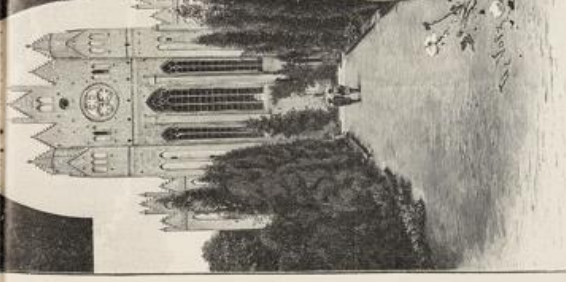
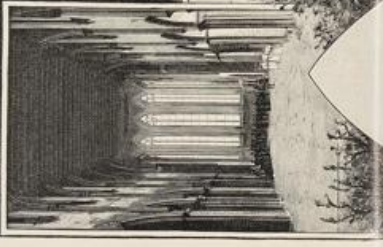
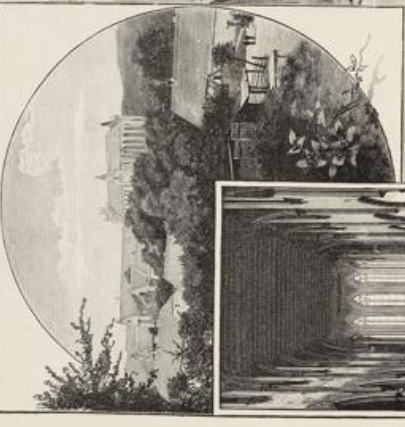
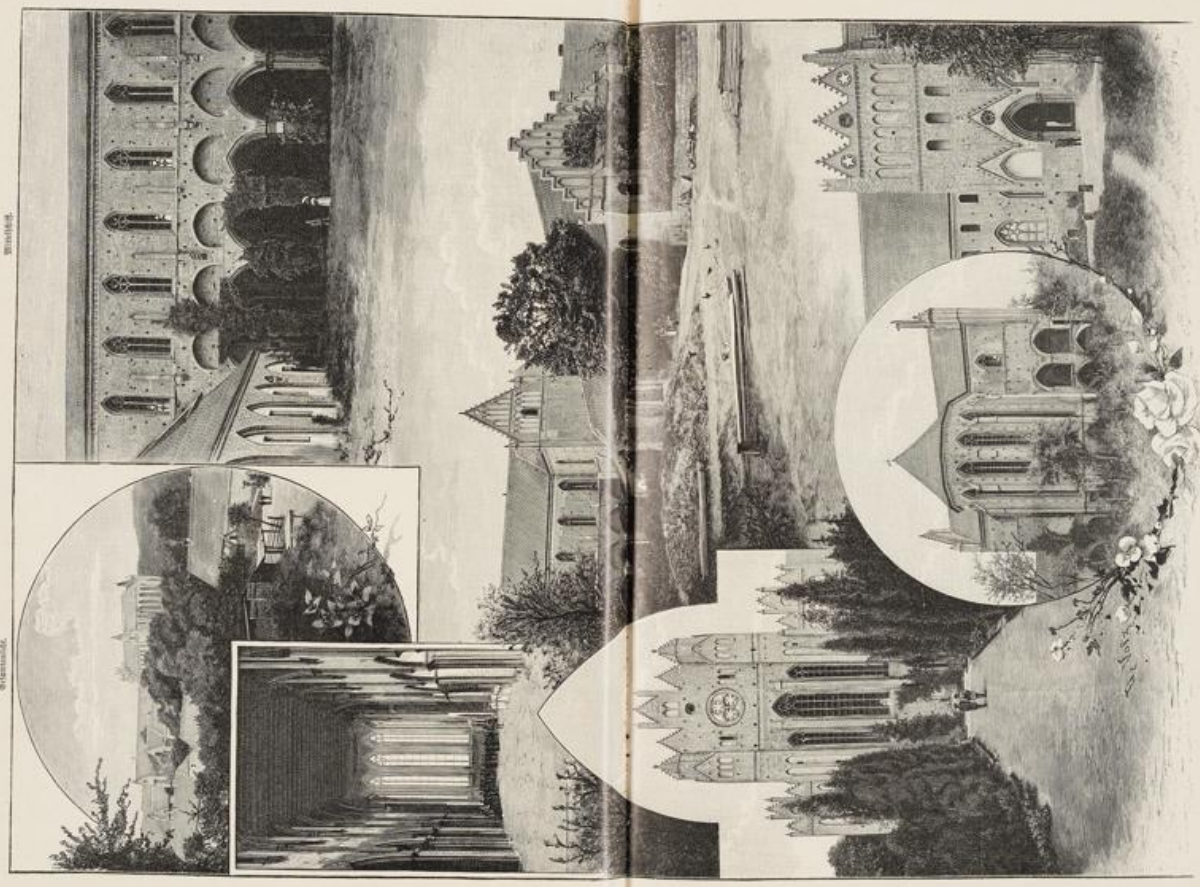
Mit dem Jahre 1900 tritt für das gesamte Deutsche Reich ein im großen und ganzen einheitliches bürgerliches Recht in Kraft. Die Macht des im sechsten Jahrhundert zusammengestellten *corpus juris civilis*, das besonders in Süddeutschland zurzeit noch die formale Rechtsquelle bildet, ist damit gebrochen; es ist das erste Mal in einer Geschichte von zwei Jahrtausenden, daß eine in deutscher Staatsgewalt wurzelnde deutsche Rechtskodifikation die im Reiche geeinten Stämme bindet. Das Streben nach diesem Ziele ist allerdings schon Jahrhunderte alt, nur wurden seiner Verwirklichung — ganz im Einklange mit den politischen Verhältnissen, dem Sinken der kaiserlichen und dem Ausblühen der landesherrlichen Gewalt — zunächst die engeren Grenzen der Territorialstaaten gesteckt. Aber auch hier ward nur für Preußen das Wirken vom Geslinge gekrönt; vereinzelte und verspätete Gefolgschaft leistete ihm das Königreich Sachsen 1863.

Der Stürmer und Dränger unter den deutschen Professoren, Thomastus, der seinen Haß nicht nur auf die Hegenverfolger, sondern auch auf die Interpreten des römischen und kanonischen Rechts geworfen hatte, und der König Friedrich Wilhelm I. selber, der das „tonlose und auf unsre Lande nicht gut dienende *jus Romanum* abgeschafft“ wissen wollte, wirkten in Preußen auf die Reformbestrebungen mächtig ein. Niemals hat sich ein deutscher Fürst mehr um den Rechtszustand seiner Lande bemüht als dieser lange Zeit verkannte und als „halb lächerliche, halb widerwärtige Figur mit einigen subalternen Talenten“ geschmähte preussische König. Wenn er trotzdem nichts erreicht hat, so lag dies zum Teil an seinem überhasteten Drängen, zum Teil freilich auch an dem infolge seiner Geldbedürfnisse für „lange Kerls“ eingerissenen Aemterverkauf und dem dadurch begründeten Minderwerte des Juristenmaterials, schließlich aber und zumeist — es soll hier die Bedeutung Goecejis nicht bestritten werden — an dem Fehlen des geeigneten Reorganisators des Rechts. Sein Nachfolger, Friedrich der Große, war auch hierin glücklicher: er fand Svarez, den Schöpfer des allgemeinen Landrechts, wie ihn mit Jug die Gedenktafel an seinem Sterbehause bezeichnet.

Sein Lebensgang ist rasch erzählt. Außerlich bietet er wenig mehr als der jener vielen in der fredericianischen Schule aufgewachsenen Beamten, deren Leben reiche Arbeit und targa Lohn birgt.

Stadtbild

Stadtbild



Denks bei St. Pierre bei Chalon-sur-Saône.  
Bilder Chalon. Nach photographischen Zeichnungen von Dr. Natterberg in Chalon-sur-Saône.  
Hildesheim.  
Verlag von Neff.



Am 27. Februar 1746, also kurz nachdem Friedrich der Große Schlesien zum zweiten Male gewonnen hatte, wurde Svarez in Schweidnitz als Sohn eines mit Glücksgütern nicht gesegneten Advokaten geboren, der seinen deutschen Namen Schwarz, akademischem Brauche folgend, in Svarez umgewandelt hatte. Die Legende von der spanischen Abstammung hat Adolf Stölzel in seinem bedeutenden Werke: „Carl Gottlieb Svarez, ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts“ widerlegt. Mit sechzehn Jahren bezog Svarez die Universität zu Frankfurt a. O. und widmete sich dort außer dem Studium der Rechtswissenschaft noch dem der Philosophie und Kameralwissenschaft. Es sei hierbei auf die wenig bekannte Thatsache hingewiesen, wie Friedrich Wilhelm I. auch darin seinen praktischen staatsmännischen Blick gezeigt hat, daß er an seinen Landesuniversitäten Halle und Frankfurt als erster besondere Lehrstühle für *cameralia* errichtete und denjenigen Bewerbern Bevorzugung versprach, die ein Zeugnis über den Besuch dieser Vorlesungen beibrachten. Svarez hörte die neue Lehre bei dem nach Rojchers Ausspruch bedeutendsten unter Friedrichs kameralistischen Universitätsprofessoren, bei Darjes, dessen allerdings nicht gerade originale Anschauungen vielfach im allgemeinen Landrecht zum Ausdruck gelangten.

Im Winter 1765 begann Svarez seine amtliche Thätigkeit als Auktuator bei der Oberamtsregierung (Gerichtshof) zu Breslau. Von seinem Freunde Steudener wurde er beim schlesischen Justizminister Carmer eingeführt. Nicht lange dauerte es, so wurde er von diesem mit Aufträgen betraut, deren Schwierigkeit im umgekehrten Verhältnis zu seinem Alter stand. Vor allem muß Svarez' Mitarbeit an der Gründung der schlesischen Landschaft (1770) erwähnt werden. Um ihr die Wege zu ebnen, griff er zur Feder und wiederum, nach ihrer Einführung, um sie zu verteidigen. Sie verwirklichte zum ersten Male in umfassender Weise den Gedanken genossenschaftlicher Selbsthilfe für die durch die Kriegsnot arg darniederliegenden (zunächst zwar nur dem Adel angehörenden) landwirtschaftlichen Betriebe. Weit über Preußen hinaus ist die schlesische Landschaft vorbildlich geworden. In Süddeutschland traf zum Beispiel noch 1825 Württemberg ähnliche Einrichtungen.

Das Sorgen und Kämpfen um diese Reform bildete die Vorschule für die Lebensaufgabe, die des tüchtigen Mannes harte: die Bestrebungen nach einem „bloß auf die Vernunft und Landesverfassungen sich gründenden deutschen allgemeinen Landrecht“ zum Ziele zu führen. Gerade in Svarez' Geburtsjahre hatte der König den chef de justice Cocceji hiermit beauftragt. Allein mit dessen Tode (1755) waren die Reformen ins Stocken geraten. Erst der bekannte Prozeß des Müllers Arnold gegen den Grafen Schmettau, in den der König selbst, obgleich bereits die letzte Instanz rechtskräftig erkannt hatte, entscheidend eingriff und die erkennenden Richter — ohne Grund — kassierte und auf die Festung schickte, rollte die Frage nach der Justizreform wieder auf. Die Stelle des entlassenen Großkanzlers Fürst wurde mit seinem Widersacher Carmer besetzt, und Svarez folgte diesem im Januar 1780 nach Berlin.

Die dreizehn Jahre (1781—1794), in denen Svarez an dem allgemeinen Landrecht arbeitete, gehören, kann man wohl sagen, der Weltgeschichte an. Wenn man bedenkt, daß zweiundzwanzig Jahre ins Land gingen, ehe unser Bürgerliches Gesetzbuch Gesetz ward, wenn man ferner die Zahl der Kommissionsmitglieder (11 und 24) mit der Zahl der Juristen (4—5) vergleicht, von denen sich Svarez unterstützen ließ, und schließlich noch erwägt, daß Svarez in dieser Zeit außerdem eine Reihe wichtiger Gesetze verfaßt hat, von denen nur die für unsre Reichsgrundbuchordnung

noch mustergültig gewesene Hypothekenordnung genannt sein mag, und daß er als Justizministerialrat eine Fülle lausender Geschäfte zu bearbeiten hatte, so wird man sich wenigstens eine ungefähre Vorstellung von der Kasstlosigkeit des Mannes, dessen Dienststunden früh um fünf Uhr begannen, machen können. Das Bild ist aber so lange unvollständig, als man übersieht, daß das Preussische Landrecht einen viel schärferen Bruch mit der Rechtsvergangenheit bildete als das neue Bürgerliche Gesetzbuch. Es soll hier nicht näher darauf eingegangen, auch nicht in eine Würdigung des Landrechts, dessen Lebensdauer fast nur nach Monaten noch rechnet, eingetreten werden. Eines aber sei bemerkt. Man hat dem Landrechte Weitschweifigkeit vorgeworfen. „Es ist aber sehr dicker“, retribierte schon Friedrich der Große. Doch das entsprach seinem Zwecke. Der Bürgermann sollte es selbst zu Rate ziehen, es sollte ihn von Gericht und Advokaten unabhängig machen; neben Bibel und Hauspostille sollte es seinen Platz finden, um bei jedem Rechtsstreite bei der Hand zu sein. Möglichst auf jeden Rechtsfall sollte es auch schon die Entscheidung enthalten, die Prozesse sollten aus der Welt geschafft werden — das goldene Zeitalter schien nahe. Das Ziel zu erreichen, war unmöglich; es zu erstreben aber ein erhabenes Beginnen. Ohne Zweifel haben wir uns durch das Bürgerliche Gesetzbuch von ihm eher entfernt als ihm genähert. Und noch ein zweites! Das Bürgerliche Gesetzbuch spricht zwar kein leicht verständliches Deutsch; aber es spricht — die Vorwürfe dagegen sind unberechtigt — ein gutes Deutsch. Svarez war es, der als erster den Nachweis geliefert hat, daß sich auch rechtliche Erörterungen in gemeinverständlicher Sprache führen lassen. Diese Sprache hat er sich zudem in einem Jahrzehnt, wo trotz des Vorgehens des Thomafius nicht bloß die juristischen Schriften fast durchgängig lateinisch erschienen, sondern selbst Lessing noch an der Möglichkeit gezweifelt hatte, daß sich die deutsche Sprache für ästhetische Abhandlungen eigne, zum größten Teil selber geschaffen. Wie weit Svarez nach dieser Richtung seinen Zeitgenossen voraus war, lehrt am besten die tabelnde Kritik des Kammergerichtspräsidenten Reber, daß sich Svarez herausgenommen hätte, die schönen lateinischen Ausdrücke zu beseitigen. Andererseits gab es aber auch Personen, die seine Bedeutung auf diesem Gebiete wohl zu schätzen wußten. Es ist wenig bekannt, daß die preussische Akademie der Wissenschaften am Ausgange des vorigen Jahrhunderts einen lange vergessenen Leibnizischen Plan aufgenommen hat und ein Wörterbuch der deutschen Sprache herauszugeben beabsichtigte. Zu diesem Zwecke wurde sie beim Könige um die Aufnahme des Svarez wegen seiner Verdienste um die deutsche Rechtsprache vorstellig. Die Bitte wurde abgeschlagen — wahrscheinlich auf Wöllners Intriguen. Das Wörterbuch blieb aus Mangel an Mitarbeitern ein frommer Wunsch.

Wöllners unheiliger Einfluß war noch nach anderer Richtung und in einer den ganzen Staat gefährdenden Weise wirksam. Er war der Führer im Kampfe der Goslarilla gegen das am 20. März 1791 veröffentlichte Allgemeine Gesetzbuch, das am 1. Juni 1792 in Kraft treten sollte. Svarez' Werk galt jenen Kreisen als eine verwerfliche Frucht der Aufklärungszeit, und sie setzten es durch, daß es am 18. April 1792 auf unbestimmte Zeit suspendiert wurde. Svarez sah die Frucht seiner besten Jahre, angestrengtester Arbeit bedroht, fast vernichtet. „Er war oft unwillig“, sagt sein Freund Göpfer von ihm, „und niedergeschlagen, so daß er gern alles aufgegeben haben würde, wenn es von ihm abgehangen hätte. Er wollte durchaus nicht zugeben, daß die liberalen und humanen Grundsätze in dem Gesetzbuche gestrichen würden.“ Wieder mußte er zur Feder greifen, um das Gesetzbuch gegen die offenen und versteckten Gegner zu verteidigen. Trotzdem hatte er

es nur einem äußeren Umstande zu verdanken, daß dem Gesetzbuche sein Recht ward. Nach der zweiten Teilung Polens, 1793, war ein Gesetzbuch für die Provinz Südpreußen nötig, und da das Landrecht gerade fertig vorlag, überwand auch die den König bestimmenden Kreise ihre Scheu vor der kodifizierten Aufklärung. Natürlich wurde Svarez zuvor noch eine Umarbeitung im raschesten Tempo zugemutet.

Ein Lichtblick für Svarez und eine segensreiche Fügung für Preußen war es, daß Svarez — seltsamerweise — zur Einführung des Kronprinzen (späteren Königs Friedrich Wilhelm III.) in das neue Gesetzbuch außersehen ward. Hiermit war ihm der beste Weg eröffnet, für seine Ideen zu wirken. Er hat keine Buchstabenlehre getrieben, sondern

den Prinzen (vom Juni 1791 ein Jahr lang) in den Geist des Gesetzbuches, in den Geist eines Verfassungsstaates mit überzeugender Beredsamkeit eingeführt,\* und zwar den Prinzen, dem das Geschick die Aufgabe gestellt hatte, mit den Stein-Hardenberg'schen Reformen dem preussischen Verfassungsstaate die Grundlage zu geben. Als Beispiel für den Freimut des Lehrers sei aus den Proben der Vorträge, die Stölzel nach Akten des preussischen Justizministeriums veröffentlicht hat, nur etwas aus dem Schlussworte mitgeteilt, das an eine fünfzig Jahre später als nagelneue Wahrheit ausgegebene demagogische Bemerkung anklängt: „Ich habe Ihnen mitunter dreiste Wahrheiten gesagt, welche den Ohren der Fürsten selten willkommen sind; aber ich hielt es für meine Pflicht, dies zu thun. Denn es kommen die Zeiten, wo Eure Königliche Hoheit dero Person und künftig dero Thron mit Leuten umgeben sehen werden, denen es an Mut oder an Uneigennützigkeit fehlt, ihrem Gebieter unangenehme, aber notwendige Wahrheiten vorzutragen. Mächtigen doch Eure Königliche Hoheit sich in diesen Zeiten zuweilen an gewisse Grundsätze erinnern, die Ihnen ein Mann gesagt, der keine andre Regel seiner Handlungen kennt als seine Pflicht und die innigste Zuneigung für sein Vaterland...“

Wie anders wirkt dies Zeichen auf uns ein als die sonst zu jener Zeit übliche Prinzenunterweisung und Bücher-

widmung, da sich die hochgelahrten Herren in heut lächerlich berührenden Ausdrücken der allerunterthänigsten Lächerlichkeit überboten. Svarez ist nicht nur als Vorkämpfer für Rechtseinheit, deutsches Recht und deutsche Sprache unvergeßlich; er ist auch eine der sympathischsten Persönlichkeiten des vorigen Jahrhunderts — ein Charakter.

## Die Perle der Antillen.

Von Rudolf Rabe.

(Mit 2 Porträts und 12 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen).

Dem Seefahrer, der sich der cubanischen Küste nähert, erscheinen als Zeichen des Landes zuerst die kegelförmigen Gipfel der vulkanischen Randgebirge, und je näher er kommt, desto gewaltiger steigt das Massiv der Monte-Serroberge aus dem Meer empor. Längs des Gebirges geht die Fahrt, bis sich dieses herabsenkt, und auf einer der letzten Höhen erblickt das forschende Auge einen gewaltigen Bau, ähnlich einer riesigen, mittelalterlichen Burg, dem das Schiff zustrebt. Diese Festung ist das berühmte Morro Castle, erbaut von Philipp II. Heute stehen Kruppische Riesengeschütze auf den breiten Mauern, um den Feinden den Eintritt in den Hafen zu wehren, der unterhalb des Burgfelsens freisförmig in das hügelige Land einschneidet. An der breiten Rundung

gegenüber dem Morro Castle ist die Stadt Havanna aufgebaut, die bei der Einfahrt mit ihren einstöckigen, gelben, grünen und roten, grellgestrichenen Häusern einen äußerst malerischen Anblick gewährt. Umgeschlossen wird dieses Städtebild von einem Kranze bewaldeter Anhöhen, von denen schöne Villen, von Palmen umragt, herabschauen. Da die Verteidigungsmittel dieses Hafens bei den bevorstehenden Kämpfen zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten eine große Rolle spielen dürften, so erwähnen wir noch die hinter dem Morro Castle auf einem Berggrücken gegenüber der Stadt von Karl III. erbauten starken Festungswerke, die Cabaias. Auch hier Riesennauern, wie für die Ewigkeit errichtet, und in den Stein hineingemeißelte Galerien und Batterien; wie weit aber diese Befestigungskunst des Mittelalters dem Feuer amerikanischer Panzer gemachsen ist, bleibt eine offene Frage.

Der weite, tiefe Hafen gewährt einer großen Flotte



Carl Gottlieb Svarez.

\*) Ein Relief an dem vor dem Oberlandesgerichte zu Breslau dem Svarez 1896 errichteten Standbilde (von Peter Breuer) erinnert an diese Vorträge. In demselben Jahre ist an dem Reichsgerichtsgebäude in Leipzig ein von Otto Lessing modelliertes Standbild von Svarez angebracht worden.

Raum und Schutz, und die Kauffahrer aller Flaggen geben sich hier ein Stelldichein, denn Havanna ist ein sehr bedeutender Ausführplatz der Produkte der Insel: Rohrzucker, Tabak, Rum, Kakaó, Kaffee, Farbholz und Wachs.

viertels mit ihren vergitterten Fenstern. Ueberall finden wir die spanische Bauart, die auf die Straßenfront wenig Wert legt und die Architektur mehr in den Hof verlegt, auf den die Gemächer münden, und der mit feinen Marmor-



König Alfons XIII.

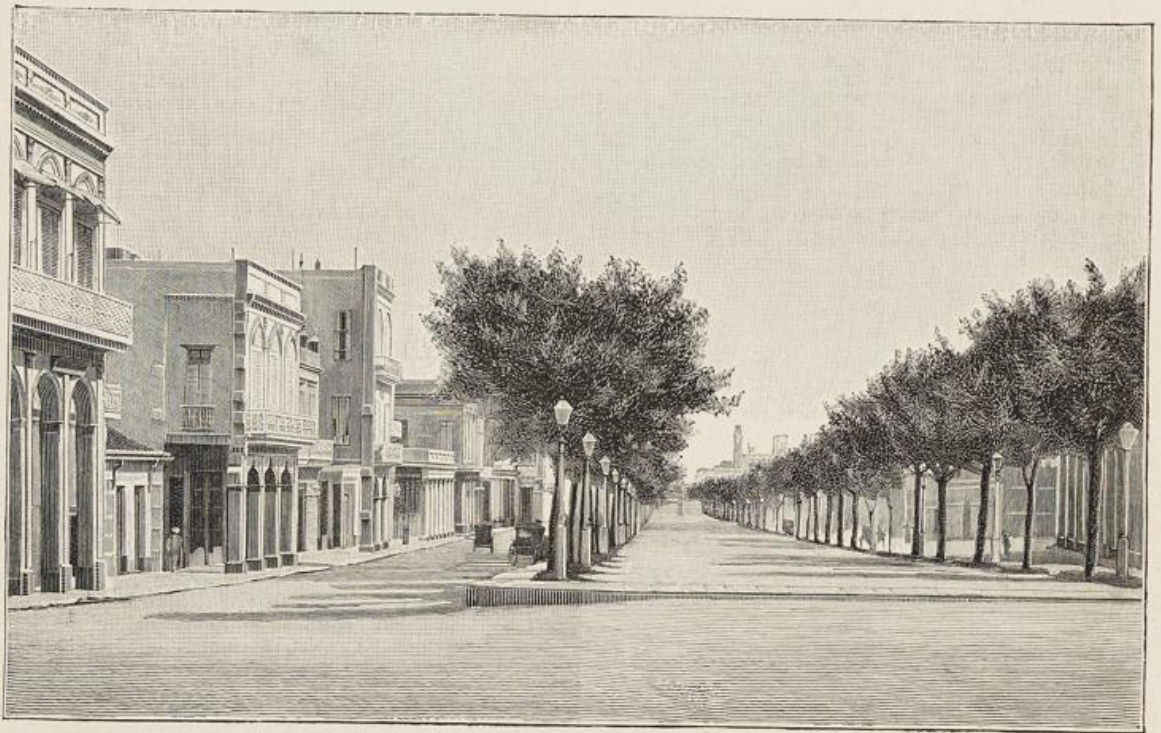


Königin-Regentin Maria Christine.

Seltam erscheint besonders dem Besucher, der von New York nach Havanna kommt, der Unterschied zwischen dem rastlosen Treiben der Wallstreet, den „Himmelsträgern“ des Broadway und andererseits der orientalischen Erscheinung dieser einstöckigen, oft spornachlässigten Häuser des Hafens-

fliesen, Springbrunnen, Bäumen und Blumen, von einem Sonnensegel überspannt, den Hauptaufenthalt der Familie bildet.

Im Innern der Stadt werden die Bauten auch nach außen reicher und vornehmer in der Nähe der Kathedrale,



Der Prado in Havanna.

die die Gebeine von Kolumbus birgt, und der Capitania General an der Plaza de Armas, dem Hauptquartier der kommandierenden spanischen Generale, wie Martinez Campos, General Weyler und jetzt Marshall Blanco. Die schönen Villenviertel Havannas liegen in der Nähe der See, auf den Höhen von Cerro. Hier finden sich herrliche Bauten inmitten paradiesischer Gärten, mit einem weiten Rundblick auf die Stadt und das offene Meer.

Ein reges Leben entfaltet sich abends auf dem Prado. Bei den Klängen der spanischen Militärkapellen gehen hier die schönen Señoritas spazieren, mit kurzen, rofotoähnlichen Röckchen, die schwarze Mantilla im Haar und die Granatblüte über dem Ohr tragend. Der breite helle Schein

weiten, hohen Gebäude, auf dessen Hof die Händler schreiend, feilschend und gestikulierend auf die zahlreichen Käufer einreden. Wie in Neapel nehmen die Fische, Krebse, Krabben, Austern und Tintenfische einen großen Teil des Marktes in Anspruch, und haben die Frauen ein Gericht Schuppenträger nach langem Handeln erstanden, so holen sie sich das zum Braten nötige Olivenöl, das gleich dem Wein in großen, strohummickelten Flaschen feilgeboten wird. Die Tierwelt schreit auch tüchtig zwischen Käufer und Verkäufer hinein, Hühner und Hähne — besonders die wilden Kampfhähne —, flinke schwarze Schweine, die fortwährend zu entkommen suchen, Hunderte von Papageien und Affen, die in ihren Käfigen zornig herumtollen. Ananas giebt es in



Tobatsfelder im Yumurithal bei Matanzas.

des Vollmonds dringt durch die dichten Kronen der Lorbeerbäume, und aus den Gärten trägt der Seewind den Duft der schlafenden Blüten herüber, — für den Nordländer sind diese Nächte unvergesslich! Am Tage herrscht die Sonne unerbittlich, und nur wer ein Fieber riskiert, darf es wagen, sich von vormittags zehn Uhr bis zum Spätnachmittag ihren Strahlen auszuweichen.

Schon die frühesten Morgenstunden finden deshalb einen regen Verkehr auf den Straßen. Vom Lande kommen die Milchverkäufer zu Pferde und zu Esel im Galopp hereingeritten, die Milch in ihren Behältern unbarmherzig schüttelnd; Büffelarren voll Zuckerrohr rollen heran, Maultiere werden hereingetrieben, hochbepackt mit Bastkörben voll Apfelsinen, Zitronen, Namswurzeln, Pfefferichoten, Artischocken, Bananen. Sie ziehen alle zum Tacoumarkt, einem

Ueber Land und Meer. Ill. Ost.-Post. XIV. 11.

großer Hütle, Garbanzos und Zwiebeln, Mangos, Tomaten und Feigen, Aepfel, Kokosnüsse, Oliven, Zuckerrohr und Wassermelonen werden von den Negern mit gellender Stimme angeboten — ein wirres Durcheinander und Handeln um die schönsten Früchte dieser Erde. Plötzlich verstummt der Lärm, die spanische Militärmusik zieht vorbei, die Truppen folgen, und mit Haß, Hohn und leisem Spott verfolgt die Menge mit den Augen die Unterdrücker.

Trotzdem sich Cuba bereits seit Jahrhunderten im spanischen Besitz befindet, ist doch kaum die Hälfte der Insel, die an Größe (2200 Quadratmeilen) dem Königreich Preußen nur um ein Drittel nachsteht, der Kultur erschlossen. Riesige Wälder und Gebirge bedecken noch den größeren, unaufgeschlossenen Teil des Landes. Hier finden die Insurgenten in den Klüften der Berge und den vielen

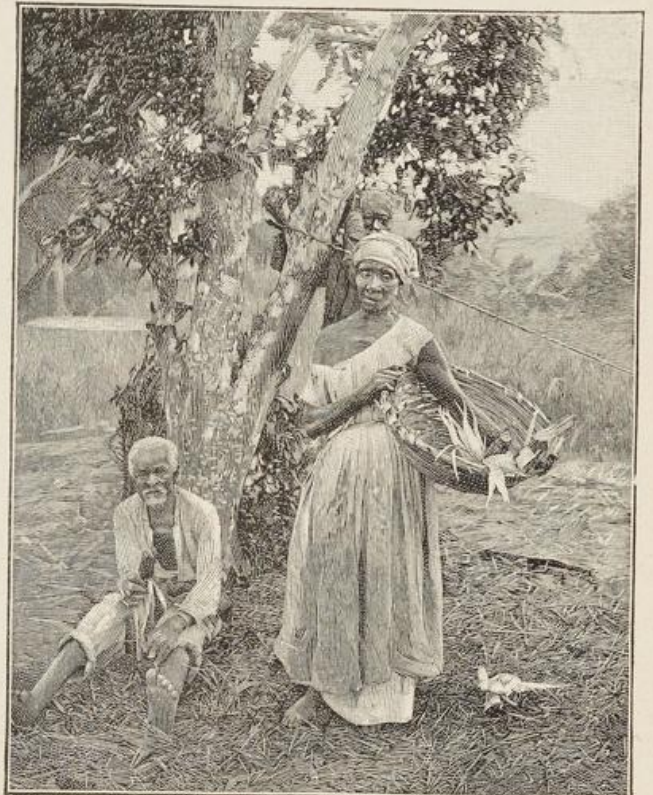


Eingang zu einer Tabakspflanzung bei Santiago.

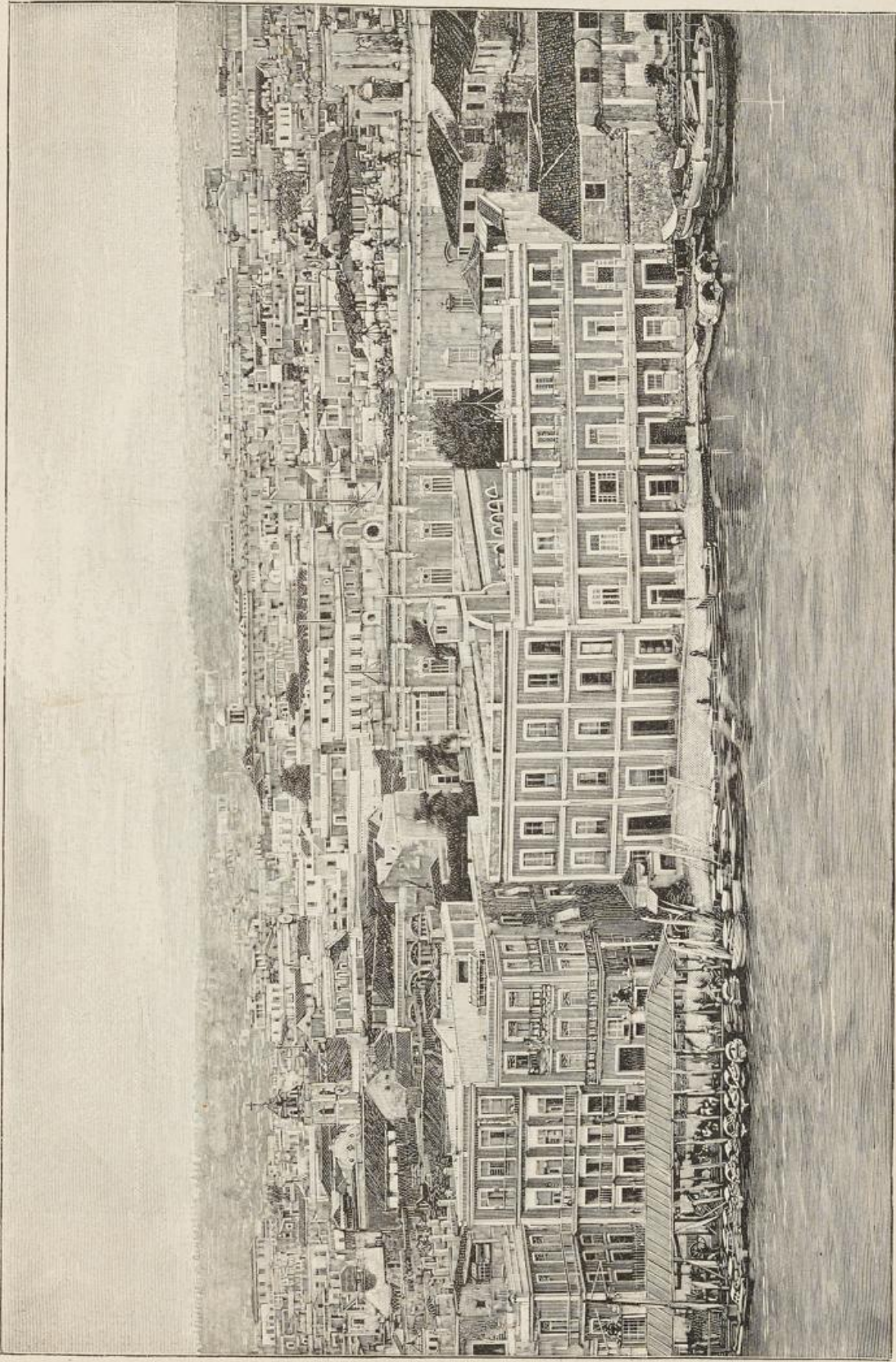
gewaltigen Höhlen, die eine Eigentümlichkeit des Landes bilden, ihre Zuflucht, und die Kriegskunst der Spanier erlahmt an diesen Schwierigkeiten der Natur. Die Wälder bergen die edelsten und kostbarsten Hölzer, Mahagoni, Ebenholz und Eichenholz, und gewaltige Metallschätze sollen nach den Untersuchungen amerikanischer Mineningenieure noch in den Bergen ruhen. Amerikanisches Geld arbeitet bereits seit langer Zeit in den meisten Unternehmungen auf Cuba, in den Plantagen und den Bergwerken, und die Inhaber dieser Kapitalien, durch den jetzt jahrelangen Kampf Spaniens gegen die Aufständischen empfindlich geschädigt und gestört, haben in erster Linie das Eingreifen der Vereinigten Staaten herbeigeführt, die sich längst nach dem Besitz dieser Insel, als der wichtigsten Flottenstation zwischen Nord- und Südamerika und dem Schlüssel zum mexikanischen Meerbusen, sehnen. Diesem begreiflichen Wunsch der amerikanischen Großmacht gegenüber fehlt es nicht an warnenden Stimmen in der Union selbst, die die Erwerbung von Cuba mit seiner überwiegend schwarzen Bevölkerung, deren die Union schon jetzt mehr als zu viel in ihren Südstaaten besitzt, mit Sorge betrachten. Diese Schwarzen wurden nach Cuba vor einem Jahrhundert aus Afrika als Sklaven

eingeführt, nach Aussterben der einheimischen Indianer, die heute nur noch fortleben in ihrer Mischung mit den spanischen Eroberern. in der vornehmen Klasse der Kreolen, deren Frauenschönheit sprichwörtlich ist, und in deren Händen ein großer Teil der Plantagen sich befindet. Auch unter den Cubanern und den eingeborenen vornehmen Cubanern herrscht ein heftiger, angeerbter Haß gegen Spanien, dessen Mißwirtschaft und Ausbeutungssystem bei Verwaltung der Insel unverkennbar ist.

Vor Beginn des gegenwärtigen Aufstandes zählte man sechshundert Rohr- zuckerplantagen auf Cuba, deren Produktion hauptsächlich in den Vereinigten Staaten konsumiert wurde. Das Fallen der Zuckerpriese in den letzten Jahren wirkte auf die Plantagenbesitzer ebenso empfindlich wie auf die deutschen Rübenzuckerfabrikanten, da die erzielten Preise in beiden Ländern kaum noch den gesteigerten Bodenpreisen entsprachen. An sich ist der Rohrzucker ein viel feineres Naturprodukt als der deutsche Rübenzucker; ist doch der edle Rum das Nebenprodukt des Zuckerrohrs, aber das Viehfutter der Melasse das der Zuckerrübe. Deshalb beziehen die Fabrikanten des Chartreuses, des Benedictiners, des schwedischen Bunsches heute noch Rohrzucker statt Rübenzucker. An Bedeutung zurückgegangen ist schon seit längerer Zeit der Kaffeebau



Raft bei der Tabaksernte.

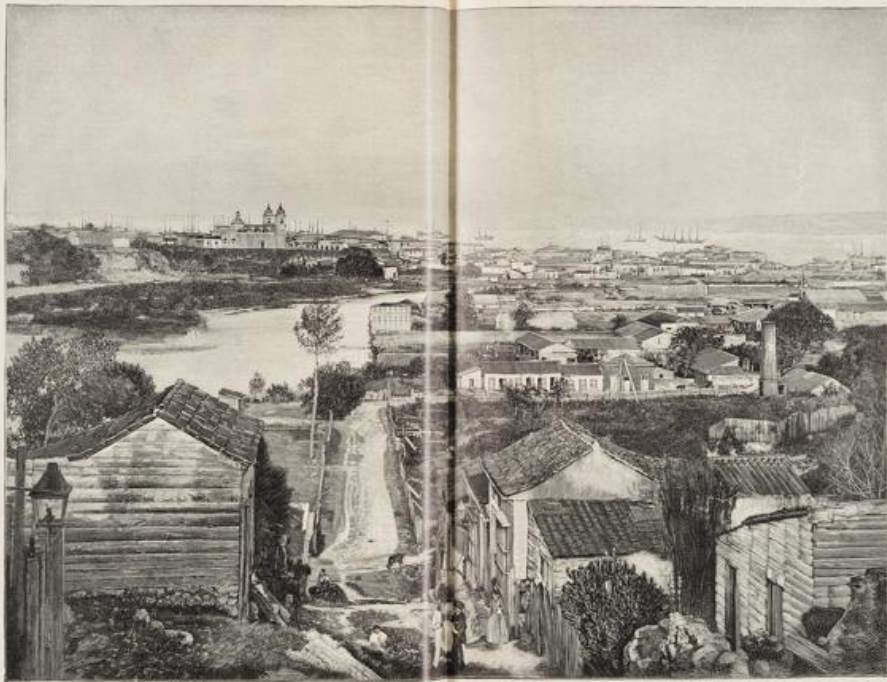


Havana, vom Hafen aus gesehen.

der Insel, während die allberühmten Tabakplantagen 1806 noch zehntausend an Zahl waren. Die Heiser flugten damals, das heißt seit Abbruch der Pflanzungen, so auch in den darauffolgenden Jahren des landwirthschaftlichen Verfalls. Die in Nicaragua früh heimischen Tabakpflanzungen bei Matagalpa, und endlich endlich, das es solche Pflanzungen nicht mehr gebe wie vor zwanzig Jahren. Die in Nicaragua früh heimischen Tabakpflanzungen bei Matagalpa, und endlich endlich, das es solche Pflanzungen nicht mehr gebe wie vor zwanzig Jahren. Die in Nicaragua früh heimischen Tabakpflanzungen bei Matagalpa, und endlich endlich, das es solche Pflanzungen nicht mehr gebe wie vor zwanzig Jahren.

Der lebhafteste Zuckerexport nach Europa (nach Washington der größte Zuckerexport) der Welt ist Matagalpa, unweit von Nicaragua in westlicher Richtung an einem gesunden Hafen sehr günstig gelegen. In der Nähe dieser Stadt befinden sich die größten Zucker- und Tabakpflanzungen. In diesen pflanzlichen Zonen hat sich an der Südküste der Insel die alte Stadt Santiago de Cuba auf, 1514 von Columbus als älteste Stadt der westlichen Hemisphäre gegründet. Von hier ging Cortez aus, um Mexiko zu erobern. Der südwestliche Rand Kubas, an dem die Stadt liegt, wird gebildet von einem gesunden, heißen, vulkanischen Gebirge, dessen höchster Punkt, der Pico de Turquino, bis 8000 Fuß hoch aus der Karibischen See aufragt. Als sei es gehen erst erschaffen, so hoch und unerblickt liegt das erhabene Gebirgsparadies an der Spitze der herrlich schimmernden, hellblauen See, und lagert sich über den Dampf an den Küsten entlang. Er nimmt seinen Lauf auf eine kleine Ebene, die wie eine Alpenflur im Gebirge liegt, so hoch, daß der Dampf mit Hilfe langem zwischen den hohen Felsenenden entlang gleitet, — so öffnet sich hinter den Bergen eine breite, grün-

lige Thal, und an einem zweiten Gebirge empfindlich emporgeliegt erhebt man die alte Stadt Santiago, in deren Nähe die größten Metallvorkommen



Santiago de Cuba.

lichen Thälern. Von der Welt abgetrennt liegt die Stadt in höherer Lage geschützt mit einer Fülle herrlicher Vegetation, und nie wird sie vergriffen, nur das Meer, das Südben hier zum erstenmal über den Gebirge emp-

bringt sich und im Westwinden einen über die physischen Zwecke der Natur.

In Osten von Santiago liegt zerfallen ein Schiff

Siehe Schiedel sich seit der Eroberung durch Diego Velazquez, 1511, in spanischer Zeit, während welcher Stadt und Provinz Guama 1762 durch die Engländer erobert, aber Mon zwei Jahre darauf gegen Invasoren

laffung von Nord zu Spanien zurückgegeben. 1778 wurde Cuba in ein Generalgouvernement mit ziemlich beträchtlicher Bevölkerung umgewandelt. Niemand weiß seit der Zeit der Eroberung länger bekannt als auf Cuba, die Insel von fünfzig Jahren der Unabhängigkeit des Spanischen Reiches für ganz Spanisch-Amerika war, so hoch mit der Zeit 1808 die Spanier bis auf die neue Zeit behielten. Seit 1872 begannen die Unabhängigkeitskämpfe der amerikanischen Revolution, zunächst wurden die von Spanien geborenen Bürger für frei erklärt, dann folgte 1880 die Befreiung der Spanier unter der Bedingung, daß die Insel noch während in großen Abhängigkeitsverhältnissen zu dem Mutterland bleiben, und erst 1898 wurden die letzten 25.000 Spanier wirklich frei. In der Zeit dazwischen hatten wiederholt Spanisch-Amerikaner Kämpfe, die häufig unterdrückt wurden — benutzten von 1848 bis über 10.000 Soldaten zum Caye gefahren sein —, und darunter hatten sich die Hauptkräfte von den Revolutionen von Mexiko aus Verbindungen mit Angehörigen der indianischen Bevölkerung) und der herrschenden Klasse von Mexiko aus entstanden. Die Insel wurde durch die „Hühner“ schwer angegriffen, kein Handel gelangte zu einem höheren Stand, und so wurden schon vor fünfzig Jahren die in Nordamerika aufstrebenden Verbindungen, die „Perle der Antillen“ von Spanien loszureißen und an den großen Staatenland anzuschließen, auf Cuba nicht fehlende Zusammenhänge. Einen Streifen, den 1840 Oberst Wines mit Hilfe Island unterwarf, wurde zwar schon der nachamerikanischen Regierung Gestalt gegeben, nicht minder unglücklich waren die Selbstbestimmungsverträge des Narciso Lopez, der 1851 in die Hände der Spanier fiel und hingerichtet wurde, aber der Aufstand

der „großen Armada“, von Philipp II. gegen Elisabeth von England geschick, der „San Juan“, von einem holländischen Schiff. Sollte es ein Ueberbleibsel sein der zerfallenen Stadt Espanola auf der Perle der Antillen?

Perle der Antillen

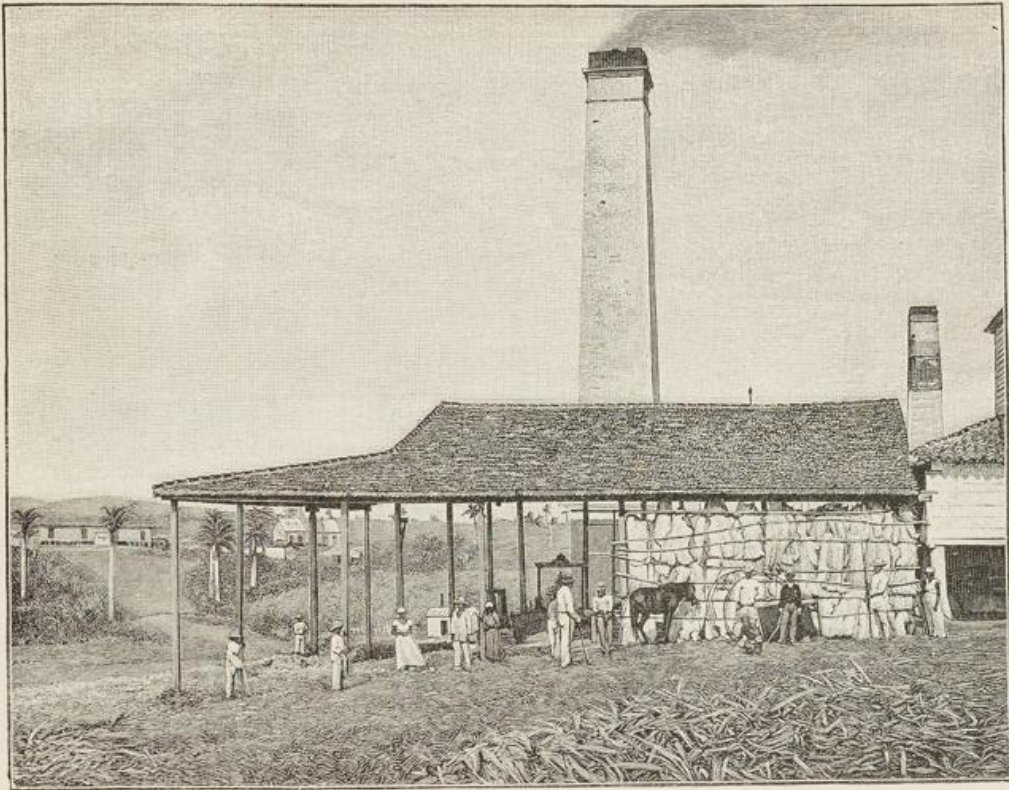


Generalkapitanat in Havanna.

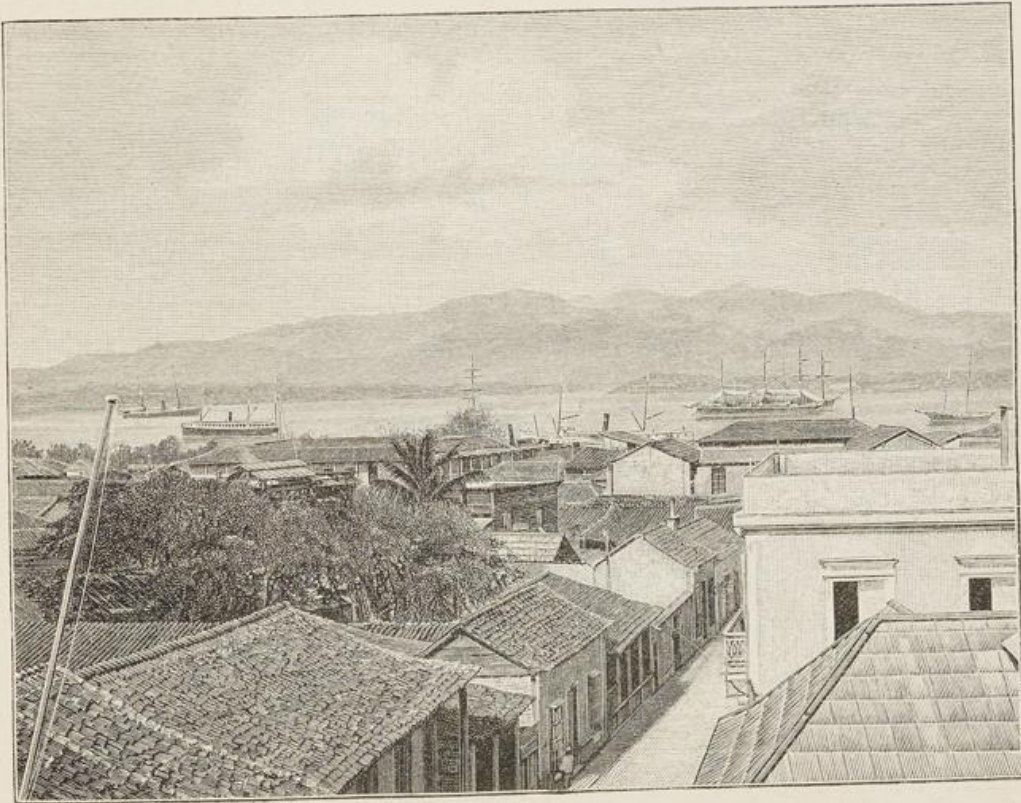


Die Kathedrale in Havanna.





Zuckersabrik bei Havanna.



Santiago de Cuba.



Morro Castle, Befestigung der Hafeneinfahrt von Havanna.

war doch seitdem in Permanenz erklärt. Verschwörungen und Erhebungen folgten in ununterbrochener Kette, und 1868 brach ein gefährlicher Aufstand aus, der erst nach zehnjähriger Dauer beendet werden konnte. Im Jahre

1881 wurde Cuba für eine spanische Provinz erklärt und die Verfassung des Mutterlandes eingeführt, aber die Verhältnisse besserten sich nicht, und schon 1895 brach jener Aufstand aus, der bis heute andauert.



Tacoumarkt (Fruchtmarkt) in Havanna.



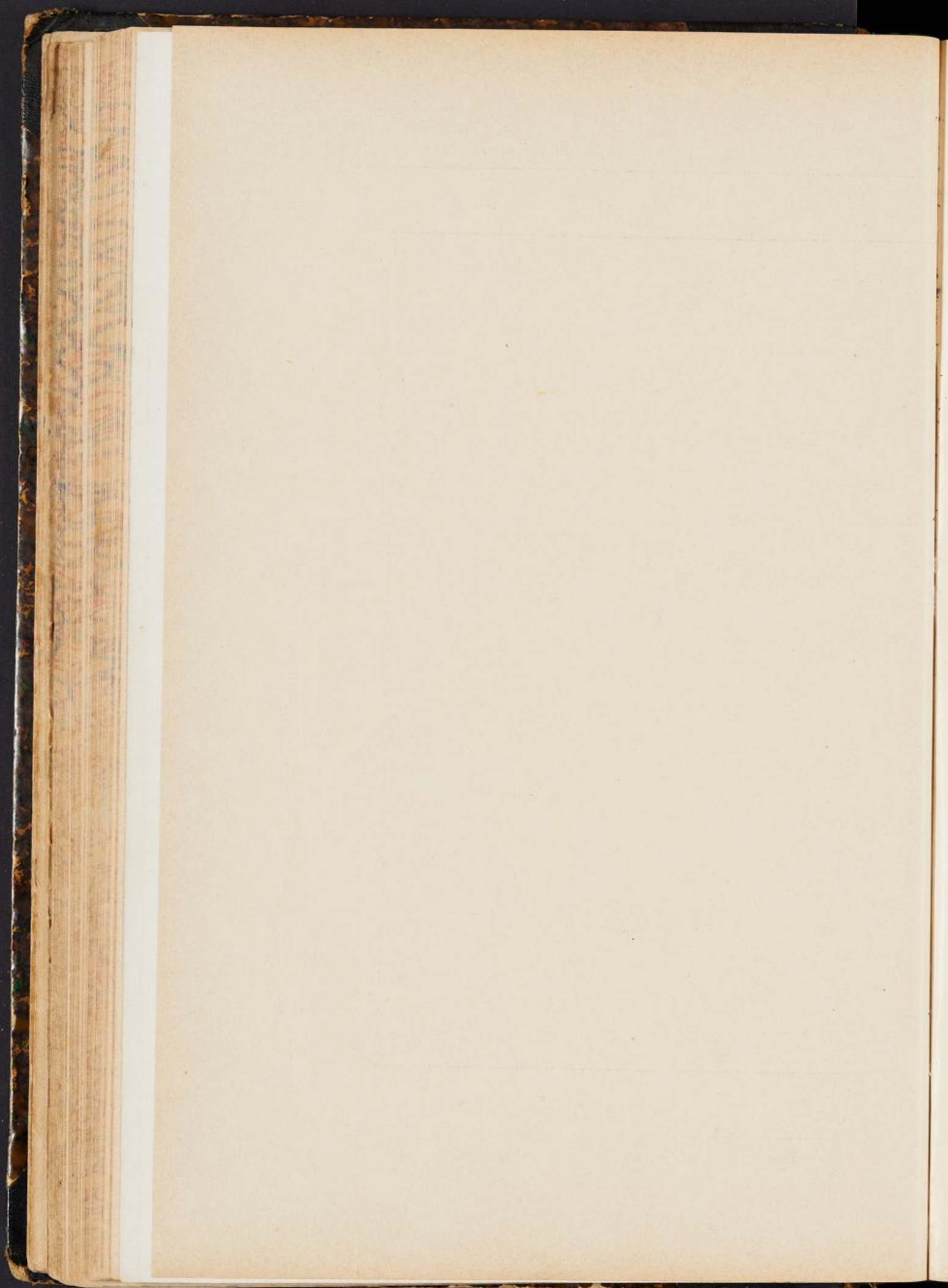
und  
Ber-  
ener





Die fünf Jahre alte Y. Giffels. Zuflucht bei Gefahr von Julius Adams.

Photographisches Institut von Julius Adams in Zürich.



# Die Sünnersteine.

Roman

von

Gertrud Franke-Schievelbein.

(Fortsetzung.)

Charlotte schwieg und sann und sann, während Berghauer seine Anschauungen — die freisinnigen, weitherzigen Anschauungen des Weltmannes, der der Jugend gern ihr Recht läßt — weiter entwickelte.

„Und doch begreif' ich's nicht, Vater!“ rief sie endlich aus schweren, dumpfen Gedanken heraus. „Wer einen Lumpen ‚Lump‘ nennt, wird bestraft. Wer einem reichen Mann ein paar Mark nimmt, wer verleumdet, betrügt, oder einen andern im geringsten benachteiligt —“

„Wird verdonnert. Natürlich.“

„Und kein anständiger Mensch will mehr mit ihm zu thun haben.“

Er nickte. Sie sollte sich mal ordentlich Luft machen.

„Und wenn ein Mann einen andern Mann bloß scharf ansieht, oder stößt ihn zufällig, oder tritt ihm auf die Zehenspitzen, das ist eine ‚Chrenkränkung‘ und kann nur mit Blut wieder abgewaschen werden.“

„Ganz recht,“ brummte er.

„Wenn aber einer ein Mädchen um ihren guten Namen bringt — nicht bloß um so eine eingebildete ‚Chre‘, die schon von einem schiefen Blick alle wird — nein, ihre wirkliche, bürgerliche Chre, ihr Ansehen vor der Welt und — schlimmer noch, vor sich selbst . . . wer so ein armes Geschöpf hinabstößt in den Staub, ihr ganzes Leben besudelt und zunichte macht — dem wird kein Härchen gekrümmt? Der geht frank und frei herum? Und wenn es wirklich so ist, wie du sagst, so kann einer, der das Glück und das Leben von einem halben Duzend Frauen auf dem Gewissen hat, doch ein höchst achtbarer und einflußreicher Mann sein? Vater, um alles in der Welt, wie ist denn das möglich?“

Der Schein einer Laterne, der sich durch das Buschwerk verirrt, fiel auf ihr blaßes Gesicht. Es war, als sähe sie in einen Abgrund hinab, so voll Grauen und Abscheu war ihr Blick — so ratlos und verwirrt, als fürchte sie, im nächsten Augenblick den Boden unter den Füßen zu verlieren.

„Das ist ja doch schlimmer als alles,“ murmelte sie dann. „Einen totschlagen — das ist ja noch barmherzig. Der Tote fühlt ja nichts mehr. Aber

weiterleben müssen . . . beschimpft, verachtet . . . Vater!“ fuhr sie ganz leise fort, „und diese Aller-niedrigsten, die ich schon gar nicht mehr Weib-nennen kann . . . Gott im Himmel! Das sind doch auch mal frohe, unschuldige Kinder gewesen!“

„Kind,“ sagte er ruhig überlegen, „denkst du denn, daß alle Frauen wie du sind?“

Sie sah auf, betroffen, sehr nachdenklich.

Es fiel ihm etwas ein. Sie hatten in Paris zusammen die „Chre“ gesehn. Darauf wies er sie hin: „Siehst du, die kleine angefressene, miserable Kröte aus dem Hinterhaus, die ist echt, die ist nach dem Leben gezeichnet. Und die Alte in ihrer naiven Verderbtheit, die das Balg dem Laster förmlich in die Arme treibt — siehst du, Kind, das sind so die Rehrseiten des Begriffes Weib.“

Er hatte ihren Arm genommen und fühlte, daß sie leise zitterte. „Vater,“ murmelte sie, „das — nein, das . . .“

„Das kennst du nicht, nein,“ sagte er ernst und nachdrücklich. „Aber geh mal auf die Gasse, wenn die Mädchen aus den Fabriken kommen — Oder nein. Thu's nicht. Du wirst das nie wieder los. Glaub lieber deinem Vater aufs Wort. Wenn's uns nicht so leicht gemacht würde, zu sündigen, mein Kind . . . Und euch, ihr glücklichen Geschöpfe, nicht auch die leiseste Versuchung erspart bliebe —“

Statt aller Antwort nahm sie seine Hand und drückte leidenschaftlich ihre Lippen darauf. Das war wie Erlösung! Wie ein Reifen sprang es von ihrem Herzen, das auf einmal wieder leichter und freier schlug.

Etwas, das ihn entschuldigte! Sie griff danach mit allen Fasern ihrer Seele. Sie klammerte sich daran, als könne es ihr Rettung bringen aus all den Wirren, Nengsten und Kämpfen, mit denen sie sich Tag und Nacht abgequält hatte.

Es gab etwas, das diese ihr so unbegreifliche Sünde des geliebten Mannes kleiner machte!

„Also ist's wirklich wahr, Papa? Es giebt so etwas, schon von Natur Schlechtes, um das es nicht weiter schade ist?“ fragte sie. Es war wie ein Aufatmen in ihrer Stimme, eine leise, ferne Hoffnung.

„Kind, es giebt allerlei. Ich will nicht bloß sagen: bei euch. Im Gegentheil. Was wir Männer

aus euch machen, das seid ihr. Denn bis jetzt ist das Weib ja noch nichts von sich aus. Aber du weißt, ich glaube an die Zukunft."

"Ich — auch —" flüsterte sie.

"Fehler sind hüben und drüben. Ein Wust von Dummheit, Gemeinheit, Grausamkeit. Aber die Dummheit ist die schlimmste unter ihnen. Und darum mein' ich: vergeben! Einer dem andern. Zu verstehn suchen. Nicht den Fall an sich, sondern aus dem Ganzen heraus, den Anschauungen der Zeit, beurteilen. Probier's mal. Ist ja nicht so schwer."

"Ja, das will ich," sagte sie mutiger.

"Dann wirst du vielleicht einsehn, daß mit dem pharisäischen Verdammen nichts gethan ist —"

"Lieber Vater," murmelte sie beschämt.

"Und daß es noch etwas auf der Welt giebt, das alle Dummheit und Schlechtigkeit millionenmal wieder gutmacht. So. Nun weißt du Bescheid. Das mußte mal gesagt sein. Diesen Teil meiner Mutterpflichten hatte ich leider bisher vernachlässigt. Na, du bist mein vernünftiges Mädchen. Du hast volle Freiheit. Aber wenn du meine Meinung wissen willst: ich achte den Hubertus."

\*

Als sie endlich an den Tisch zurückkehrten, wurden sie von Klären mit einem spöttischen Gesicht empfangen. "Ihr seid ja lange geblieben! Ich habe all meine Liebenswürdigkeit aufbieten müssen, um Herrn Schwarz zu unterhalten."

Lotte sah mit einem schnellen Blick, daß Hubert tief verstimmt war. Sie erschraf.

"Berühmte Dichter darf man doch nicht so rücksichtslos behandeln," fügte Kläre schelmisch hinzu.

"Entschuldigen Sie, lieber Schwarz," sagte Berghauer, Hubert freundschaftlich auf die Schulter klopfend. "Aber wir mußten einen tüchtigen Dauerlauf machen, ehe ich mein leichtsinniges Mädel wieder in die richtige Temperatur kriegte."

Hubert verneigte sich schweigend. Er war ersichtlich beleidigt. Berghauers Gewandtheit aber ging leicht über den ersten peinlichen Moment fort, und bald war die Unterhaltung wieder im Gange.

Nur Charlotte vermochte noch nicht so schnell gleichgültige und scherzhafte Dinge zu reden. Ihr war so seltsam zu Mute, ganz im Innersten aufgerüttelt, wie nach einem tiefen und aufregenden Buch, das ihr ein neues, wunderbares Weltbild gezeigt hatte. Oder wie in ihrer Konfirmationszeit, wenn der alte gute Pastor ihr und den andern jungen Dingen so recht eindringlich ins Herz geredet hatte. Dann hätte sie auch hingehn mögen und Gutes thun und sich aufopfern, ohne an sich zu denken.

So fromm und reuevoll, so sehnsüchtig war ihr jetzt zu Sinne. Sie hätte Hubert sagen mögen: vergieb mir all die harten, häßlichen Gedanken, mit denen ich dich gekränkt habe. Oder sie hätte ihm wenigstens zeigen mögen, wenn auch nur durch einen Blick, wie leid es ihr that.

Aber er beachtete sie so wenig, als es eben noch anging, ohne unhöflich zu sein. Ihr Herz sank tiefer

und tiefer. Vielleicht — vielleicht war's aus. Und nun kam auf einmal eine Angst über sie, als sollte ihr Herz stillstehn. In dem Augenblick, da sie ihn zu verlieren fürchtete, kam's ihr voll zum Bewußtsein, daß ihr das Leben ohne ihn unerträglich sein würde.

Ihr Vater, der sie verstohlen beobachtete, bemerkte den stillen Kampf in ihrem Innern. Er mahnte zum Aufbruch, und alle waren bereit.

In Charlotten war inzwischen ein heroischer Entschluß gereift. Es half nichts. Sie mußte den ersten Schritt thun, um ihn wieder zu versöhnen.

Ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie sagte: "Wollen Sie mir jetzt Ihren Mantel geben? — Nicht wahr, Sie brauchen ihn nicht selbst?"

Es war, als traue er seinen Ohren nicht. Dann ging eine starke Veränderung in seinem Gesicht vor. "Mit tausend Freuden!" rief er. Und ein solcher Jubel lag in seiner Stimme, daß es Charlotte mit einem tiefen Glück durchzitterte.

Eine süße Wärme drang ihr durch den ganzen Körper, als er ihr die schützende Hülle sorgsam um die Schultern legte. Ihre klugen Augen, sonst sprühend oder kalt, waren weich und träumerisch. Und als er, neben ihr bleibend, ihr den Arm bot, legte sie den ihren ohne Zögern hinein.

So gingen sie zusammen durch den Park, Berghauer und Kläre als zweites Paar in einiger Entfernung hinter ihnen.

Lotte hatte nicht die kurzen, trippelnden Schrittschritte der Frauen, die sich mit allerlei kleinlichen Arbeiten wichtig thun und immer unruhig und eilig sind. Sie ging so schön und gleichmäßig, wie einer, der ein fernes, großes Ziel vor Augen hat und weiß, daß Eile ihm nichts nützt.

Zum erstenmal empfand Hubert, wie schön auch ihr Gang sich aneinanderschmiegte. Die tiefe Harmonie ihrer beiden Naturen kam ihm darin zum Ausdruck.

"Fräulein Charlotte," begann er, als sie den andern aus Hörweite waren und schon das Portal des Gartens vor ihnen aufstachelte, "ich habe Ihnen etwas zu sagen. Darf ich?"

Sie erschraf, obgleich sie derartiges erwartet hatte. Aber nein, um Gottes willen, noch war sie innerlich nicht so weit. "Bitte, nein," rief sie, "heut noch nicht!"

Da drückte er ihren Arm. "Ich danke Ihnen, Charlotte." —

Ein paar Tage gingen noch so hin. Seltsam unruhig-glückliche Tage für Lotte. Sie hatte an sich selber immer die größten Ueberraschungen erlebt. Aber jetzt wurde sie sich ein förmliches Wunder.

Solange sie nur den Kameraden im Manne gesehen hatte, war sie vollkommen unbefangen geblieben. Ein Händedruck, eine Berührung, sich stützen, helfen lassen von den stärkeren Händen, lieber Gott, das war etwas ganz Harmloses, Gleichgültiges, Selbstverständliches gewesen.

Das war auf einmal anders geworden, seit sie Hubert wiedergesehen hatte. Die Berührung seiner Hände, dieser mageren, charaktervollen, gelblichweißen

Hände, die für ihr Künstlerauge eine Wonne waren, ließ sie in einer peinlichen Scheu zurückbeben. Seine Nähe, seine warmen Blicke, alle die kleinen Zeichen seiner Neigung stößten ihr heimlichen Schauer ein. Es wehrte sich etwas in ihr mit allen Kräften gegen die Macht, die er auf sie auszuüben begann.

Und nun auf einmal war all ihr Widerstand gebrochen. Was war mit ihr geschehen? Sie sehnte sich nach Zärtlichkeit, nach seiner Nähe, nach seinen Blicken. Und einmal, als er über ein Buch gebeugt saß und sein kräftiges Profil sich von der dunkeln Wand abhob, erfaßte sie ein unsinniges Verlangen, ihn zu küssen.

Sie kannte sich selbst nicht mehr. Frühlingsgewaltig brach es aus ihr hervor. „Neue Freuden, neue Schmerzen.“ Wie süß das Leben! Wie geschwellt von Hoffnungen! Und wenn sie sich erfüllten! —

Das Weib in ihr, das so lange zurückgedrängt war, wollte erwachen. Und wenn sie dann in all ihrem neuen nebelhaften Glück zurückdachte an die Kämpfe, die sie durchgemacht hatte, so verhärtete sich ihr Herz gegen die fremde Frau, der sie Schuld daran gab. Ein stiller Haß, eine leise Verachtung gegen die „Verführerin“ blieb als Bodensatz in ihrer Seele liegen. Huberts Fehler aber wog leichter und leichter.

Eines Tages, als sie wieder allein waren, nahm Hubert ihre Hand. „Fräulein Charlotte, darf ich nun sprechen?“

Sie nickte in einer thörichten und doch seligen Bangigkeit.

Er begann von seiner Vergangenheit. „Ich schulde Ihnen ein volles Bekenntnis, Fräulein Charlotte.“

Sie streckte abwehrend die Hand aus: „Nein, nein!“

„Aber Charlotte!“

„Bitte, bitte!“ rief sie und stand ganz rührend vor ihm in ihrer mädchenhaften Scheu, aus seinem Munde etwas Peinliches zu hören.

„Ja — aber,“ sagte er, ratlos hin und hergehend, „ich kann es nicht beantworten, Sie in Unwissenheit zu lassen über Dinge —“

„Ich weiß, ich weiß!“ rief sie hastig, aufs tiefste gequält. „Ich will nichts wissen!“

Er blickte voll Verwunderung in ihr Gesicht. „Mißverstehn wir uns nicht, Charlotte,“ sagte er mit fast feierlichem Ernst, ja bewegt, wie sie ihn nie gesehen, „es handelt sich für mich um mehr, als bloß darum, Ihnen eine alte Geschichte aufzutischen.“

„Mein Gott,“ rief sie, „ich vertraue Ihnen ja!“ Er ergriff ihre Hände, wie überwältigt von Glück, und drückte erst die eine, dann die andre an seine Lippen. Aber seine Gewissenhaftigkeit ließ ihn sich nicht begnügen mit ihren Worten.

„Sie wissen, es hat jahrelang zwischen uns gestanden wie ein Geipenst. Und Geipenst muß man anrufen, wenn sie verschwinden sollen. Der Mann, dem Sie — nicht wahr, ich habe Sie doch recht verstanden? — das höchste Glück seines Lebens gewähren wollen, darf Ihnen kein Fremder sein.“

„Ich weiß einen Ausweg,“ sagte sie, auf Berg-

hauer deutend, der auf sie zugehritten kam, „sagen Sie's meinem Vater, wenn's nun doch einmal gesagt werden muß.“

Aber ihr war doch seltsam beklommen, wenn sie an den Ernst dachte, mit dem er die geheimnisvolle Sache behandelt hatte. „Es kommt doch vielleicht viel Schlimmeres zum Vorschein, als ich mir vorstellen kann,“ sagte sie sich.

Und dann fielen ihr allerhand häßliche Zeitungs geschichten ein, von rachfüchtigen Maitressen, die die Trauung des Geliebten gestört, Skandal gemacht, Vitriolattentate ausgeübt hatten.

Die ganze herrliche Fahrt durch den knospenden Tiergarten nach Charlottenburg wäre ihr dadurch verdorben worden, wenn nicht Hubert ihr gegenüber gesessen hätte. Seine ermutigenden Blicke, sein frisches, männliches Wesen und die tiefe Glückseligkeit, die ihm immer wieder aus den Augen schlug, beruhigten sie endlich. Und nun genoß sie den seltenen Zauber dieses einzigen Tages.

Noch war sie nicht die Seine. Aber morgen vielleicht . . . Und alles war Spannung und Erwartung in ihr.

Als sie sich am Abend vor dem Kaiserhofe von Hubert Schwarz trennten, küßte dieser Charlotten die Hand. „Morgen,“ sagte er dabei voll Zuversicht.

Kläre raste droben all' ihre stürmische Lebensfreude in Chopinschen Walzern aus. Derweil trat Lotte auf den kleinen Balkon hinaus und blickte auf die Baumgipfel des Wilhelmplatzes, auf die Rasenflächen und das Buschwerk hinab, das im Laternen-schein grüngoldig schimmerte.

Als sie ihres Vaters kräftigen Schritt sich der Thüre nähern hörte, begann ihr Herz zu schlagen, als sollte sie ersticken.

Sie wußte, die beiden Männer hatten eine lange Unterredung gehabt im Charlottenburger Schloßgarten. Berghauer zog sich einen Stuhl heran.

„Nun, Lolo,“ sagte er ruhig, „der Schwarz hat mir reinen Wein eingeschenkt. Mit bestem Gewissen sag' ich dir: nimm ihn, wenn du ihn magst.“

Lotte drückte unwillkürlich die Hände auf die Brust. Aber sie schwieg und sah ihren Vater nur mit großen Augen an.

„Es ist eine ganz brave Person, einfach und bescheiden, an Bildung natürlich tief unter ihm stehend. Sie hat ihn gern gehabt, schon als er noch Student war. Und als er krank war und ganz verlassen dalag, ist sie zu ihm gereist und hat ihn gesund gepflegt. Hat auch, als es ihm schlecht ging, ganz brav und freundschaftlich für ihn gesorgt. Und aus Dankbarkeit . . . und . . . na, man kann sich ja denken . . . zwei so arme Teufel, die weiter nichts vom Leben haben . . . und so ist es denn gekommen, wie es zu kommen pflegt. . .“

„Vater,“ sagte Charlotte dringend und richtete ihre großen brennenden Augen auf ihres Vaters Gesicht, „sie soll es gut haben, die Frau. Ich will für sie sorgen. Es soll ihr nichts fehlen. Aber du, du mußt das alles thun. Ich — nein, ich kann nicht —“

„Selbstverständlich,“ meinte Berghauer. „Das





Photographie des Gemäldes von Alfred Seiffert.

Gemählde. Bild von Gemälde von Alfred Seiffert.

hab' ich auch schon abgemacht mit dem Schwarz. Und das Kind — es ist auch ein Kind da — ein kleines Mädchen —“

Charlotte sah ihren Vater starr an.

Ein Kind? — Und auf einmal stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Sie schluchzte laut auf. Dann fuhr sie schnell mit dem Taschentuch über das Gesicht.

„Gut,“ sagte sie fest und mit einer stillen Größe, die ihn heftig rührte, „auch für das Kind, für sein Kind, Vater, will ich gern sorgen. Ich will es erziehen lassen. Nicht wahr, Vater, du siehst dich um. Und daß es bald in ein gutes Haus kommt . . . und nur Gutes sieht —“

Berghauer zuckte die Achseln.

„Das, mein Kind . . . die Frau will sich nicht trennen . . . der Schwarz hatte es ihr schon vorgeschlagen. Na, aber so was findet sich. Die Hauptsache ist: du vermagst dich drüber wegzusehen?“

„Ja, Vater.“

„Und traust dir zu — es könnten ja noch allerhand unliebsame Verwickelungen —?“

„Alles, Vater. Ich hab' ihn ja lieb.“

„Gut. Abgemacht. Ich schreib' ihm noch eine Zeile, damit er nicht noch die Nacht in der schweißlichen Ungewißheit zubringt.“

Er zog sie mit sich ins Zimmer, das noch immer von rauschenden Chopinlängen erfüllt war.

„Und nun, mein liebes Kind,“ sagte er und drückte sie an seine Brust, „nimm meine Glückwünsche.“

Er war bewegt. Es schimmerte feucht in seinen Augen. „Ein erster Schritt! Und anders, als ich ihn mir von dir vorgestellt hatte. Mög' er dir zum Segen werden, mein Kind!“

Kläre ließ ihre geschmeidigen Hände von den Tasten sinken und sah über die Schulter weg erstaunt auf die Gruppe.

„Mein Gott, was führt ihr denn da für Szenen auf in aller Nacht?“

\*

Der erste Abschied, nachdem sie sich eben erst fürs Leben gefunden hatten.

Charlotte saß am Fenster des Coupés und blickte umflorten Auges auf die letzten Ausläufer der großen Stadt. Das sauste alles an ihr vorüber, die Straßen, die immer häßlicher und ärmlischer wurden, trotz der himmelhohen Häuser, der Neuheit, der Unfertigkeit, die bei manchen schon wieder die Spuren des Verfalls trug. Dann wurde es freier, Land- und Gartenstrecken wechselten mit Fabriken, Lager- und Holzplätzen — einzelne Häuser, weit vorgeschobene Posten, standen öde und verloren. Es kamen Vororte, bescheidene Dörfer, Villenkolonien, märkische Tannenwälder, Wasser — unabsehbar dehnte sich die Ebene. Der Himmel war so groß und hell mit seinem klaren Blau und den weißen, langgestreckten Wolken.

Und endlich war es nicht mehr Berlin, die Heimat des geliebten Mannes, ihre eigne künftige Heimat. Und Charlotte lehnte sich in die Kissen zurück und versuchte gleichmäßig anzusehen. Es war aber ein unablässiges Wechseln von Hell und Dunkel in ihr.

„Das soll nun Glück sein!“ dachte sie leiden-

schaftlich. Das Herz brannte ihr vor Kummer. Alle junge Brautfreude hatte sie bei ihm gelassen, und es kam ihr vor, als müsse sie verschmachten bis zum Wiedersehen.

In zwei Monaten schon sollten sie heiraten. Berghauer, der kein Freund von langen Verlobungen war, hatte darauf bestanden. „Soll sie mir erst wieder zusammenklappen, wie damals, vor zwei Jahren?“ hatte er gefragt. „Sie hat nicht viel zuzusehen; le feu sacré, zu deutsch: der Maltenfel, dem sie mit Leib und Seele ergeben war, hat an ihrem Leiblichen gezehrt.“

Die wirtschaftliche Frage, die dem gewissenhaften Hubert viel Kopfschmerzen machte, behandelte der Konsul in seiner großartigen Weise.

„Ich werd' mein Mäd'el doch nicht wie 'ne Kirchenmaus in die Ehe gehen lassen. Abhängigkeit der Frau führt zur Sklaverei. Eine wahrhaft glückliche Ehe setzt Freiheit und Selbständigkeit auf beiden Seiten voraus. Für dich selber, Hubertus, wirst du ja genug haben.“

So war der große Entschluß zur Reise gekommen, und da der Konsul dringend zu Haus gebraucht wurde, hatten die Brautleute sich nur zu schnell wieder trennen müssen.

Berghauer und Kläre saßen am andern Ende des Coupés und sprachen halblaut miteinander. Da die Mitreisenden schon nach einigen Stationen angestiegen waren, konnten sie ganz ungeniert plaudern.

Berghauer hatte schon mehrmals vorübergehend ein etwas bedrücktes Gesicht gemacht und sich wie in Verlegenheit hinterm Ohr gekraut. Kläre, die ihn beobachtete, lachte plötzlich auf.

„Papa,“ flüsterte sie schelmisch, sich zu ihm hinüberbeugend, „hast du Bange?“

Er nickte und stieß einen Seufzer aus.

„Sie wird ja aus den Wolken fallen, die Tante Sophie . . . Na, und ich möchte nicht in deiner Haut stecken.“

„Du Kröt' du,“ sagte er, und beide lachten verständnisvoll in sich hinein.

„Daß ich sie nicht um Rat gefragt habe . . .“

„Gott, Papa, das brauchst du doch nicht . . .“

„Nein — eigentlich — aber ich sitz' nu mal drunter unterm Pantoffel —“

„Schäm dich, Papa!“

„Hast recht, Kröt'.“

„Und eigentlich ist's eine furchtbare Schwäche —“

„Einen schwachen Punkt hat jeder. Ich weiß noch gar nicht recht, wie ich's ihr schonend bringe —“

„Gott, Papa, Dunkel. Mebrigens hat doch schon geschwätzt. Vorbereitet ist sie jedenfalls.“

„Gott sei Dank!“ rief Berghauer. „Daran hab' ich noch gar nicht gedacht.“ Bei seinem lauten Ausruf sah Charlotte hinüber.

„Wovon spricht ihr denn?“

„Ach, mancher wird sich wundern, daß du als Braut zurückkommst.“

Lotte nickte mit einem schnellen, glücklichen Lächeln und berührte heimlich den breiten Reifen unter dem Handschuh.

„Am meisten natürlich der Webekind,“ sagte Kläre. „Der arme Junge,“ fügte sie bedauernd hinzu. Charlottes Gesicht wurde ernst und nachdenklich.

„Kinnings,“ meinte Berghauer, „das ist nicht anders. Was dem einen sein' Gul', ist dem andern sein' Nachtigall. Damit einer Glück hat, müssen immer so und so viel andre bluten.“

„Mir schwant übrigens, daß wir mit allem Pomp empfangen werden,“ sagte Kläre.

„Wieso? Weiß denn jemand —?“

„Der Webekind hat mich himmelhoch gebeten, ihm doch unsre Rückkunft zu melden. Da hab' ich ihm gestern eine lapidare Karte geschrieben.“

„Hättest du nicht thun sollen, Kröt!“

„Warum nicht, Papa?“ Hätt' ich ihn um das Vergnügen bringen sollen: Und hoch in seiner Linken hält er ein Sträußlein mit freudigem Winken? Oder auch eine Tüte Schokoladenplätzchen oder am Ende beides?“

Doch Berghauer ging auf ihren Scherz nicht ein, und auch Charlotte sah nicht erbaut aus. Aber es glitt nur so an ihr vorüber, wie alles, was nicht „Hubert“ war. Sie sah und träumte so tiefversunken wie das erste beste Gänschen, das sich seinen Schatz ergattert hat. All dies Neue sah ihr so gar nicht ähnlich.

Dann stiegen wieder andre Mitreisende ein, nette, lebhafte Leute, mit denen sich bald eine muntere Unterhaltung anbandelte. Ehe sie sich's verfahren, kam der wohlbekannte Dresdener Bahnhof in Sicht. Alles so anheimelnd, so unverändert, als wären sie bloß ein paar Wochen unterwegs gewesen.

Während sie sich von den Reisegefährten verabschiedeten, tauchte vor dem Coupé ein strahlendes Gesicht auf. Braungebraunt, ein wenig verschämt und befangen, noch etwas behaglicher gerundet, wörmöglich noch herzlicher lächelnd als sonst, trat Karl Webekind, den Hut ziehend, heran.

„Endlich wieder da! Tausendmal willkommen!“

Und nun kam wirklich der große Moment, auf den Kläre sich lange gefreut hatte. Doktor Webekind, der anstandslos den Konjul wie Charlotte begrüßt hatte, stuzte, als auch Kläre ihm mit einem spitzbüßischen Lächeln die Fingerspitzen hinhielt. Sie war ihm gerade eine halbe Handbreit über den Kopf geschossen, und die junge Pracht ihres Wuchses kam in dem eng anliegenden Reisekleid zu voller Geltung.

„Mein Gott — aber!“ stammelte er und erglühte wie eine Pfingstrose. Dabei bemühte er sich, ein in Seidenpapier gehülltes Etwas, das große Ähnlichkeit hatte mit einer eleganten Schachtel, den Augen der Damen zu verbergen. Der Ausdruck der Bestürzung in seinem Gesicht war so drollig, daß Kläre in lautes Lachen ausbrach.

„Ja, ich bin's wirklich, Herr Doktor.“

„Unmöglich! — Meine kleine Korrespondentin?“

„Kleine —? Na! — Aber Korrespondentin? — Ja.“

„Da haben Sie mich aber schauerhaft mystifiziert, gnädiges Fräulein!“

„Aber wieso denn? Dachten Sie, ich würde noch backfischiger wiederkommen, als ich fortgegangen bin?“

„Sie schrieben doch, Sie wären noch ganz die Alte!“

„Die bin ich auch. Und nun geben Sie mir

nur die schöne Bonbonniere. Lotte hat die prachtvollen Rosen bekommen. Und ich werde doch nicht leer ausgehen sollen?“

Ein edler Wettstreit entstand. Karl Webekind wollte den Damen alles mögliche tragen helfen, was sie entweder selber behalten oder einem Bahnbediensteten übergeben wollten. Und während sie noch Komplimente machten, stieß Berghauer, der inzwischen nach dem Gepäck gesehen hatte, wieder zu der Gruppe.

„Bitte, Doktor, bleiben Sie einzuweilen mit dem Kobold da im Wartesaal. Es ist eine Verwechslung passiert mit den Koffern. Lolo, du kennst ja unsre Sachen genauer. Komm mit, beschreib's den Leuten.“

Er war im nächsten Augenblick wieder verschwunden, und Lotte folgte ihm. Karl Webekind und Kläre schlugen den Weg nach den Wartesälen ein und nahmen dort in einer Fensterecke Platz.

„Nun, und dem Hubert geht's gut?“ war Karls erste Frage.

Kläre wurde es ein bißchen schwül ums Herz.

„Ja, dem geht's gut,“ sagte sie kleinlaut. „Hat der ein Glück gemacht!“

„Nicht wahr?“ rief er, übers ganze Gesicht erglänzend vor Stolz und Liebe. „Und wie sieht er denn aus? Ist er denn jetzt recht vergnügt? Sie wissen ja, dazu hatte er kein großes Talent.“

„O ja, er war sehr vergnügt. Ganz ungeheuer vergnügt.“

Karl Webekind rieb sich vergnügt die Hände.

„Ich hab's ja gewußt. So ein Kopf! Und so ein eiserner Wille! Der mußte ja durchdringen. Und passen Sie mal auf, an dem erlebt die Welt noch was!“

Der armen Kläre wurde trotz ihres glücklichen Leichtsinns immer banger ums Herz. Aber endlich mußte es heraus.

„Das Neueste wissen Sie noch nicht,“ sagte sie und knüpfte die Franzen der blau und rot gewürfelten Tischdecke zusammen.

„Was denn?“ fragte er in freudiger Erwartung.

„Daß er glücklicher Bräutigam ist.“

„Bräutigam?“ sagte Karl so langgedehnt, als wär's die höchste Absurdität, ein solches Wort in Verbindung mit Hubert Schwarz zu nennen. „Sie scherzen,“ setzte er dann erleichtert hinzu.

„Aber warum?“

„Weil es —“ Er kaute an seiner Lippe. War's die schwache Beleuchtung des Raumes? Ihr schien's, als sähe er fahl, beinahe grünlich aus. „Es wäre eine . . . nein . . . ich würde den Glauben an die Menschheit verlieren . . .“

„Was fällt Ihnen denn ein?“ fragte Kläre unsicher. „Sie thun ja, als wär's ein Verbrechen, wenn Hubert Schwarz sich —“

„Es wäre,“ murmelte er vor sich hin — das junge Geschöpf neben sich hatte er offenbar in der Verwirrung ganz vergessen — „eine Infamie wär's . . . Fräulein Kläre!“ rief er plötzlich, ihre Hand so verzweifelt drückend, daß sie einen leisen Schrei ausstieß; „nicht wahr, ich bin Ihnen immer ein willkommenener Gegenstand für Ihre Scherze gewesen . . . wegen meiner Leichtgläubigkeit . . .“ Sie sah, wie

ihm die Schweißtropfen auf die Stirn traten, und in seinen Augen lag eine wahre Todesangst.

„Herr Doktor,“ sagte Kläre, nun auch ganz blaß, aber bestrebt, sich eine gewisse Haltung zu geben, „Sie dürfen so was gar nicht . . . nein! Das ist ja eine Beleidigung gegen . . . Papa . . . und Lotte . . .“

Ihr war so himmelangst, daß sie ganz verzweifelt nach der Thür blickte. Gott im Himmel! Würde sie denn nicht bald erlöst?

„Ach —!“ machte Karl Wedekind nach einer Weile.

Jetzt verstand er. Und nun bewunderte Kläre, wie ruhig er plötzlich war und wie vollkommen beherrscht sein Glückwunsch klang. Ja, er lachte sogar, als er fragte: „Da hab' ich mir wohl beinahe Injurien zu schulden kommen lassen im ersten Schreck?“

„Aber gehörige!“ Sie atmete ein bißchen auf. „Das kann ich gar nicht wiederholen, was Sie alles gesagt haben.“

„Lieber Gott, ich meinte natürlich . . . in künstlerischer Hinsicht . . . sein Talent . . . Wenn er da irgend ein Gänschen . . . oder ein armes Ding . . . aber so, das ist ja herrlich . . .“

Als jetzt der Konful und Lotte eintraten, sprach Doktor Wedekind seine Freude über das frohe Ereignis so unbefangen aus, daß alle sich täuschen ließen.

Ruhig und ganz cavalier, begleitete er sie zu ihrem Wagen, auf dem die Koffer schon angeschnallt waren, schloß den Schlag und ging, als die Pferde anzogen, in der entgegengesetzten Richtung davon.

Kläre sah ihm nach. „Mein Gott,“ sagte sie, „er taumelt ja. Fast als hätte er ein Glas zu viel getrunken.“

„Dummes Zeug!“ brummte Verghauer.

„Warum hab' ich denn auch die Kastanien aus dem Feuer holen müssen?“

„Kastanien?“

„Ach!“ — Kläre sagte nichts mehr. Aber als sie Karl Wedekind so einsam seines Weges gehen sah, kam sie ein ihr selbst unerklärliches Mitleid an.

Eine Viertelstunde später hielt der Wagen vor der Villa, und das Dienstpersonal, das im höchsten Staat an der Thür aufgepflanzt war, begrüßte die heimkehrende Herrschaft.

\*

Kläre hatte recht gesehen. Mit seltsam schlingenden Schritten hatte Karl sich entfernt. Als der Zwang der Konvention nicht mehr wirkte, der ihm noch eine gewisse Straffheit verliehen hatte, verlor er die Herrschaft über seine Muskeln ganz. Bei jedem Schritt war's ihm, als thäte der Boden sich vor ihm auf.

Er warf sich endlich in eine der Droschken, die am Bahnhof hielten. Aber er vergaß, dem Manne seine Adresse anzugeben, und benahm sich beim Bezahlen so seltsam zerstreut, daß der biedere Koffelentker einen kränkenden Verdacht nicht unterdrücken konnte.

In der Schreiberstube kam ihm sein Bureauvorsteher, ein langer junger Mensch, höflich entgegen und erstattete ihm Bericht über einige Klienten, die inzwischen dagesewen waren. Die beiden Schreiber, magere, kleine Burschen, noch halbe Kinder, kriechten eifrig fort.

Die Wände des einfachen Zimmers waren von

ihnen mit allerlei Holzschnitten aus Journalen beklebt, was immerhin einen gewissen rohen Schönheitsfleck verriet. Bis an die Decke hinauf standen an mehreren Stellen die Pappkästen mit den Akten, Mappen und die notwendigen Handbücher.

Karl hörte mit halbem Ohr zu, murmelte dann, schon im Weitergehen, daß er jetzt nicht gestört zu werden wünsche, und betrat endlich erleichtert sein eignes Zimmer. Die Thür schloß er hinter sich zu.

Auf dem großen eichenen Schreibtisch, der, wie die ganze Einrichtung, einfach und gediegen war, lag ein Häuflein von Briefen, die mit der Nachmittagspost während seiner Abwesenheit gekommen waren.

Er nahm sie gewohnheitsmäßig auf, so ungeheuer gleichgültig es ihm auch in dem Augenblick war, was die Leute ihm zu schreiben hatten. Auf einmal aber durchfuhr ihn eine heftige Bewegung. Huberts Handschrift! Und ganz verändert, mit zitternden, hastigen Fingern, nahm er den Brief an sich und zog sich in seine kleine Privatwohnung zurück: Stube und Schlafzimmer, die neben den beiden Bureauräumen lagen.

Hier auf dem behaglichen Kassettensofa ausgestreckt, über dem ein Wandbrett mit Humpen und Krügen sich hinzog, las er die beiden eng beschriebenen Bogen — kaum ein Brief, eher ein Selbstbekenntnis. Kurze Sätze, sentenzenartig. Keine Ueberschrift: „Ich habe mich gestern mit Charlotte Verghauer verlobt. Johanna war natürlich die erste, die's erfuhr. Dir, guter Kerl, gebe ich die Nachricht mit ein paar Kommentaren.“

„Ich weiß, Du tadest mich, wenn der Ausdruck nicht noch zu milde ist. Unsere letzte Unterredung steht mir noch Wort für Wort im Gedächtnis.“

„Vielleicht findest Du in meinem Entschluß sogar etwas Verbrecherisches.“

„Für Dich giebt es nur eine Frage: die ethische. Und darin bist Du schon beinahe ein wunderlicher Heiliger. In der glücklichen, nur auf diesen einen Ton gestimmten Harmonie Deiner Natur vermagst Du Dich schwer in die Seele eines Menschen zu versetzen, in dem mehrere Kräfte, gleich stark oder doch ähnlich stark, um die Oberhand ringen.“

„Du bist aus innerstem Beruf Rechtsanwalt. In Deiner unerschütterlichen Güte siehst Du in den Sündern nur Opfer der Gesellschaft, der Verhältnisse und ihrer eignen, mißleiteten Natur.“

„Nicht um mich zu verteidigen — das brauch' ich nicht —, bloß um Dir's leichter zu machen, drüber wegzukommen, gebe ich Dir ein paar Momente an die Hand. Vielleicht absolvierst Du mich, wenn Du zu Ende gelesen hast.“

„Wir alle folgen dem Gesetz der Entwicklung, wie das Samenkorn, das zum Baum wird, wie das Insekt, das in den mannigfaltigsten Lebensformen vor unserm Auge erscheint.“

„Wir sind andre, wenn wir mit Behagen an unsrer Mutter Brust trinken, andre, wenn uns der Bart wächst oder wenn er wieder grau wird. Und dazwischen diese Uebergangsstufen . . . ewiger Wechsel . . . panta rhei. Kein Mensch verlangt, daß der Jüngling noch in dem Korbbetten Platz habe, in

dem er in seinen ersten Tagen sich's wohl sein ließ. Kein Mensch verlangt, daß einer, der in Goethe, Plato, Kant zu Hause ist, an Herzblättchens Zeitvertreib noch Geschmack finde.

„Wer einmal Höhenluft gewohnt ist, hält's in dumpfen, niedrigen Kleinbürgerstuben nicht mehr aus. Es giebt kein Rückwärts für den Baum, für das Insekt, für den Menschen. Am wenigsten — für den Künstler.“

„Alles geschieht aus innerer Notwendigkeit. Am meisten aber an die Natur gebunden ist das Talent.“

„Talent ist Verhängnis. Eiserner Zwang. So gut sich die Gläubigen haben soltern und verbrennen lassen, um ihre unsterbliche Seele zu retten, so gut läßt das Talent sich ans Kreuz schlagen, trägt es Qual, Entbehrung, bürgerlichen Tod, damit sein höchstes Gut unverfehrt bleibe.“

„Du lachst? Ihr alle lacht. Ihr glaubt es nicht. Auch die arme Johanna glaubt es nicht.“

„Und wenn ich sage, ich habe sie nicht beraubt, ich bewahre ihr alles, was ich je für sie gefühlt habe: innige Dankbarkeit, treue brüderliche Freundschaft, die Erinnerung an ihre Güte, Milde, Liebe — so wird sie sich trotzdem beklagen.“

„Aber ich kann nicht mehr geben, als ich habe. Das ist ein einfaches Rechenexempel. Ich bin insolvent. Und deshalb muß sie sich mit einem Teil ihrer Forderung begnügen.“

„Du siehst — nichts von Neue oder Gewissensbissen. Ich vertrete jeden Augenblick meiner Vergangenheit als notwendiges Glied meines Entwicklungsganges. Dies sei Dir ein Beweis, daß ich meiner Natur nach das Rechte thue. Mehr kann kein Mensch.“

„Du wirst sagen: ein seltsamer Brief für einen eben Verlobten. Nach Verliebtheit klingt er nicht.“

„Nein, ich bin auch nicht verliebt. Für Johanna hab' ich in der ersten Zeit erotisch empfunden. Charlotte ist mir zu hoch dazu. Ich liebe sie, heilig und ernst wie meine Kunst selber. Höhenluft des Gefühls. Kein Zurück möglich. Es wäre Selbstmord.“

„Ein ebenbürtiges Weib. Johanna hab' ich immer nur gegeben. Hier empfang' ich. Mit jedem Tage staune ich über neue Offenbarungen. Ich demütige mich vor einer Vollnatur, einem Ganzen.“

„Und doch — ich wäre stumm geblieben bei diesem unverhofften Wiedersehen. Mein Leben gehörte meiner Arbeit, meiner Freiheit.“

„Aber ihr tiefes Auge sagte mir, daß sie mich liebe.“

„Da gab es für mich keinen Zweifel, kein Besinnen mehr.“

„Mit einer solchen Gefährtin werde ich das Höchste erreichen. Zudem — für einen Schaffenden ist Sorglosigkeit: Freiheit. Keine Lohnarbeit mehr, keine erbärmliche Rücksicht. Nun erst werde ich beweisen, daß ich handeln mußte, wie ich handelte, um meiner Mission treu zu bleiben.“

„Auch will ich meinen Frieden machen mit der Gesellschaft. Nicht, daß ich pater peccavi sage. Aber sie kommt mir entgegen. Ich brauche sie. Und — mit den Dreißigern wird man friedfertiger.“

„Ich könnte mir augenblicklich einreden, ich sei ein reicher Mann. Von allen Seiten fließen die

Tantiemen. Es giebt kaum ein halbwegs anständiges Theater, das mein Stück nicht brächte. Aber wenn diese Weide abgegrast ist —

„Ich habe wieder etwas vor. Aus meiner tiefsten Erniedrigung ist mir — ein Lustspiel hervorgekeimt.“

„Aber willst Du's glauben? — Ich mißtraue mir seit meinem Erfolg. Dein Freund Hubert Schwarz.“

Als Karl Webedind die Hand mit den eng beschriebenen Bogen sinken ließ, hatte sich in ihm eine seltsame Wandlung vollzogen. Er war überzeugt, daß Hubert nicht anders habe handeln können — ja dürfen.

Dieser glänzende Geist — und das bescheidene, gute Geschöpf! Die Giche ist auch einmal ein Strauch gewesen, wie die Wildrose neben ihr. — Er dachte schon wieder mit Huberts Gedanken. Sein Verstand, seine Weltkenntnis, die gewöhnlichste Lebensflugheit mußten diesem recht geben.

Aber etwas in ihm empörte sich doch wild dagegen. Unbestechlich forderte es Unmögliches als sein gutes Recht. Und es war nicht totzukriegen.

Karl lief in fieberhafter Unruhe durch das kleine mollige Zimmer und überhörte ganz, daß an der Thür seines Bureaus mehrmals geklopft wurde, und daß allerlei Geräusche aus dem Vorzimmer drangen.

Endlich wurde er auf eine Frauenstimme aufmerksam.

„Eine Klientin,“ dachte er. Aber er war jetzt nicht in der Verfassung, jemand seinen Rechtsbestand zu leihen.

Da klopfte es noch einmal, und nun rief es dicht an der Thür: „Herr Doktor! Ich muß Sie sprechen!“

Johanna!

Mit drei Schritten war er da und schloß auf. Und Johanna trat ein, ohne ihn zu grüßen. Mit wankenden Schritten ging sie bis zum nächsten Stuhl. Sie sank darauf nieder wie in halber Ohnmacht, schloß die Augen und saß so eine ganze Weile stumm, ohne sich zu regen, nur schwer und erstickt atmend.

Karl brachte ihr ein Glas Wasser und setzte es ihr an die Lippen. Sie trank hastig, wie ver-schmachtet. Dann legte sie den Rücken gegen die Stuhllehne und sah mit vergehenden Augen zu ihm auf.

„Sie wissen —?“ murmelte sie.

Er nickte. „Eben,“ sagte er. Dann fiel ihm ein, daß der Brief noch auf dem Tisch lag. Er steckte ihn möglichst unauffällig in die Tasche. Johanna durfte ihn nicht lesen.

„Ich hab' schon heut früh . . .“ stammelte sie, den Kopf kraftlos hintenüber gelegt, während ihre Augäpfel unter den halb geschlossenen Lidern unheimlich hin und her gingen. „Aber ich war wie zunichte . . . hab' gelegen . . . mich nicht gerührt . . . es war, als wenn mir einer mit einem Beil vor den Kopf —“

Sie strich mit der blutlosen Hand über die Stirn.

„Der Verstand ganz weg . . . Und das Kind schrie. Ich konnte mich nicht regen . . . Bis endlich die Nachbarn . . . Und da hab' ich mich zu Ihnen geschleppt . . .“

Sie war ganz fassungslos und duselte in halber Betäubung vor sich hin, ohne Kraft, ohne Halt, ohne im Grunde zu wissen, was sie eigentlich wollte bei Karl Wedekind. Helfen konnte der ihr ja auch nicht.

Das sagte er ihr jetzt, so ruhig und gefaßt, als es seine eigne Ergriffenheit zuließ.

„Und sehen Sie, liebe Johanna,“ schloß er, „die Thatsache steht nun mal fest. Das beste ist, sich mit ihr abzufinden.“

Sie sah mit irren Augen auf und strich sich wieder über die Stirn. „Ich weiß nicht,“ murmelte sie, „ist denn die Welt verrückt geworden oder bin ich's? Er hat ja doch eine Frau . . . Er hat ein Kind . . . Er kann uns doch nicht so ohne weiteres beiseite schieben. Wir leben ja doch!“

Und die tiefe Verwirrung des armen Kopfes, der gar nicht begreifen konnte, daß das recht sein sollte vor der Welt, was ihm als ein so ungeheuerliches Unrecht erschien, sah ihr so erschütternd aus den Augen, daß Karl Wedekind sich an seinen Büchern zu schaffen machte, um ruhiger zu werden.

„Vor dem Gesetz —“ sagte er und blickte ingrinnig drein. Als er aber merkte, daß sie gar nicht im Stande war, ihn zu hören, gab er den Versuch auf, ihr ihre Rechtlosigkeit zu beweisen.

„Damals hab' ich's Ihnen ja gesagt,“ verfolgte sie ihre Gedanken weiter, „mir wär's als die schwerste Sünde erschienen, wenn ich ihm Mißtrauen gezeigt hätte . . . Und als er fortging . . . und die kleine Marie kam, als Ersatz für den Felix . . . und er schrieb immer gut und herzlich, und so ernst — und nie von einer andern Frau, wie früher wohl — mein Gott . . . aber nein —“ sie hob die gefalteten Hände gegen ihn auf — „sagen Sie mir, daß ich verrückt bin, daß ich einen furchtbaren Traum habe . . . Gott! Das kann ja nicht wahr sein!“

„Liebe Johanna!“ war alles, was er herausbrachte. Aber bei diesem Ausbruch des Jammers regte sich in seinem guten Herzen etwas, das ihm nie zuvor in den Sinn gekommen war.

Sie war seit der Geburt des kleinen Mädchens voller und blühender geworden. Ihre sanfte Madonna-Schönheit hatte das Mutterglück noch mehr entwickelt. In ihrem schwarzen Kleide, mit den Schmerzlinien um Mund und Augen, erschien sie ihm wie eine junge Witwe, unendlich lieblich und rührend. Und diesen Eindruck verstärkten noch die Worte, die ihr unbewußt und ungewollt von den Lippen quollen.

„Wir waren nicht getraut,“ flüsterte sie kopfschüttelnd. „Nein. Aber die Viertelstunde in der Kirche und die Unterschrift auf dem Standesamt — macht denn das die Ehe? Wie viele, die sich vor hundert Zeugen Treue gelobt haben, halten denn zusammen, wie wir all die Jahre? Ich hab' mich als seine Frau gefühlt, keinen andern Gedanken gehabt als ihn. Ja, ich bin stolz gewesen auf seine Liebe, wie das Klärchen in dem Stück von Goethe. Und wenn mich einer über die Achsel ansah — da hab' ich lachen können mit einem reinen Gewissen.“

„Mein Gott! Mein Gott!“ schrie sie plötzlich laut auf, „was bin ich denn nun? Was ist mein Kind? Was soll ich ihm sagen, wenn es groß wird und nach seinem Vater fragt?“

Ihre dumpfe Apathie war plötzlich in ein klares, unbarmherziges Bewußtsein umgeschlagen. Sie sprang auf und ging ein paarmal händeringend durchs Zimmer. Jetzt glühten ihr die Wangen, in ihren sanften Augen brannte ein wildes Feuer. Ihre Brust wogte von leidenschaftlichen Gefühlen . . . In Schande und Selbstverachtung gestürzt aus ihrem stillen, fargen Glück, mit dem sie doch zufrieden gewesen war! —

Karl Wedekind rang mit einem Entschluß, der ihm immer gebieterischer, immer unentriubarer auf den Hals rückte.

Nein, nein, sagte er sich, du thust's nicht. Es wäre ein dummer Streich, den du vielleicht, wer weiß wie oft, bereuen würdest. Aber das Mitgefühl, das immer die Oberstimme bei ihm hatte, rief dazwischen: Du mußt's!

Und nun brach Johanna in Vorwürfe aus, gegen Hubert, gegen das Mädchen, das alles hatte, Reichtum und Kunst und Schönheit — und sich doch nicht entblödete, ihr, der Armen, das einzige Glück zu stehlen. Leidenschaftliche Verwünschungen, wilde Flüche und Drohungen stieß das unselige Geschöpf in seiner Verzweiflung aus — ein Wesen, das nie ein böses Wort über die Lippen gebracht hatte, auch gegen seine Feinde nicht!

Jetzt erst hatte sie ihre Frauenehre verloren, und ihres Kindes Dasein war Sünde geworden!

Karl Wedekind liefen die Schauer des Entsetzens über den Rücken. Sie thut sich ein Leid an, dachte er in heißer Angst. Und als sie nun wie eine Rasende ihr Kind und sich beschimpfte, mit Ausdrücken, wie sie nie aus diesem sanften Munde gekommen waren — da hielt er sich nicht länger. „Johanna!“ rief er, „liebe, teure Johanna!“

Er trat ihr in den Weg, als sie an ihm vorbeistürmen wollte in dem fieberhaften Drang ihrer Raftlosigkeit, und hielt sie mit beiden Armen fest. „Johanna! Hören Sie mich!“

Sie stierte ihm ins Gesicht, wie halb erwacht und zur Besinnung gekommen. Aber sie suchte sich von ihm loszureißen. „Was wollen Sie von mir?“ rief sie. „Nühren Sie mich nicht an! Ich bin giftig, unrein, bin ehelos!“

Aber seine Hände umspannten ihren Oberarm. Wie sie sich wand, sie kam nicht frei.

Endlich zwang er sie auf einen Stuhl, und als sie wie gebrochen niedersank, zog er einen zweiten Sessel neben den ihren und setzte sich, wie zu einem ruhigen Gespräch.

Sie sah vor sich hin in ihren Schoß, beschämt, wie es schien, über ihre Maßlosigkeit. „Was wollen Sie?“ murmelte sie, jetzt wieder totenblaf und zitternd vor Schen. Sie schlug die Hände vor die Augen.

„Mein Gott, was hab' ich denn —? Was müssen Sie von mir denken?“ stammelte sie.

Er nahm ihr die Hände vom Gesicht. „Gute

Johanna," sagte er so mild und weich, daß sie mit Erstaunen in seine Augen blickte, „was haben Sie nur für thörichtes Zeug geredet?“

Sie nickte und versuchte ihm ihre Hände zu entziehen. In ihrer Brust zitterten noch die Stürme und stiegen als Seufzer auf. Doch wurde sie ruhiger und wunderte sich augenscheinlich über sein rätselhaftes Wesen.

„Wissen Sie eigentlich, daß ich Ihnen einmal gut gewesen bin?“ fragte er.

Sie erröthete. „O — bitte,“ flüsterte sie und zog die Stirn kraus.

„In Göttingen. Sie sollten aber nichts davon wissen. Denn Sie zogen den Hubert mir vor. Wie natürlich. Ich hab' ihn aber arg beneidet.“

„O bitte, bitte!“ rief sie noch einmal stehend. „Nähen Sie mich nicht!“

„Gott bewahre, liebe Johanna. Ich dachte nur, da Sie nun . . . doch wieder frei sind . . .“

Sie bohrte ihre glühenden Augen in die seinen. Verhöhnte er sie? — Oder . . . Gott im Himmel! War sie etwa in seinen Augen schon vogelfrei . . . eine Straßendirne, von der jeder Gefälligkeiten . . .

Als erwarte sie Tod oder Leben aus seinem Munde, so sog ihr Blick sich fest an seinem Gesicht. Aber nein, dies runderliche, sonst so frisch rosige, jetzt ein wenig blaß gewordene Gesicht sah nicht nach all den schrecklichen Dingen aus, die ihr durch den Kopf spukten.

„Liebe Johanna,“ begann er wieder, „Sie sind mir auch als Huberts Frau . . . und jetzt . . . da Sie gleichsam seine Witwe sind . . . weinen Sie nicht, Johanna! Oder ja, weinen Sie sich ordentlich aus! Sie haben einen Freund, Johanna, der Sie hochachtet . . . so hoch, daß er Sie bittet —“ Er hatte ihre beiden Hände in die seinen genommen und sah sie treuherzig an: „Werden Sie meine Frau, Johanna!“

Johanna hatte bei seinen sanften Worten zu weinen angefangen. Jetzt brach sie in ein so gewaltiges, unstillbares Schluchzen aus, daß er erschrocken ihre Hände losließ.

„Mein Gott, was hab' ich . . . hab' ich Sie . . . Neben Sie doch, Johanna!“

Aber sie schluchzte nur immer mehr. Endlich stammelte sie kaum vernehmlich: „Sie guter, guter Mensch!“

„Na, na,“ murmelte er gerührt und schluckte selber verrätherisch.

„Daß es noch solche Menschen giebt,“ stieß sie abgebrochen heraus. „Unter all den Egoisten einen . . . der . . . der . . .“

„Na, na,“ brummte er, „einen, der gern eine nette Frau haben möchte. Das ist doch wahrhaftig . . . was machen Sie denn für Geschichten darnun? Sagen Sie Ja, und wir schreiben heut noch dem Hubert . . .“

Ihre Thränen waren plötzlich versiegt. Sie stand auf einmal vor ihm, würdevoll und gefaßt, und streckte ihm ihre Hand entgegen.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie stark und ruhig. „Sie haben mir . . . nun kann ich wieder leben.“

Nicht wahr, es ist Ihr Ernst? Sie können mich noch achten?“

„Hab' ich Ihnen nicht den zwingendsten Beweis gegeben, den ein Mann . . .“

„Ich werde es Ihnen nie vergessen!“ rief sie, und ihre Augen leuchteten auf. „Der liebe Gott gab mir's ein, zu Ihnen zu gehen. Sehen Sie, mir ist's, als wär' mir ein Felsblock von der Brust, unter dem ich schon halb erstickt war. Ich kann doch wieder atmen.“ Und sie dehnte die Brust in einem tiefen, lebensschöpfenden Seufzer.

„Nicht wahr, Sie achten mich?“ wiederholte sie noch einmal dringender. Und ehe er antworten konnte, rief sie: „Ich sehe es ja! Nun will ich es tragen, wie schwer es auch sein wird.“

„Johanna,“ sagte er, „Sie haben mir noch nicht geantwortet.“

Aber sie hörte gar nicht. Sie war wie über Wolken emporgehoben, so weltentrückt, so viel größer, als ihr eigener großer Schmerz.

Sie schüttelte den Kopf. „Als wenn's nicht schwer und schlimm genug wäre,“ flüsterte sie. „Verlassen werden, allein sorgen müssen für sein Kind . . . warum steht denn auch noch die Schande drauf? Ist das menschlich? Ist das christliches Erbarmen? Und der Mensch lebt ja doch von der Achtung! Wenigstens so ein schwaches Geschöpf wie ich, das keinen Widerstand in sich selbst hat. Aber nun hab' ich wieder Mut. Ich habe Sie immer so still verehrt —“

„Sagen Sie Ja, Johanna!“

„Nein,“ sagte sie unerschütterlich. „Ich möcht' Ihnen auf meinen Knien danken, aber zu einem neuen Leben hab' ich nicht mehr die Kraft. Mein Kind, das ist jetzt mein alles. Aber kommen Sie öfter. Ich brauche jetzt einen Freund.“ Sie ging hastig zur Thür. „Mein Gott, so spät! Es dunkelt schon! Und mein armes, kleines Mäuschen —“

Sie nickte ihm noch einmal zu, mit einem Blick, in dem ihre ganze Seele lag. Dann war sie verschwunden. Karl Bedekind war wieder allein.

Eine unheimliche Stille nach dem Drunter-und-drüber der letzten Stunden!

Das Schreiberzimmer war längst verlassen, todes-einsam erschien ihm seine behagliche kleine Wohnung. Und die Dunkelheit war plötzlich da. Sie schlich aus den Winkeln heraus und erfüllte die Räume, alle Farben, alles Helle, Heitere auslöschend, mit grauer Traurigkeit.

Jetzt hatte Karl Bedekind zum erstenmal Zeit, an sich selber zu denken.

Wie gut, daß er noch sein eigener Herr war!

Er streckte sich aufs Sofa. Die Dunkelheit that ihm wohl. Und still und gefaßt ließ er den Schmerz in seiner Brust wühlen. Lange genährte, seit Jahren mit ihm verwachsene Hoffnungen hatte der heutige Tag zerstört. Damit mußte er fertig werden.

Die beiden Künstler, die Ausnahmemenschen Hubert und Charlotte, hatten sich gefunden. Johanna und er waren übrig geblieben.

„Ja,“ dachte er resigniert, doch ohne Bitterkeit — denn er kannte das Leben — über Leute unsers Schlags gehen jene einfach zur Tagesordnung über.“ —

Für die Villa Berghauer war's jetzt mit ihrer „vornehmen Ruhe“ vorbei. Tante Sophie, die sich ein paar Jahre lang des ungestörtesten Stillebens erfreut hatte, empfand den Wechsel zuweilen schmerzlich.

Erst, wie in einem Taubenschlag, gingen die Gratulanten ein und aus. Danach kamen die Ausstattungsorgen. Jeden Morgen wurde angespannt, und der Konsul mit den jungen Mädchen — oder auch diese beiden allein, denn Kläre war jetzt gar nicht mehr zu trennen von ihrer Lotte — fuhren nach der Stadt, um in den besten Geschäften Einkäufe und Bestellungen zu machen.

Die Möbel sollten in Berlin gekauft werden. Aber alles übrige wollte Berghauer in lokalpatriotischem Gerechtigkeitsinn seiner Heimatstadt zuwenden.

Auch hatte man ja für schwierigere Fragen, denen die jungen Mädchen nicht gewachsen waren, die Hausfrau par excellence, Tante Sophie, zur Hand.

Tante Sophie brachte also das Opfer, trotz ihrer Unbehilflichkeit mitzufahren, als es sich um ein paar Hauptcoups handelte. Aber es stellte sich heraus, daß zwischen ihrer Auffassung von dem „Schönen und Nützlichen“ und der der jüngeren Generation unüberbrückbare Gegensätze bestanden.

Schon die tadelnswürdige und überlegene Art, mit der Tante Sophie in den Läden auftrat, war den beiden Mädchen ein bißchen genant. Alles hatte sie schon besser und vollkommener gesehen, allen sachmännischen Erklärungen der Leute setzte sie offenen Unglauben entgegen. Sie hatte auch in Bezug auf diese Dinge ihre feststehenden Glaubenssätze, wohl erprobt seit dreißig, vierzig Jahren. Die technischen Fortschritte ignorierte sie so viel als möglich. Und wenn sie sich ihnen anbequemen mußte, fand sie gewiß so viele Nachteile heraus, daß das „gute Alte“ immer einen glänzenden Sieg davontrug.

Sie schwärmte für „Hausmacherleinen“ und „Handnäherei“, und fand es geradezu unpassend, daß Lotte die weichen Baumwollgewebe vorzog. Um diesen Punkt entbrannte ein Kampf der Meinungen, nach dem Tante Sophie, die vergebens ihre unerschütterliche Zähigkeit ins Treffen geführt hatte, erklärte, daß sie sich jetzt um die ganze Geschichte nicht mehr kümmern würde.

Als die beiden Mädchen nach dieser bewegten Scene allein in ihrem Erkerstübchen waren, meinte Kläre anerkennend: „Alle Achtung! Die Nachgiebigste bist du gerade nicht.“

„Nein!“ rief Lotte, der die Backen noch brannten. „Und Gott sei Dank, daß die Bevormundung nun bald ein Ende hat. Du armes Ding“ — und sie umschlang ihre Schwester — „mach nur, daß du sie auch bald von dir abschüttelst.“

Kläres milchweiße Haut hatte sich plötzlich mit einem rosigen Schimmer übergossen. „Wer weiß —“ murmelte sie, nachdenklich durchs Fenster sehend.

„Denn der Zip wird doch nicht immer dein Einziger bleiben,“ fügte Lotte scherzend hinzu.

„Vielleicht doch,“ meinte Kläre mit leichter Melancholie. Und dann plötzlich in ihre alte Lustigkeit umschlagend: „Ach was, ich will mein Leben erst genießen!“

„Du paßt ja auch besser zu Tante Sophie. Bist nicht so ein verdammt eigensinniger Nacker wie ich. Und dann hast du auch mehr ‚Konservatives‘ —“

„Solo,“ sagte Kläre bedencklich, „einer, der heiraten will, sollte doch nicht so besonders seinen Eigensinn und seinen Radikalismus betonen.“

„Warum denn nicht?“

„Ich verstehe ja nicht viel von der ganzen Heiraterei“ — hierbei erröte Kläre von neuem — „aber mir scheint, zwei harte Köpfe, das giebt Brüschen. Und der Hubert sieht mir auch nicht aus, als wenn er weniger dickköpfig wär' als Tante Sophie.“

Lotte lächelte träumerisch. „Gegen Hubert werde ich doch nicht eigensinnig sein. Zu dem sehe ich ja auf. Da wird's einem leicht, sich unterzuordnen.“

Kläre sah ganz verdüst aus. „Nanu, du hast dich ja ganz ungefrempekt. Sonst immer so ein ‚Kräutlein Nähr-mich-nicht-an‘, so daß kein Mensch sich an dich heranwagte. Und jetzt redest du sogar von ‚unterordnen‘ —“

„Der Rechte muß nur kommen,“ sagte Lotte mit demselben träumerischen Lächeln. Dabei langte sie aus ihrem Nähkorb — auch eine Errungenchaft der letzten Zeit — eine Handarbeit und begann langsam und ungeübt ein Monogramm zu sticken.

Kläre sah ihr zu. „Und nun stickst du sogar. Als wenn das nicht jede andre ebenso könnte. Dabei wird's nicht einmal schön.“ Und Kläre nahm resolut ihrer Schwester die Arbeit aus der Hand und zeigte ihr, wie die Sache richtig angefaßt würde.

„Es ist ja nur ein Küchenhandtuch,“ sagte Lotte beschämt. „Ich möchte es doch gern lernen.“

„Aber du hast den wundervollen Ofenschirm angefangen. Papa war ganz entzückt von der genialen Anlage. Und nun läßt du die Farben eintrocknen — und strichelst.“

„Zum Malen hab' ich jetzt keine Ruhe.“

„Na ja, es geht ja jetzt ein bißchen bunt zu. Alle Tage was Neues. Das kommt erst wieder, wenn du verheiratet bist.“

„Ach,“ sagte Lotte zweifelnd, „dann kommt der Küchenzettel, und immer muß man hinter den Dienstboten her sein . . . Und dann die große Wäsche — du glaubst gar nicht, Kläre, wie ich mich manchmal vor all diesen Sachen ängstige.“

„Aber du hast ja deine Leute.“

Lotte nähte hastig und aufgereggt. Sie bekam wieder ihre roten Backen. „Wenn die Hausfrau nichts versteht, so geht alles schief, und die Leute tanzen ihr auf der Nase rum. Und dann fehlt die Ruhe und die Behaglichkeit im Hause, und die Regelmäßigkeit, die der Mann — und vor allem Hubert — zum Arbeiten braucht.“

„Mein Gott, Lotte, wie viel junge Frauen verstehen denn mehr von der Wirtschaft als du! Du kommst mir ganz komisch vor. Und der Hubert — nimm's mir nicht übel! — so fürchtbar verwöhnt kann der doch auch nicht sein.“

„Wer weiß!“ sagte Lotte mit seltsamer Betonung. Sie atmete ein paarmal heftig, nähte, ohne hinzusehen, drauf los und warf, als sie bemerkte,



daß sie die Sache verpöfcht hatte, die ganze Arbeit fort.

Kläre zerbrach sich den Kopf über Lottes Sonderbarkeiten. Irgend etwas steckte dahinter. Vielleicht ist's, daß der Hubert schon so ein Verhältnis gehabt hat, dachte sie. Sie hatte nur flüchtig davon erfahren und die Sache auch gar nicht für besonders wichtig gehalten. Aber Lotte faßte das vielleicht schwerer auf. Daß die Erinnerung an eine ehemalige Flamme des Geliebten nichts Angenehmes ist für eine Braut, leuchtete selbst der harmlosen Kläre ein.

Auch Berghauer hatte seine heimliche Verwunderung über seine Aeltste. Ihre schöne, sprühende Heiterkeit, ihr lebhaftes Temperament, ihr Interesse für tiefere Menschheitsfragen — alles war wie abgedämpft. Es klang noch, aber nur als Begleitung zu dem Hohenlied der Liebe. Es war, als wenn sie nur noch körperlich hier in Dresden bei den Ahrigen weilte. Sie konnte lange vor dem Fenster stehen und auf den Briefträger warten, der ihr täglich, manchmal sogar zweimal am Tage, Nachrichten von Hubert brachte. Blieben diese einmal aus, so war sie beunruhigt und konnte schwer ihre Enttäuschung verbergen.

„Lächerlich!“ sagte Berghauer eines Morgens bei einer derartigen Gelegenheit. „Meine Bestatin, die bisher das ‚heilige Feuer‘ mit rührendem Eifer hütete, kriegt mir jetzt mehr und mehr die Allüren eines ganz gewöhnlichen, bis über die Ohren verliebten Gänsehens.“

Tante Sophie lächelte. „Lieber Wilhelm, es hat mich selten etwas so gefreut, wie diese Bemerkung aus deinem Munde.“

„Warum denn gerade aus meinem?“ lachte er. „Ich, als ihr Vater, kenne sie doch am besten.“

„Du wirst dich erinnern,“ unterbrach sie ihn, „daß ich immer gesagt habe: es ist unnatürlich, wie sie ihre Malerei treibt. Ueberhaupt Frau und Kunst, das paßt nicht.“

„Gesagt hast du das freilich.“

„Und deine eigne Tochter bestätigt es.“

„Herrgott, Verliebte! Die sind nicht zurechnungsfähig.“

„Mich machst du nicht dumm. Und ich halte es für einen Fingerzeig der Natur, daß das Wahre, das Gchte bei der Charlotte nun doch zum Durchbruch kommt, trotz der lebenslangen — verzeih, wenn ich die Sache beim rechten Namen nenne — verkehrten Erziehung.“

„Das Wahre — das Gchte! Was ist denn ‚echter‘? Ein Trieb, der sich bei dem Mädel zeigte, als es noch nicht laufen konnte — du weißt ja noch, wie sie auf der Erde herunkroch und jedem zurief: ‚Lolo malt‘ — oder ein Gefühl, das in ihrem vierundzwanzigsten Jahr auftritt und nach einer kurzen Blüte — sagen wir zehn, sagen wir fünfzehn Jahre — wieder verschwindet.“

„Lieber Wilhelm, deine Auffassung von der Liebe ist entschieden etwas frivol.“

„Natürlich ist sie!“ rief er, bei ihrem strafenden Lächeln einen Augenblick seine überlegene Ruhe ver-

lierend. Aber sogleich versiel er wieder in seinen behaglichen Planderton. „Du weißt ja, Sophieschen, viel halt' ich nicht von dem ‚Aufgehen im Gefühl‘ — auch beim Weibe nicht. Daß wir Männer uns solche Ideale zurechtgemacht haben, deren einziger Lebenszweck der ist, für uns und unsre Nachkommen zu sorgen, kann ich ja ganz gut verstehen. Von klugen Weibern aber, wie du zum Beispiel eins bist, hab' ich nie begreifen können, daß sie sich mit der Rolle befreundet haben.“

„Das verstehst du nicht, Wilhelm. Und gib dir keine Mühe, mich zu überzeugen, daß nicht die Liebe unser einziger Lebenszweck, der von Gott selber in unsre Brust gelegte Beruf ist.“

„Dann wundert es mich nur,“ sagte Berghauer mit seiner feinen Ironie, „daß er noch so mancherlei Ueberflüssiges, ja Schädliches dazu gelegt hat. Zum Beispiel Talente. Daß die Lotte in ihren jungen Jahren mehr leistet, wie mancher männliche Kollege mit dem schönsten Künstlerbart . . . und daß es schon verschiedentlich Frauen gegeben hat, die nicht ausschließlich Geliebte und Mutter waren, sondern auch noch als Mensch ihre Schuldigkeit gethan haben, zum Beispiel Reiche regiert, Geschäfte klag und unvorsichtig geführt und andre Dinge, die mit der ‚Liebe‘ nicht viel zu schaffen haben — na, das wirst du ja zugeben müssen.“

„Ausnahmen haben immer nur die Regel bestätigt.“

„Na, lassen wir das. Da hat nun mal jeder seine Meinung. Ich will nur hoffen, daß die Lolo über diese Krise so schnell wie möglich fortkommt. Es wäre ein Bruch in ihrer Persönlichkeit, wenn sie in der ‚liebenden Frau‘ stecken bliebe. Sie verwände es nie. Untreue gegen einen Beruf ist auch Untreue —“

„Aber, lieber Wilhelm —“

„Und — offen gestanden — es würde mich enttäuschen.“

\*

Berghauer hatte sich's zur Aufgabe gemacht, seiner Tochter eine reichhaltige und auswählte Bibliothek mitzugeben. Er hatte aus Katalogen und Bibliographien eine Liste zusammengestellt und freute sich königlich, wenn er wieder ein gutes und passendes Buch aufgetrieben hatte.

Tante Sophie war nicht sehr erbaut über den Eifer, den er dabei entwickelte, noch weniger aber konnte sie sich mit allen Büchern einverstanden erklären.

„Du thust ja gerade, als wenn die Bibliothek die Hauptsache bei der ganzen Ausstattung wäre,“ meinte sie.

„Der Meinung bin ich allerdings. Sieh mal, früher hieß es immer: der Seifenverbrauch zeigt den Kulturzustand eines Hauses an (eigentlich wohl: eines Volkes). Ich behaupte: die Höhe der Buchhändlerrechnungen thut's.“

„Ich bin entschieden mehr für die Seife.“

„Standpunkt!“ lachte Berghauer.

„Uebrigens hast du ein Buch auf deiner Liste — ich war so frei, sie durchzusehen —“ Sie beugte

sich über das Blatt und wies mit ihrem runden, biegsamen Zeigefinger auf einen Namen.

Er lachte. „Den alten Ammon?“

„Ja, den würde ich streichen.“

„Aber, Sophienchen, es kann doch so allerlei vorkommen.“

„Du kennst doch Charlotte!“

„Mein Himmel, ja. Aber so was giebt sich.“

„Bei ihr nicht, Wilhelm. Ja, es ist noch viel schlimmer geworden. Es braucht nur das Wort ‚Kinder‘ zu fallen, das nimmt sie förmlich auf wie eine persönliche Beleidigung.“

Berghauer wurde weich und nachdenklich. „Ja, ja, was alles vorgehen mag in solchem Geschöpf —“

„Ach, das ist's ja gar nicht,“ sagte Frau von Rienstedt entschieden. „Aber angenehm muß es freilich nicht sein, gleich ‚Familie‘ mitheiraten zu müssen.“

„Dummes Zeug!“

„Ich möchte nicht in Lottes Haut stecken. Nicht die ‚Erste‘ gewesen sein . . . und alles ist so dunkel, so peinlich für sie. Wenn sie mitten im Glück dran denkt, wie ein Platzregen muß das sein! Und dann kommt vielleicht auch mal die Eifersucht —“

„Wenn sie einen Witwer geheiratet hätte, wär's doch dieselbe Geschichte.“

„Gott bewahre! Eine tote Frau, die bleibt ruhig in ihrem Grabe. Eine abgedankte Geliebte aber ist manchmal sehr lebendig, unheimlich lebendig. Und wenn sie zum Vorschein kommt —“

„Unsinn! Lotte weiß alles. Und sie hat ruhig gesagt: Ich will. Außerdem, die Person soll abgefunden werden.“

„Soll? So ist sie's noch nicht?“

„Sie macht noch Schwierigkeiten — aber —“

„Nun, das ist die Praxis solcher Damen. Ein bequemes Mittel, Erpressungen auszuüben.“

„Du kennst die Person nicht. Sie ist brav und anständig. Und Lotte — nun, ich habe volles Vertrauen zu ihr.“

„So lassen wir das unerquickliche Thema. Doch möcht' ich dich wiederholt bitten: streiche Ammons Mutterpflichten.“

„Ich sehe noch immer nicht die Notwendigkeit ein.“

„Nun, lieber Wilhelm, wenn's auch mit deinem Zartgefühl nicht weit her zu sein scheint — die Bemerkung wirst du mir wohl erlauben: es wäre besser, wenn Lotte niemals in die Lage käme, von einem solchen Buch Gebrauch machen zu müssen. Du weißt doch, was Doktor Karius gesagt hat.“

Er stugte, besann sich und rief dann mit seinem glücklichen Optimismus: „Unsinn! Der alte Schwarzseher! Das war damals, als sie sich heruntergearbeitet hatte! Jetzt aber blüht sie wie das Leben selber!“

Diesem Gespräch folgten viele ähnlichen oder verwandten Inhalts. Tante Sophie konnte sich mit der Heirat ihrer Nichte nun mal nicht befreunden, und manch störender Mißklang schlich sich in die schöne Zeit hinein.

Und doch war's ein Frühling, so recht für volles Brautglück gemacht. Alles in frohender Blüte. In dem wohlgepflegten Berghauerschen Garten sah man an den Fliederbüschen kaum ein Blatt, so über und über waren sie mit blauen und weißen Trauben bedeckt. Goldregen und Rotdorn bildeten leuchtend gelbe und rosige Inseln auf dem schwarzgrünen Untergrunde von Tannen und Lebensbaum.

Lotte empfand es fast als ein Unrecht, diese Pracht allein zu genießen, während ihr armer Liebster an die heiße Stadt geschmiedet war und arbeitete wie ein Verzweifelter. Denn er wollte sein Lustspiel, dessen Aufführung ihm schon zu gesichert war, jedenfalls noch vor der Hochzeit vollenden.

Fast täglich schickte ihm Lotte einen selbstgeknittenen Strauß aus dem Garten. Kläre neckte sie zwar gehörig mit ihrer Sentimentalität, und Tante Sophie machte ein spöttisches Gesicht dazu. Aber das kümmerte Lotte nicht im mindesten.

Eines frühen Morgens, als sie im Vordergarten gerade bei den Narzissen war und tüchtig räuberte, hörte sie Schritte dicht vor dem Gitter in der stillen, zu dieser Stunde wie ausgestorbenen Straße. Lotte sah neugierig auf, einen dicken Busch der weißen, duftenden Blüten in der Hand. Sie selber konnte hinter den Fliedersträuchern nicht gesehen werden, doch konnte sie durch eine Lücke die Straße überblicken.

Die Schritte verlangsamten sich und hielten dann ganz an. Charlotte sah ein schwarzes Kleid und den Rücken einer blonden jungen Frau, die stehen geblieben war und mit vorgestrecktem Halse durch das Buschwerk auf das Haus zu lugen suchte.

Nach einigen Sekunden ging die Dame weiter, ohne, wie Lotte erwartet hatte, in den Garten einzutreten. Lotte machte sich keine Gedanken weiter über das Interesse der Fremden an ihrem Hause. Es war eins der schönsten in der ganzen Gegend, und oft blieben Bewunderer davor stehen. Sie hatte ja auch den Kopf so voll von ihren eignen Angelegenheiten. Die Zeit wurde nun schon knapp, was ihr jedesmal mit einem seligen Schauer zum Bewußtsein kam.

Gubert hatte, wie er schrieb, eine Wohnung gemietet, die durch die Versetzung eines Offiziers mitten im Quartal leer geworden war. Die fünf hübschen Zimmer waren für ein junges Ehepaar mehr als ausreichend, die Lage, nahe dem Tiergarten, sehr angenehm.

Es stand also der für die letzte Hälfte des Juni geplanten Hochzeit nichts mehr im Wege.

Ende Mai wollte Lotte mit ihrem Vater noch einmal hinüberfahren, um die Möbel zu besorgen und Dienstboten zu mieten. Kläre hatte es durchgesetzt, mitgenommen zu werden, und freute sich schon wie ein „Schneekönig“ auf die amüsante Reise. Zipchen natürlich durfte nicht allein bleiben, weil er sich sonst „totgrämen“ würde. Und Berghauer, der unzähligen Trink-, Straf- und Bestechungsgelder eingedenk, die die Gegenwart des reizenden lebendigen Seidenböckchens ihn schon auf Reisen gefostet hatte, gab auch diesmal wieder seufzend nach.

Am Abend vor der Abreise suchte Charlotte im Vorberggarten die schönsten Rosen aus, um sie ihrem Schatz morgen mitzunehmen. Viel war noch nicht da, fast nur Monatsrosen und von den Nemontanten die ersten halboffenen Knospen.

Sie stand gerade auf dem mittleren Nasenplatz vor dem großen Rundell mit den hochstämmigen Prachteremplaren, als die schwarzgekleidete Dame von neulich wieder langsam vorbeisclenderte.

Von hier aus war ein freier Durchblick nach der Straße, und Lotte, in ihrer palmenartigen Schlankheit, mit dem feinen, lichtumkrausten Kopf, in ihrem weichen Kleide von ganz blasrosigem Stoff, mochte wohl in dem grünen Rahmen der Büsche ein Bild sein, das das Anschauen lohnte.

Die junge Frau stand denn auch einen Augenblick, wie betroffen, still. Lotte konnte ihr Gesicht sehen, das blond, saunt und blaß war, als habe sie vor kurzer Krankheit oder Kummer durchgemacht. Auf einen Todesfall deutete ja auch die schwarze Kleidung hin.

Sie ging dann langsam weiter; aber der Blick, der sich eigentümlich forschend auf Lotte richtete, war ernst, beinahe feindselig.

„Wie sympathisch dies arme junge Wesen,“ dachte Lotte. „Eine Unglückliche. Gewiß früh verwitwet. Und nun thut's ihr weh, heitere Menschen zu sehen. Vielleicht kämpft sie auch mit Sorgen. Sie sah ärmlich aus. Und ich? Alles habe ich und habe es immer gehabt. Das Schönste, das Beste — einen Vater, so gut und verständnisvoll, wie selten ein Mädchen hat. Und jetzt auch noch...“ Bei dem Gedanken an Hubert und das Glück, das ihr so nahe bevorstand und dann fürs ganze Leben dauern sollte, ergriff sie eine tiefe Bewegung.

„Warum bin ich denn eine Nutzerwähle?“ fragte sie sich. „Welch ein Verdienst habe ich denn? Nichts als der Zufall der Geburt hat mich in diese glücklichen Verhältnisse gebracht. Wie soll ich's denn nur verantworten, so über alles Maß begünstigt zu sein?“

Und dann stürzte es plötzlich über sie her: „es ist nicht möglich! Ich erlebe es nicht!“

Nach acht Tagen kamen Berghauers wieder zurück von Berlin. Die Wohnung war eingerichtet, alles Notwendige besprochen. Jetzt war auch die Frage endgültig entschieden, wo die Hochzeit stattfinden sollte.

Aus naheliegenden Gründen hatte Hubert gewünscht, daß nicht Dresden der Schauplatz der Feier sein möge. Lieber irgend ein kleines Nest in der Nachbarschaft, wo niemand sie kannte. Denn der Neugier und dem Klatsch, die sich schon bei der Verlobung teils verblümt, teils in unverhüllter Nacktheit hervorgewagt hatten, wollte man nicht neue Nahrung geben.

Aber Tante Sophie in ihrer Schwerfälligkeit wäre nicht zu einer Reise zu bewegen gewesen. Und ohne sie, die sich als die Hauptperson im Hause fühlte und auch wirklich ihre großen Verdienste um die mütterlosen Mädchen hatte, war der feierliche Akt nicht denkbar.

Auch auf Professor Tappert und seine Frau,

die als die einzigen Verwandten am Ort nicht umgangen werden konnten, glaubte der gutherzige Berghauer Rücksicht nehmen zu müssen. So einigten sie sich also dahin, daß Hubert am Tage vor dem Fest kommen und daß dieses im Hause in tiefster Stille gefeiert werden sollte.

Und Berghauer, der immer ehrliche und freimütige, machte sich gar kein Gewissen daraus, sämtliche neugierige Bekannte aufs großartigste zu mystifizieren. Er gab einen viel späteren Termin an und stellte ein wahres Völkerfest in Aussicht. Auf diesen Köder bissen alle an. Und so konnten die beiden Menschen den Bund schließen, ohne durch zudringliche Neugierde, Lärm und zersireuenden Trubel um alle Stimmung gebracht zu werden.

Als Hubert, eben von der Bahn gekommen, vor der Villa Berghauer aus dem Wagen sprang und in den Garten einbog, wurde ihm allerlei, was er auf diesem Wege und in diesem Hause erlebt hatte, mit schmerzlicher Gewalt lebendig.

Die ganze Fahrt durch die wohlbekannten Straßen hatte es schon an ihm gerüttelt. Wieder in einer Stadt mit Johanna! Und doch — nicht zu ihr gehen... sein kleines Mädchen, das er noch nicht einmal kannte, nicht sehen... alles, alles begraben sein lassen, was auch mal warmes, lebendiges Glück gewesen! Fort, fort damit! Ein neues Leben, neues Glück hatte er sich errungen. Und jetzt wollte er's an sich fesseln lassen unter Beihilfe von Staat, Kirche, Familie — so fest als möglich.

Wie alle phantasiebegabten, dichterischen Naturen neigte er in kritischen Fällen zum Aberglauben.

Ein dumpfes Bangen, ein Schauder, der ihm trotz der Hitze des Tages wie ein eisiger Guß über den Rücken lief — ein Zurückschrecken wie vor einem Unrecht... Was? Vergeltung?... Hatte er nicht ruhig und gewissenhaft diesen Schritt erwogen? Wollte er sich von albernem Sputzgestalten und schlau erkügelten pädagogischen Zuchtmitteln ins Bockshorn jagen lassen? —

Da sah er Lottes Gesicht am Fenster. Sie grüßte nicht, sah ihn nur an, so tief, so ganz versunken und ungläubig: ja, ist's denn nun wirklich kein Traum?

Und alles war vergessen.

\*

Und nun waren sie durch alle menschlichen Gewalten und Bürgschaften fürs Leben zusammengegeben.

Das Staudesamt, die kurze, würdige Feier in dem durch immergrüne Bäume, blühende Blumen und einen improvisierten Altar zur Kapelle umgewandelten Ghsaal, das kleine erlebte déjeuner dinatoire war vorüber. Hubert hatte sich in sein Hotel zurückbegeben, um sich für die Reise umzukleiden, und Lotte war mit Kläre zum letztenmal allein in dem gemeinsamen, heiteren Bereich der beiden Mädchen.

Kläre half ihrer Schwester den Brautstaat ablegen. Sie that's mit einer seltsamen Scheu. Denn diese Lotte war nun nicht mehr ihre Lotte, sondern eine junge Frau, eine Art Respektperson, fremd und

feierlich. Nicht mehr die nächste, liebste, vertrauteste Freundin, sondern das Besitztum eines fremden Mannes, der sie ihr nach einer Viertelstunde entführen würde.

Und Lotte sah auch so sonderbar aus. Schon, als wäre sie weit weg, so ernst, so, als wenn ihre Seele erfüllt und bedrückt wäre von der Verantwortung, die sie übernommen hatte. Und seltsam! Sie hatte nicht geweint bei der Trauung. Ganz still und aufmerksam, wie mit einer gewissen Neugierde, hatte sie die Rede und die heilige Handlung über sich ergehen lassen, die die Macht hatte, eine so ungeheure Wandlung in ihrem Leben zu vollziehen.

Die lustige Kläre schlüpfte von Zeit zu Zeit unter irgend einem Vorwand in ihr Zimmer hinüber. Bald fehlten Haarnadeln, bald ein Handschuhknopf, bald Parfüm. Und sie mußte wohl sehr zerstreut sein, sie fand nichts, das Suchen dauerte immer entsetzlich lange.

Aber Lotte trieb nicht. Sie sah ganz geduldig und lauschte nur nach der Thür, hinter der Kläre verschwunden war. Ersticke Laute drangen von dort herein, mal ein lautes Aufschluchzen, dann wieder ein leises Geflüster: „Zip, Zip! Wir beide bleiben nun allein!“ Und dann ein feines Quietschen des empfindlichen Tierchens, das sie im stürmischen Schmerz wohl zu fest an ihre Brust gedrückt hatte.

Im Salon waren — da Berghauer noch allerlei anzuordnen hatte — Tante Sophie und Herr und Frau Professor Tappert zurückgeblieben. Alle drei sprachen halblaut und sehr eifrig das eben Mit-erlebte durch.

Der gute Professor befand sich in veröhnlichster und menschenfreundlichster Stimmung. Sein gelbliches Gesicht war von den Geistern des Weines rot durchglüht, und die kleinen schwarzen Neugelchen funkelten selig aus ihren dicken Hautwulsten heraus. Nicht länger vermochte er die frohe Enttäuschung, die er an Hubert Schwarz erlebt hatte, in seinem Busen zu verschließen.

Herrgott, das war ja ein „allerliebster Mensch“! Geistreich, lebenswürdig, bescheiden. Und dabei so ruhig und sicher in seinem Wesen, daß niemand ihm seine Herkunft anmerkte. Und er hatte entschieden distinguirt ausgesehen. „Wie ein junger Gelehrter,“ wiederholte der Professor ein paarmal emphatisch. Es war das höchste Lob, das er zu vergeben hatte.

„Ich habe Charlotte aufrichtig bewundert,“ sagte Frau Professor Tappert, eine kleine, süßlich-freundliche, altjungferlich aussehende Dame in brauner Seide, mit einem großen altmodischen Goldschmuck, Weinblätter und Trauben darstellend. „Ich hätte ihren Heldenmut nicht gehabt, Tappert,“ wandte sie sich an ihren Gatten. „Und wenn ich nicht, wie von meiner eignen Seligkeit, davon überzeugt gewesen wäre, daß du wirklich, wie unser guter Pastor auch betonte, als Junggefelte vor Gottes heiligen Altar tratest —“

„Lassen wir die Vergangenheit, Rosalie,“ unterbrach der Professor sie etwas hastig. „Ich bekenne, daß es mir innig wohlgethan hat, einen Menschen, den ich schon an der Schwelle des Verderbens an-

gelaugt glaubte, gereinigt wie einen Phönix aus der Asche seiner — äh — Irrtümer sich erheben zu sehen. Welch ein Geist! Welche Tiefe in dem nunmehrigen Mann unsrer lieben Nichte Charlotte! Wahrlich, die Familie braucht sich dieses neuen Gliedes nicht zu schämen! Und wenn er einmal emporsteigt zu den höchsten Ehrenstellen, so wollen wir uns daran erinnern, daß die Toleranz es war, unsre Toleranz, und vor allem die unsers lieben Berghauer, die ihm die Rückkehr in den Schoß der Gesellschaft, in geordnete, reine Verhältnisse ermöglicht hat!“

„Ein erhebendes Gefühl,“ stimmte Frau Rosalie Tappert in ihren gerührtesten Tönen zu, „einen Tag wie diesen erlebt zu haben!“

Frau von Nienstedt, die in einem kostbaren violetten Sammetkleid, mit all ihren Diamanten geschmückt, auf dem Sofa saß, blickte mit viel sagendem Lächeln auf das begeisterte Ehepaar. In diesem Lächeln lag das Mitleid eines Menschen, der nie einen Schritt von seiner Ueberzeugung abgewichen ist, mit armen Negaten. Es lag aber außerdem noch so viel Heimliches, flüchtig Verschwiegenges darin, daß die neugierige Professorin, aufs höchste gespannt, herausplagte: „Was meinst du, Sophienchen? Weißt du etwas?“

Frau von Nienstedt aber machte nur dunkle Andeutungen von einem „Skelett im Hause“. „Und in einer jungen Ehe, eh' die Leutchen noch Vertrauen zu einander fassen können — das ist immerhin bedenklich.“ —

Eine Viertelstunde später war der Abschied überstanden, das junge Paar auf dem Wege zur Bahn.

Als Lotte an einer Straßenecke zufällig einen Blick aus dem Wagen warf, bemerkte sie wieder die junge Frau in Schwarz, die hier in der Gegend wohnen oder häufig zu thun haben mußte.

Aber fast schien's, als habe sie heut jemand erwartet. Als sie den Wagen erblickte, weiteten sich ihre Augen, als wolle sie das Bild der beiden Jünglingen mit einem gierigen Blick in sich einfangen. Und auf einmal kam Lotte eine Vermutung, daß sie, erblassend, sich in die Kissen zurücklegen mußte.

„Mein Gott, was war denn?“ rief Hubert betroffen. „Hast du etwa am helllichten Tage die weiße Frau gesehen?“ fügte er scherzend hinzu.

„Nein, Hubert — aber die schwarze. Die schon öfter hier herumgeputzt hat. Hast du denn nichts bemerkt?“

„Nein, gar nichts,“ lächelte er. „Das kannst du übrigens auch nicht verlangen.“ Und er nahm ihre Hand und bedeckte sie mit Küffen.

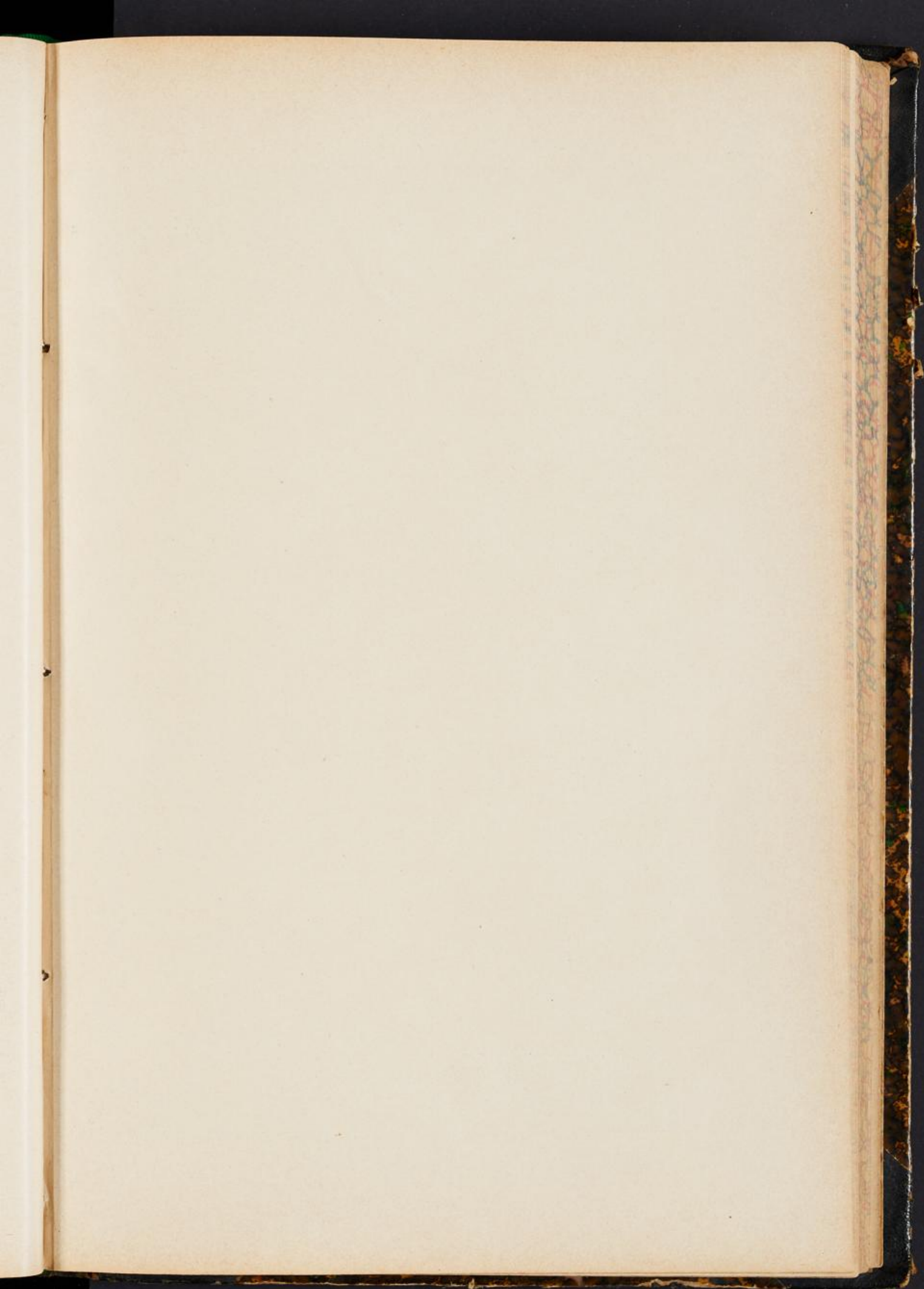
„Hubert,“ sagte sie leise, „sieh mich doch nicht so an.“

„Warum denn nicht?“

„Weil ich bange bin um unser Glück. Es ist zu groß.“

\*

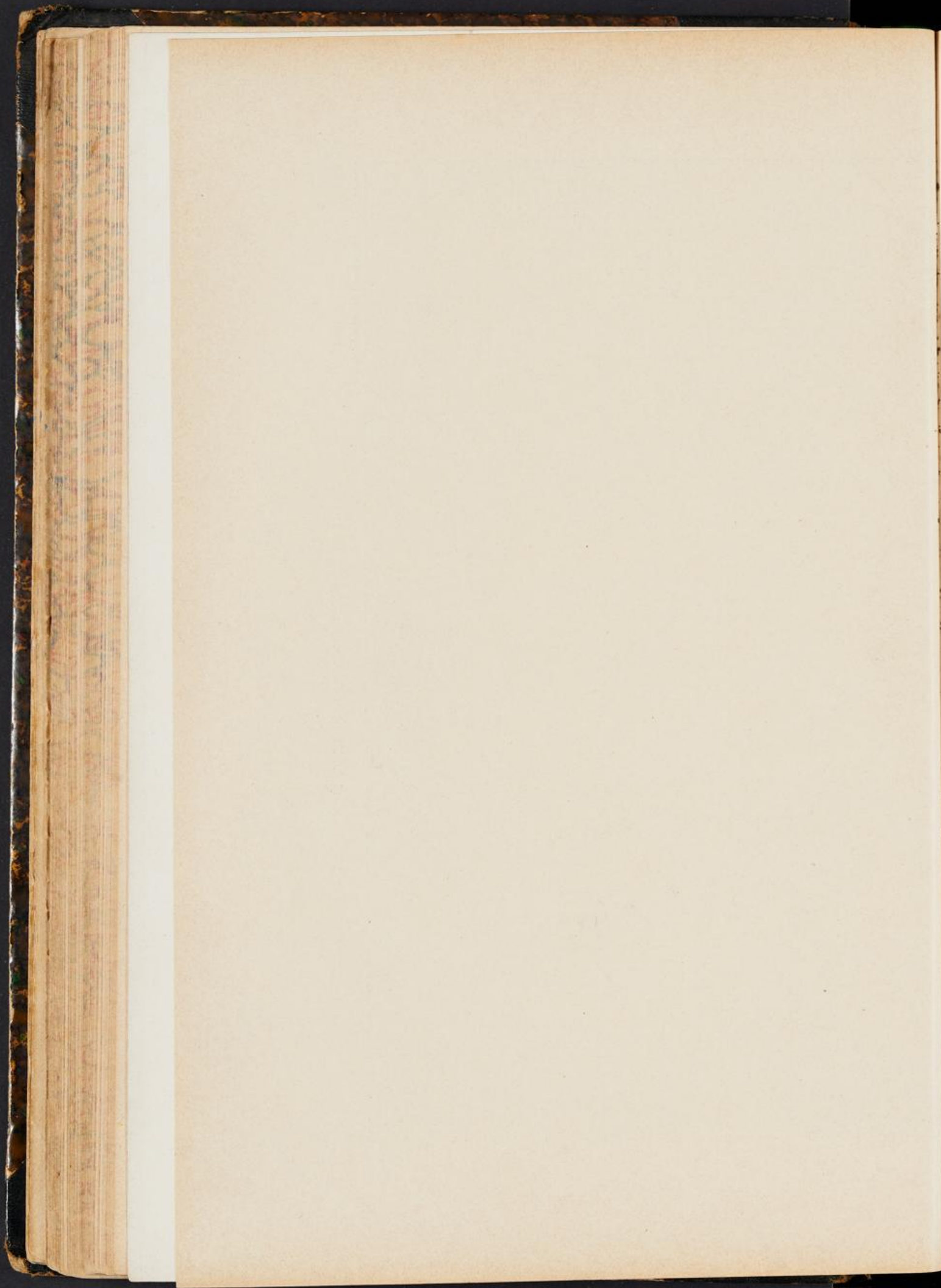
Sie fuhren nun ein Weilchen in der Welt herum; aber nicht in der Richtung, die der große Zug aller Hochzeitsreisenden nimmt. Denn für den Sünden





8140d. - Bild des Gemäldes von Edward G. Hughes.

Copyright 1911 by E. G. Hughes, New York.



war's jetzt, Anfang Juli, nicht mehr die rechte Jahreszeit. Auch wollte Hubert, der noch kaum über Berlin und Göttingen hinausgekommen war, lieber ein größeres Stück von Deutschland sehen.

Sie gingen also zunächst nach Thüringen und verlebten ihren ersten Ehetag in Weimar.

Ein echter Sommertag, heiß und sonnig, mit goldener Lindenblüte und fleißig schaffenden Bienen, mit reifendem Korn, das sich unter der Last der Mehren beugte, mit leuchtenden Mohnblüten an den Rainen, bunten Wiesen und einem tiefblauen Himmel.

Wunschlos und stillselig, wie die ersten Menschen im Paradiese, gingen sie zu allen Gedendstätten des alten kleinen Amstädtchens, das mit Erinnerungen an die beiden Großen förmlich gepflastert ist. Und es war, als stiegen diese zu ihnen herab aus ihrer fahlen Höhe und würden ihnen menschlich vertrauter, liebenswerter.

Sie besuchten auch Goethes Gartenhaus im Park draußen und wandelten zwischen den geradlinigen Beeten hin, in denen noch immer die altmodischen Blumen gezogen wurden, die der alte Herr geliebt hatte.

Im Park blieben sie vor einem Felsen stehen, in den eine eiserne Tafel mit einer Inschrift eingefügt war. Sie lasen zusammen:

„Hier im Stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten.“

Hubert sah seine junge Frau lächelnd an. „Du weißt, wie sie hieß?“

Lotte nickte.

„Wie du. Und wie alle oder doch die meisten Frauen, die in dem Leben der beiden Dichter eine Rolle gespielt haben.“

„Wie galant! Daran habe ich noch gar nicht gedacht.“

„Aber ich. Gleich als ich zum erstenmal deinen Namen hörte: Lotte. Und da dachte ich an Werthers Lotte und an Lotte von Stein —“

Sie lachte glücklich. „Du machst mich ja ordentlich eitel auf meinen altmodischen Namen. Und ich habe mich so oft über ihn geärgert.“

„Es ist der schönste Name, Lotte. Und vielleicht eine gute Vorbedeutung für mich.“

„Ich glaube, heut bist du nicht kompetent, Schatz. Heut gefiele dir mein Name, und wenn ich Urjelblandine hieße.“

Sie lachten beide so herzlich, so aus tiefer, inniger Glückseligkeit heraus, wie die Kinder lachen.

„Das Beste habe ich uns bis zuletzt aufgespart,“ sagte Hubert, als schon die Sonne dieses einzigen Tages im Sinken war und sie müde vom Genießen in die Stadt zurückkehrten.

Er führte sie durch ein paar Gäßchen mit großen Namen auf einen Platz, den ein unscheinbares Gebäude im Hintergrund abschloß. Sie standen vor dem Denkmal der beiden Dichterpärchen — sie wußten nicht wie lange. Aber das Abendrot überzog allmählich den Himmel wie der Widerschein einer Feuersbrunst.

Endlich seufzte Charlotte und suchte Huberts Auge. Und zum erstenmal sah sie es feucht.

„Ich habe mir erst den Segen holen wollen von den beiden,“ sagte er. „Sieh mal, das war gestern alles sehr schön. Aber diese zehn Minuten hier — die vergess' ich nie im Leben.“

Wie sie ihn verstand! Sie nickte nur und schmiegte sich fester an ihn.

„Daß man hier nicht niederknien darf wie in einem Tempel,“ sagte er und riß sich endlich los.

„Es ist doch auch heiliges Land. Und ich habe ein Gelübde gethan.“

„Siehst du, das habe ich dir angesehen. Und ich weiß sogar, was du gelobt hast.“

„Das mußt du auch wissen: jeder Gedanke, jeder Atemzug für die Kunst!“

Sie schwieg darauf eine lange Weile, während er sich seinem Sinnen überließ. Endlich fragte sie leise und zaghaft: „Und ich?“

„Du?“ rief er mit stolz aufleuchtenden Augen.

„Du bist Glück, Schmuck, Unverdientes — Unverdienbares. Das andre aber ist Lebensbedingung, harte, eiserne Notwendigkeit.“

Wieder gingen sie langsam weiter, in der toten Straße einen lauten Wiederhall ihrer Schritte erweckend. Lotten war's wie ein seltsamer, süß-beklemmender Traum: diese stille, abenddunkle, fremde Stadt — und sie an Huberts Seite . . .

Endlich fiel ihm ihr beharrliches Schweigen auf.

„Lotti, was hast du?“ fragte er zärtlich. Er sah ihr ins Gesicht — aber war's die dämmernde Beleuchtung? Es schien ihm etwas von dem Glanz fortgewischt, der ihr den ganzen Tag aus den Augen gestrahlt hatte.

„Hubert,“ fragte sie mit leiser, zitternder Spannung, „sag mir, kannst du dir das Leben noch vorstellen — ohne mich?“

„Lotti!“ rief er fast entsetzt, „wie kannst du so fragen!“

„Nein, nein, keine Ausflüchte! Sei ganz ehrlich! Nicht wahr, du kannst's?“

Er ging mit sich zu Rute, lange und gewissenhaft. Sie wußte es — sie würde die volle Wahrheit hören. Und das Herz schlug ihr in einer thörichten Unruhe.

„Ich müßte es ja doch,“ sagte er endlich. „Es wäre das Furchtbarste, was mich treffen könnte — aber, Geliebte, tragen müßt ich's, als Mann.“

„Ach, Hubert, siehst du, das ist der Unterschied: nein, ich könnte es nicht! Du — und das Leben — ihr seid eins für mich. Ich kann euch nicht mehr trennen.“

Er redete scherzend auf sie ein, was ihr einsiele, heute so tragische Töne anzuschlagen, und ihm zu Liebe zeigte sie auch bald wieder ihr heiteres Gesicht, aber ein leichter Druck blieb in ihr zurück.

Gestern hatte sie noch gesagt: wie werde ich mein Glück tragen? Heute dachte sie: es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Eine Woche noch streiften sie wie die Zugvögel, die sich jeden Abend auf einem andern Zweig niederlassen, durch das schöne Thüringer Land und steuerten dann weiter westwärts. In Wiesbaden,



das Lotte schon oft berührt hatte auf den ausgedehnten Reisen mit ihrem Vater, wollten sie längere Station machen.

Daß die Saison vorüber war und die prächtigen Wege des Kurparks nicht mehr so belebt, sagte ihnen beiden zu. Sie hatten sich nun miteinander schon ein wenig eingewöhnt. Aber sie waren doch am liebsten allein.

Hubert war dies Leben aus dem Vollen manchmal bedrückend. Seine farge Vergangenheit spukte noch nach. Ueberall, wo sie in den Hotels vorschritten, gab man ihnen die besten Zimmer — jedenfalls auf Lottes distinguiertes Neuzieler hin — und er lächelte oft ironisch, wenn er sah, wie sich Kellner und Stubenmädchen in Zuorkommenheit erschöpften. Seine frühere Wirtin fiel ihm wohl ein — das waren so Gegensätze!

Und Lotte fand das alles ganz in der Ordnung. Ja, manchmal war sie nicht einmal zufrieden und verlangte diese oder jene Bequemlichkeit, die er kaum dem Namen nach kannte.

Doch lieb er ihr vollkommen freie Hand. Sie machten Halbpakt bei allem, was sie gemeinsam verbrauchten, und fanden diese Methode vortrefflich. In seinen persönlichen Bedürfnissen aber blieb er so bescheiden, daß Lotte ihn öfter ganz erstaunt fragte, warum er sich kasteie.

„Aber Kind,“ sagte er dann, „so fürstlich wie jetzt habe ich in meinem ganzen Leben nicht geschwelgt.“

Sie drang dann nicht weiter in ihn. Sein „früheres Leben“ berührte sie nicht gern, und sie hatte immer ein bißchen Angst, daß etwas Peinliches zur Sprache kommen könnte. Aber sie schnuggelte ihm allerlei Gutes unter und war glücklich wie ein Kind, wenn er sich's gefallen ließ. Nur forderte er sehr entschieden, daß diese „Verwöhnung“ nicht zur Regel werde.

„Weißt du, Schatz, ich habe dich im Verdacht, ein heimlicher Geizhals zu sein,“ sagte sie eines Tages, als er sich trotz ihrer Bitten nicht bewegen lassen wollte, eine Wagenfahrt nach dem „Chausseehaus“ zu machen.

„Geizhals?“ lachte er gutgelaunt. „Weil ich die Fahrt mit der Bahn vorziehe, die nicht den zehnten Teil kostet und uns in kürzester Zeit ans Ziel bringt!“

„Nein, weil du Schätze sammelst, wie's scheint, aus bloßer Liebe zum Mammon,“ sagte sie unüberlegt.

Hubert wurde ein wenig rot. Und Lotte fuhr neckend fort: „Gesteh's nur, du sparst schon zu Weihnachten! Gewiß zu einem Kleide für mich. Ich bin ja auch so abgerissen. Oder zu einer Brosche. Mir fehlt gerade noch eine am Viertelhundert —“

Aber sie verstummte mitten in ihrem unbedachten Scherz. Sie sah, daß sie einen wunden Punkt berührt hatte. Er war plötzlich ganz verändert, finster und streng, so daß ein leises Gefühl der Furcht sie beschlich.

„Du weißt doch, daß ich Verpflichtungen habe,“ sagte er kurz, beinahe schroff.

Da war's ihr auf einmal, als wenn die helle Sonne aus der heiteren Landschaft verschwände und alles um einen Schein trüber und farblos würde.

Schweigend gingen sie weiter, immer bergauf, einen herrlichen, breiten Waldweg, der sie zu einem Aussichtspunkt, dem Speierskopf, führte. Aber ihre Füße wollten Lottes schweres, mutloses Herz gar nicht mehr tragen. Zum erstenmal meldete sich's, das Dunkle, vor dem sie sich als Braut gefürchtet und das seine Gegenwart verschreckt hatte. Sie empfand es als etwas, das nicht sein sollte, das sie nicht wecken durfte, und das eigentlich immer auf der Lauer lag und ihr bange machte.

Jetzt hatten sie die Höhe erreicht. Uralte riesige Eichen standen da zwischen schlanken jungen Buchen. Der Blick ging hinab auf walidige Berge und verlor sich links in der sonnigen, dufverschleierten Ebene, als tauche er in die Unendlichkeit. Da glitzerte ein breites, weißes Band — der Rhein. Da ragten die fernen Türme des „goldenen Mainz“ — Städtchen und Dörfer reiheten sich aneinander — unabsehbar, kleiner und kleiner — Menschen, Arbeit, froher Lebenstrieb, der Felder und Weinberge bebaute, den Rauch aus hohen Fabrikschornsteinen in den Himmel sandte und sich in den mannigfaltigsten Formen bethätigte.

Im Vordergrund kletterten die Villenstraßen Wiesbadens bis an den Wald empor, während die eigentliche Stadt mit ihren roten und grauen Dächern, ihren schlanken Kirchtürmen, halb in eine golddurchwirkte Dunstwolke gehüllt, tief im Kessel lag.

Nachdem Lotte eine Weile auf dies lebensvolle Bild geblickt hatte, wurde ihr das Herz wieder weit.

„Nur nicht kleinlich sein!“ rief sie sich tapfer zu. „Du hast's einmal übernommen, den Mann mit samt der Vergangenheit.“ Und so drückte sie seinen Arm und sagte: „Sieh mich an, Hubert.“

Da versenkte er sich in ihr junges, zartes, liebevolles Gesicht, als sähe er es zum erstenmal.

„Du weißt noch gar nicht, was für einen schrecklichen Menschenfresser du geheiratet hast, Liebste,“ sagte er mit einem traurigen Lächeln.

„Ich merk' es eben, Schatz.“

„Ich habe noch so vieles zu verwinden, Solo. Eine solche Jugend — die schüttelt man nicht ab, wenn plötzlich das Glück kommt. Wirft du's auch nie vergessen?“

„Es ist nicht leicht, Hubert. Manchmal hab' ich ein bißchen bange. Ich weiß so wenig, und gerade deshalb denke ich mir zu viel . . .“

„Du mußt alles wissen, Lotte. Es war ein Unrecht, daß ich darauf einging, dir's damals zu verschweigen. Aber jetzt, wo wir Mann und Frau sind —“

Sie war ganz blaß geworden. Und wie damals streckte sie abwehrend die Hände aus und rief angstvoll: „Nein, nein!“

„Aber Kind, diese Vogel-Strauß-Politik kannst du doch nicht lebenslang treiben.“

„Ich hab' noch nicht den Mut, vielleicht später!“

„Fürchtest du, daß deine Liebe nicht standhält?“ fragte er mit leiser Bitterkeit.

Sie war sich selber nicht klar, was alles in ihr gährte und brodelte und Blasen schlug. Sie sagte aber fest und entschieden: „Frage nicht, Hubert. Laß mich. Wenn ich so weit bin, komm' ich dir selber.“

Er drückte ihr kräftig die Hand. „Gut, Lotte. Und je eher, je lieber. Ich werde nicht versuchen, mich weizzuwaschen. Und doch hoffe ich, daß du mich freisprechen wirst.“

Nun hüteten sie sich beide, den heißen Punkt von neuem zu berühren. Was Vergangenheit! Die Gegenwart war reich genug, um ihre Seelen bis zum letzten Winkel auszufüllen! —

Ein paar Tage später standen sie zusammen zu Füßen der Germania auf dem Niederwald. Und als sie sich an dem herrlichen Denkmal und an dem Panorama zu ihren Füßen sattgesehen, das vielleicht nirgends in Deutschland seinesgleichen hat, kaufte Lotte ein paar Postkarten, um den Ihrigen Grüße zu senden.

Dann setzten sie sich auf der Veranda des Häuschens, in dem das Modell des Denkmals aufbewahrt wird, an einen Tisch, und Charlotte krügelte eine Weile eifrig mit Huberts Bleifeder. Als sie fertig war, reichte sie ihm die Karte, damit er sie „Zensur passieren“ lasse.

Er las halbblaut. „Hier sitzen wir also wieder wie damals, weißt Du noch, Kläre? Du warst zwar noch ein Schulumädel und trugst kurze Kleider. Aber die Germania wirst Du so wenig vergessen haben wie das famose Abenteuer mit Lebensrettung und so weiter. Was macht übrigens der Bewußte? Habt ihr lange nichts von ihm gehört? Mit tausend Grüßen Lotte.“

„Ich möchte mir doch erst einige Fragen erlauben,“ meinte Hubert mit scherzhafter Wichtigkeit. „Wer ist der ‚Bewußte‘? Und auf was für ein Abenteuer mit Lebensrettung spielst du an? Von der Beantwortung dieser beiden Fragen hängt es ab, ob du diese Karte fortschicken darfst oder nicht.“

„O du Gestränger!“ lachte sie, glücklich, ihn so heiter zu sehn, — dann gesiel er ihr doch gar zu gut. „Also muß ich wirklich beichten?“

„Unbedingt!“

„Also der ‚Bewußte‘ ist Doktor Wedekind.“

Hubert zuckte ein wenig zurück. Er faßte sich aber schnell. „Ach ja, hier habt ihr euch ja kennen gelernt.“

„Zawohl. Und waren gleich ein Herz und eine Seele mit dem guten Kerl. Besonders die Kläre hatte ihn glühend in ihr Herz geschlossen . . .“

„Hat er ihr das Leben gerettet?“

„Nein, aber dem Zip. Das Tierchen fiel, als wir das Dampfschiff nach Bingerbrück besteigen wollten, von der Brücke ins Wasser. Und Karl Wedekind setzte auf Kläres verzweifelttes Geschrei gleich ein paar Leute in Bewegung, die es mit ihrem Rahn einholten, worauf er es mit einem kühnen Griff dem nassen Tode entriß. So, nun schreib deinen Gruß hier in die Ecke.“ —

„Warum machst du denn plötzlich so ein verzschlagenes Gesicht?“ unterbrach Lotte ihre Rede.

„Ich ahne — o ihr Frauen! Es läuft auf ein Heiratsprojekt hinaus, was?“

„Ach, Schatz, das wäre leider ganz aussichtslos. Zip ist noch immer alleiniger Favorit.“

„Ein Favorit in Duodez —“

„Ja, siehst du, unser guter Wedekind ist neben unsrer Kläre-Germania eben auch ein bißchen Duodez. Und ich fürchte, über den halben Kopf, den er weniger hat als sie, kommt sie niemals weg.“

„Da hab' ich doch eine bessere Meinung von ihr.“

„Du kennst uns nicht, Schatz. Und besonders in dem Alter! Da kann ein Leberfleck am Sinn, oder eine etwas zu kühne Locke, oder eine lispelnde Aussprache uns einen Engel verleiden. Später ändert sich das freilich. Da setzen wir uns über alles mögliche fort.“

Er verneigte sich mit ironischem Lachen. „Danke!“

Sie verstand nicht gleich, lachte aber dann mit und schlug ihm leicht mit der Postkarte auf die Hand. „Du bist nicht gemeint. Uebrigens — warum zerbrechen wir uns den Kopf um den armen Wedekind? Der wird von den Berghauers nichts mehr wissen wollen.“

Hubert schwieg, und Lotte fragte nach einer Pause:

„Hast du nichts von ihm gehört seit unsrer Berlobung?“

„Er hat mir geschrieben,“ sagte Hubert kurz.

„Gratuliert?“

„Na — das weniger.“

„Hubert,“ meinte sie zaghaft, „nicht wahr, er hat sich über mich — beklagt?“

„Ueber dich?“ fragte er ganz erstaunt.

Sie errödete. „Siehst du, Schatz, ich hab's ja wohl gemerkt . . . seine Briefe! Und schon immer, ehe ich dich kannte . . . Und da ich dich aufgegeben hatte und ruhig geworden war, da hatte ich mir gedacht: ein guter Mensch ist er ja. An seiner Seite wirst du dich ruhig weiterentwickeln können in deiner Kunst. Er stört ja keinen, macht keine Ansprüche, läßt jeden auf seine Façon selig werden. Und damals war mir's um weiter nichts zu thun . . . Bis wir dann auf der Rückreise dich trafen — und alles anders kam.“

Sie wunderte sich, daß Hubert dies kleine Bekenntnis so ernst aufnahm. Sie kannte ihn nun schon genug, um zu wissen, daß er etwas in sich verarbeite, wenn er so an seiner Lippe nagte.

Endlich legte sie ihre kleine, warme Hand fest auf seine zusammengeballte Faust. Da sah er auf, in ihr junges, helles Gesicht. „Was grübelst du?“ fragte sie.

Er strich sich über die Stirn. „Ich dachte einen Augenblick: besser, du hättest sie nie wiedergegesehen!“

„Hubert!“

„Deinetwegen, Liebste. Karl Wedekind ist der rechte Mann, eine Frau glücklich zu machen. Ich —“

„Du Abscheulicher!“ rief sie mit zärtlichem Vorwurf, und die warme, innige Liebe sah ihr so deutlich aus den Augen, daß er erleichtert sagte: „Na, nun hast du mich einmal erwischt. Nun muß das Verhängnis seinen Gang gehn, wie unser alter Klassenlehrer immer sagte, wenn er einen von uns beim Ablefen ertappt hatte.“



### Die Quelle.

**W**underliche Natur von laföndlichem Stein,  
 Du läßt, wie das Echo, nachhallen mich heil,  
 Der fröhliche, weiche, edle Quell,  
 Aus Sinesienflut mit aus gramem Quell;  
 In höchsten Sprüngen der fliegende Quell;  
 Das Ende ja staut in weichen Quell;  
 Mit kühnen Schritten und jähen Quell,  
 Wo wecket sie hin und aus Jenseit zu Meer?  
 „Aus stammem Schwestern um schweben Meer!“  
 „Freut mich ich noch Stern, doch wegem kein Spiel!“  
 „Mit höchsten Sprüngen um Zuber und Quell!“  
 „Wo wecket, ab, schweben von Kain, ferner!“  
 „Das höchste stammem von Kain, ferner!“  
 „Das höchste stammem von Kain, ferner!“  
 „Das höchste stammem von Kain, ferner!“

*Illustration von H. Meyer-Gastel.*



H. MEYER-GASTEL.

Sie lachte herzlich. „Das mag es. Und was es auch bringt, ich werde ihm dankbar sein.“

In Bonn, das sie bald darauf erreichten, fanden sie postlagernd Briefe von Berghauer und Kläre vor. Der letztere war ein langer Herzenserguß, der unter übermütiger Lustigkeit, medisantem und alltäglichem Geschwätz eine schmerzliche Sehnsucht verbarg. Sie fand es „schändlich“, daß sie jetzt da oben in ihrem Erker allein haufen müsse. Die erste Zeit habe sie sich sogar tüchtig gegrault. Das sei jetzt besser. Aber das Erwachen sei noch immer „einfach scheußlich“. Denn jedesmal müsse sie sich erst besinnen, daß die Lotte über alle Berge sei, und nicht etwa bloß auf kurze Zeit — nein, für immer. Und sie hätte schon manchmal gedacht, das hielte sie gar nicht aus. Und dann immer allein in die Stadt gehn, und alle Bekannten wären außer sich, daß Lotte sich so „auf französisch“ empfohlen habe. Und Tante Sophie wäre jetzt obenauf und „päpstlicher“ als je, so daß sich Kläre sehr zu ärgern habe.

„Daß Du ihr den Gefallen gethan hast und ‚wirtschaftlich‘ geworden bist — Tante Sophie nennt es: ‚daß das Weib in Dir zum Durchbruch gekommen ist‘ —, das muß ich jetzt büßen, liebe Lotte. Ich soll nun womöglich den ganzen Tag nach den Leuten sehn, oder kochen, oder Staub wischen. Tante meint, ich würd's ihr noch mal auf den Knien danken.“

„Vieher Gott, warum denn? Ich heirate ja doch nicht. Nein, nie! Ich denke nicht dran. Denn so wie Du, Lotte, auf einmal ‚unterwürfig‘ werden und mich abhaspeln, nur um's dem Herrn und Gebieter recht zu machen, — nein, Lotte, ich kann noch immer nicht begreifen, daß Du das alles wirklich gesagt und gethan haben sollst. Uebrigens — das verunglückte Monogramm habe ich aufgetrennt und neu gestickt und schicke Dir das Handtuch mit der übrigen Wäsche.“

„Du fragst auch nach Doktor Wedekind. Ja, er war neulich bei uns in Geschäften. Wegen einer Abfindungsgeschichte — was weiß ich! Papa wird Deinem Mann (wie das klingt!) wohl darüber schreiben.“

„Er, der Doktor, ist entsetzlich mager geworden. Es steht ihm aber besser als das Fett. Er sieht viel größer aus. Und ernst, Lotte! Und so was im Blick. Ich kann ihn gar nicht mehr komisch finden, was mir manchmal leid thut. Es war immer so nett, wenn wir uns aufzogen. So wird das Leben immer ernster. Manchmal wünsch' ich mir, ich läge im Grabe. Und dann kann's mal wieder ganz lustig sein.“

„So zum Beispiel gestern. Ich merk' es: dem Papa thut der Doktor auch leid. Er war so gut zu ihm und hat ihn so bringend eingeladen; der Wedekind konnte nicht anders (schon weil er keinem Menschen was abschlagen kann) — er mußte zusagen. Und da waren wir also alle drei gestern auf der Bastei.“

„Stolz zu Rosse, notabene! Er sitzt übrigens famos zu Pferde und hat sich außerdem sehr hübsch benommen. Mitterlich! ‚Sans peur et sans reproche.‘

„Nämlich im Uttewalder Grund, gerade an der

Stelle, wo die Felsen so schrecklich dicht zusammen-treten, daß man unwillkürlich an Räuberhöhlen und Brigantenüberfälle denkt, wie in den Abruzzen — was geschieht?

„Ich war, wie immer, vorausgeritten, der Doktor zehn Schritt hinter mir, Papa nirgends zu erblicken. Da bin ich plötzlich umringt von Zigeunern, ein ganzer Trupp — ich schätzte sie auf hundert Köpfe, der Doktor behauptet, höchstens dreißig. Aber mir wurde doch so himmelangst, als sie mein Pferd anhielten und die Hände ausstreckten und in der Zigeunersprache auf mich einredeten. Und all die roten Lippen und das grelle Weiß in den Augen!

„Ich wollte ihnen schon mein Portemonnaie hinwerfen (gestern hatte ich erst Taschengeld gekriegt), aber da kam der Wedekind herangaloppiert und litt es nicht — und war ordentlich energisch, wie ich es ihm nie zugetraut hätte, und warf bloß einen Haufen kleiner Münze unter sie.“

„Da dankten sie ganz zufrieden und küßten meine Fußspitzen, meine Hände, mein Kleid. Und einer nannte mich zu meinem riesigsten Erstnamen ‚Donna Klara‘. Es war nämlich der Friz Vogel. Denn — denk Dir, es stellte sich heraus, daß die Leuten gar keine echten Zigeuner waren, sondern Akademiker, die ihr Sommerfest feierten. Sie hatten auch eine ‚Königin‘ bei sich, ein wunderschönes, glut-äugiges Geschöpf, ganz mit Goldmünzen und seidenen Shawls behängt, das auf einem milchweißen Zelter ritt. Ich war ordentlich froh, daß das Mädchen, von dem der Wedekind ganz entzückt that, auch ein junger Mann war.“

„Ich weiß, daß der Doktor meine Feigheit verächtlich findet. So eine ‚Germania‘ — und er ist nur eben Mittelgröße —, und ich glaube, ich habe am ganzen Leibe gezittert. Wenn ich dran denke, werde ich noch rot.“

„Nun, liebe Lotte, lebe wohl! Grüß ‚Deinen Mann‘, dem ich eigentlich bitterböse bin, daß er Dich fortgeholt hat. Es ist gar nichts mehr los mit dem Leben.“

Deine Kläre.“

Charlotte sah eine ganze Weile mit dem Brief in der Hand und starrte durch das Fenster des Hotels auf den Rhein. Wie stolz das Bild draußen — der breite, grüne Fluß, die lieblichen Ufer — und doch, alle Herrlichkeit der Welt hätte sie drum gegeben, jetzt mit der Kläre in dem blumigen Erkerstübchen zu sitzen, sich auszuschwagen nach Herzenslust von all den lieben kleinen, alltäglichen Dingen, die das Leben machen.

Sie fühlte plötzlich, daß die Weite, die fremden Menschen, die fremden Gegenden sie anödeten, kalt und unheimlich. Ja, selbst ihr geliebter Mann: so nah, so vertraut wie ihr Vater, wie die herzige Kläre war er ihr noch nicht, konnte er ihr nicht sein! Und eine Sehnsucht ergriff sie; heiß und gewaltig zog es sie nach Hause, nach ihrem alten, wohlvertrauten Zuhause. Heimweh! sagte sie sich. Und es waren ein paar harte Minuten, in denen sie es niederkämpfte.

„Was schreibt denn Papa?“ fragte sie nach einer Weile.

Nach Hubert schien nachdenklich geworden. Er hielt Bergbauers Brief noch immer in der Hand. Er hatte wieder allerlei Dunkles über den Augenbrauen, Zorn, Trost, Gefränktheit — sie wurde nicht leicht flug daraus. Und fast zaghaft nahm sie das Blatt, das Hubert ihr mechanisch reichte.

Aber das war alles so frisch, kräftig, lebensfreudig, was ihr Vater schrieb, daß sie sich förmlich daran aufrichtete. Allerlei heitere Nachrichten, praktische Besprechungen, frühliche Wiedersehenspläne, wenn das junge Paar in Berlin erst ein bißchen eingelebt wäre.

Sie schalt sich schon beinahe ihrer sentimentalen Anwandlung wegen, da kam ein Satz, bei dem sie doch wieder stutete und sinnen mußte: „In der bewußten Sache, trotz W.s Vermittlung, keinen Schritt weiter gekommen. Man will nichts von ‚Gnade‘ oder ‚Wohlthaten‘ wissen . . .“

Was bedeutete das? W. war Wedekind, der Rechtsanwält. Seine Vermittlung? — Wie? Sollte geklagt werden?

Eine Klage, ein Prozeß! Das war ihrer vornehmen Natur immer so gemein vorgekommen. Sich streiten, psui! Entweder man hatte recht, nun, so genügte das stille Bewußtsein. Oder man hatte unrecht. Dann war's ja selbstverständlich, daß man nicht auf etwas bestand, was einem nicht zukam.

So kindlich naiv waren ihre Rechtsbegriffe bisher gewesen. Nie war sie in einen Konflikt geraten in ihrem sorgsam behüteten Lebensgang, der eigentlich ein Weg neben oder über dem wirklichen Leben gewesen war.

Nun drängte sich dieses breit und immer breiter vor. Eine kindische, hilflose, verzweifelte Angst ergriff sie plötzlich, daß es sie wie mit Blut übergoß. Häßliche Verwicklungen . . . zwei Weiber, die sich um einen Mann streiten! Um Gottes willen! Und womöglich vor Gericht!

Sie sah verstohlen auf Hubert, der Kläres Brief las. Er lächelte. Sein Gesicht hatte sich aufgehellt.

Es fiel ihr wie ein Stein vom Herzen. Nein, es konnte nichts Schlimmes sein. Was hatte sie sich eingeredet? Sie war seine Frau vor Gott und der Welt. Was ging sie das an, was hinter ihm lag, das er selbst ausgestoßen hatte aus seinem Leben, wie der Körper einen Krankheitsstoff ausstößt?! Was kümmerte sie das Weib, das sich an ihn geworfen hatte, wie es sich wohl auch an einen beliebigen andern geworfen hätte!

Sie machten den Ausflug, den sie für den Morgen beabsichtigt hatten, und beide waren heut besonders lebenswürdig gegeneinander. Sie meinten denn auch, nie einen glücklicheren Tag als diesen erlebt zu haben. Und doch war's nicht mehr reines, naives Genießen wie in der ersten Zeit.

Die Landstraße war mit Apfelbäumen eingefast, an denen die grünen Früchte in Massen hingen. Nur ein Apfel, der zum Greifen tief herabbaumelte, war schon goldgelb und rot gefärbt, und Hubert machte sich kein Gewissen daraus, ihn für seine Frau zu pflücken.

Sie drehte ihn in der Hand. „Wie schön! Wie aus Wachs!“

„Ja, aber leider wurmtlich.“

„Schade! Die sehen am verlockendsten aus — bis man dahinter kommt — warum —“ Und ganz heimlich ging es ihr durch den Kopf: wie dieser Tag — süß und goldig — aber —

Sie wußten beide, daß sie lebenswürdig gegeneinander waren, mit Absicht, nicht mehr aus tiefstem Seelenbedürfnis heraus. Sie verhehlten einander etwas. Ein fremdes Gefühl war aufgetaucht, ein erster, leiser Miß entstanden.

Hubert hatte wohl den stillen Kampf in ihr bemerkt, während sie las. Und zum erstenmal fragte er sich: „Hast du ihr auch nicht zu Schweres aufgepackt?“

Und wenn er sie auf der Landstraße vor sich hergehen sah, so schlank, zerbrechlich, schmalshulterig und zart, mußte er immer wieder denken: „nein, dies unberührte, in seinem tiefsten Denken noch mädchenhafte Geschöpf wird dir die Lebenslast nicht tragen helfen. Du mußt allein damit fertig werden.“

Sie that ihm unsäglich leid. Er hätte ihr die Hände unter die Füße legen, jeden Stein aus ihrem Wege räumen mögen, in einem Gefühl der Schuld auch gegen sie.

Und Charlotte? Ihr ruhevolleres, seliges Vertrauen hatte einen Stoß bekommen. Ihr war's, als wäre sie seiner nicht mehr sicher, als müsse sie ihn fesseln, halten.

Hatte nicht schon eine Frau die Rechte besessen, die sie jetzt besaß? Ihr war er der einzige Mann. Aber er — konnte vergleichen. Vielleicht that er es. Vielleicht, wenn sie einmal nicht ihren beau jour hatte, nicht ganz bei Laune, nicht heiter und geistreich war, sagte er sich, daß sie nicht aufkäme gegen ihre Vorgängerin.

Und so stolz und verächtlich sie das fremde Weib aus dem Wege schob, — es blieb doch etwas in ihr wie Neid, wie nagende, heimliche Eifersucht.

Nein, sie durfte ihre Rivalin nie vergessen. Sie mußte sie schlagen in jeder Hinsicht, um sich Huberts Liebe zu erhalten. Und es war ein prickelnder, süßschmerzlicher Reiz in ihr Verhältnis gekommen, seit sie sich dessen bewußt geworden.

Hubert wunderte sich ein wenig, wie viel Wert sie plötzlich auf ihre Kleidung legte, daß sie sich heute mit einer frischen Blume, morgen mit einer Spitze schmückte; wie geweckt, sprühend, zärtlich sie war; wie sie sogar manchmal in unschuldiger Weise mit ihm kokettierte.

In einem kleinen, unbewußten Vorgang aber merkte sie erst, wie tief es ihr eingedrungen war.

Sie erwachte in einer Nacht ganz plötzlich mit einem Gefühl trostlosen Schmerzes. Ihr Kopfsissen war feucht, sie hatte geweint, und der dumpfe Druck eines rätselhaften Kummers lag schwer und verwirrend über ihr.

Der Mond schien hell in die Fenster, deren Läden sie zu schließen vergessen hatte, und das ganze Zimmer war in weiße Dämmerung getaucht. Alles klar und doch unbestimmt, fast gespenstisch, fremd und bekannt zugleich. Und als sie durch die breiten Scheiben blickte, lag auch draußen die Landschaft

seltsam hell und farblos, wie eine blasse Zeichnung, vor den Fenstern.

Sie konnte sich gar nicht zurechtfinden. Wo war sie nur? Was war geschehen? Was hatte sie verbrochen, daß ihr diese tödliche Angst wie ein Alp auf dem Herzen saß und drückte und würgte?

Sie lag ganz regungslos und besann sich. Und allmählich kam ihr Stück um Stück die Erinnerung des Traumes.

Sie hatte im Garten ihres Vaters gestanden und Rosen geschnitten für Hubert, Rosen und wieder Rosen, rote, rosa, gelbe. Sie türnten sich um sie auf, sie quollen über den Rand des Korbes hinweg; aber die Stöcke wurden nicht leerer — ihre Arbeit nahm kein Ende.

Auf einmal fühlte sie, daß ein Blick sie traf. Sie wandte den Kopf. Da stand auf der Straße vor dem Gitter die junge, blasse Frau im schwarzen Kleide und sah ihr zu.

Und der Blick dieses sanften, traurigen Gesichts hatte ihr so ins Herz geschnitten, daß sie hingelaufen war und alle ihre Rosen über sie ausgeschüttet hatte.

Da aber war die Frau hoherhobenen Hauptes zurückgetreten. „Wohlthaten?“ hatte sie in flammendem Zorn gerufen. „Mäuberin! Sieh mir mein Recht!“

Diesen Traum wurde Lotte gar nicht wieder los. Sein Zusammenhang mit dem Briefe ihres Vaters lag ja auf der Hand. Und ob die junge Frau nun wirklich „Johanna“ war, wie Lotte einen Augenblick gedacht hatte, oder eine gleichgültige kleine Schneiderin oder Putzmacherin — Lottes Phantasie bemächtigte sich ihrer. Bisher hatte sie nur ins Blaue hinein gehaft und gefürchtet. Jetzt nahm der drohende Schatten Gestalt an, wurde Fleisch und Blut.

Hubert bemerkte zuweilen eine leise, nervöse Unruhe an seiner Frau.

Er selber, dem alles, was er sah und erlebte, zum Studienobjekt diente, war vollauf mit Einheimisen beschäftigt. Dies scheinbare Genießen war für ihn strenge, zielbewußte Arbeit. An jedem Abend ging er an der Hand von Reisebuch und Karte die Eindrücke des Tages durch, buchte den Gewinn und machte seinen Plan für die Aufgabe des nächsten Tages. Und immer war er mit voller Spannkraft bei der Sache; ja, je mehr er sich zumutete, desto frischer, heiterer, glücklicher schien er zu sein.

Lotte aber kam nicht auf ihre Kosten. Kaum fand sie Zeit, ein Stützchen aufzunehmen; denn Hubert drängte rastlos weiter. Lange bedachte sie sich, ihm die Freude zu stören. Aber die Sehnacht nach Arbeit, nach Pflichten, nach ihrem eignen Nest wurde zuletzt unbezwinglich.

Endlich wagte sie's, ihm ihren Wunsch mitzuteilen. Und wie erlöst atmete sie auf, als sie nach sechs Wochen zu Hause anlangten.

(Schluß folgt.)

## Ich liebe dich.

Von

Karl Bulke.

Heut früh am Morgen, ein Viertel auf zehn,  
Lief im Kolleg ich mal wieder mich sehn;  
Machte mein strengstes Juristengesicht,  
War wie noch nie auf die Arbeit erpicht.  
Die Weisheit sprudelte hell vom Katheder,  
Ich schrieb sie nach mit fliegender Feder,  
Und meine Begeisterung fürs römische Recht  
War nie noch so tief, war nie noch so echt.

War es das Licht, das durchs Fenster sich stahl?  
War's Langeweile? Ich träumt' auf einmal;  
Sah vor mich hin, still und versonnen,  
Wohl fünf Minuten sind drüber veronnen.

Der Herr Professor las unterdes  
Immer weiter über Zivilprozeß,  
Die Feder, das alte Gewohnheitstier,  
Glitt immer weiter übers Papier,  
Und mein Nebenmann, was mich haß verdros,  
Las immer weiter die „Tante Voss“ ...

Prozeßeinteilung ... Verfahren ... und Leitung ...  
Römisches Recht ... „Freisinnige Zeitung“ ...  
Ein roter Hut ... darunter ein Kopf ...  
Dahinter ein fausdikker Mozartzopf ...  
Ein süßes Mädel von sechzehn Jahren ...  
Prozeßeinteilung ... Prozeßverfahren ...

Hat wieder der Sonnenstrahl mich geweckt?  
Ich bin auf einmal emporgeschreckt.  
Was stand da? Mein Gott, hab' ich das geschrieben?!  
Wo sind denn nur meine Gedanken geblieben?  
Was stand da?! Da stand fein säuberlich  
In gotischen Lettern: „Ich liebe dich.“

Nun ward es Abend. Ich lief umher  
Ueber Gassen und Plätze, die Kreuz und Quer,  
Hab' kaum drei Happen zu Mittag gegessen,  
Hab' meinen Nachmittagsstaf vergessen,  
Lief mich von drei Marktweibern foppen,  
Ging nicht einmal zum Dämmererschoppen,  
Hab' schließlich daheim mich zu retten gesucht,  
Habe gewettert und habe geflucht:

„Das dumme Mädel, was fällt ihr denn ein?  
Schleicht mir nichts dir nichts ins Herz sich mir ein,  
Dies blutjunge Ding von sechzehn Jahren  
Hält solch alten Onkel zum Narren! —  
Nein doch, was es für Thorheiten giebt:  
Glaube noch selber, ich bin verliebt!“

Nun sitz' ich hier und bin auf einmal  
Ganz furchtbar gerührt und sentimental.  
Ich seh' vor mich hin und denk' drüber nach,  
Mir schlägt das Herz mit so seltsamem Schlag,  
Ich denk' an das Mädel und denk' daran,  
Wie alles so lieb und wohlgethan,  
Ich denk' an das Mädel und habe betreten  
All meine Flüche ihr abgeben,  
Ich denk' der drei Worte, — ich freue mich.  
Ach ja ... ach ja ... ich liebe dich.“



Etagelab-Geläute.

## Glocken.

Von

F. Holtzof.

Mit Illustrationen

von

Ewald Thiel.

Orgelton und Glockenlang!" Es war kein Zufall, wenn das Dichtermotiv diese beiden Begriffe in innige Verbindung miteinander gebracht hat; sie bezeichnen den höchsten Grad der Wirkung, den der musikalische Ton im Volksgemüt zur Erzeugung einer Fest- und Wehstimmung hervorzubringen vermag. Das tritt nirgendwo so deutlich hervor wie bei den beiden großen Jahresfeiern, die, kirchlichen Ursprungs, in ihrer Bedeutung weit über ihr ursprüngliches Ziel hinausgegangen sind, um sich zu wahren Volks- und Menschheitsfesten zu gestalten, dem Weihnachts- und Osterfeste. Könnten wir uns wohl eines dieser Feste, und namentlich das große Auferstehungsfest der Natur, ohne die Begleitung der Feierlänge denken, wie sie sich in dem Halleluja der Orgelregister und dem weit in das Land hinaus-schallenden Glockenton kundgeben?

Orgel wie Glocke verdanken, wenn nicht ihren Ursprung, so doch ihre Entwicklung der christlichen Kirche. Anbeutungen von beiden finden sich wohl im klassischen Altertum, aber sie gediehen hier nicht über die ersten Anfänge hinaus. Für die Glocken müssen wir freilich einen doppelten Entwicklungsgang annehmen, denn sie waren im fernen Osten, in Indien und namentlich in China, als stehende Einrichtung vorhanden, ehe man im Abendlande an die Umbildung der antiken Glöckchen und Schellen zu großen Glocken dachte. Wann das letztere erfolgte, vermögen wir nicht mit Sicherheit zu bestimmen; gewiß ist nur, daß die Glocken zur Zusammenberufung der Gemeinde zuerst in der christlichen Kirche des Abendlandes gebraucht wurden. Die Ueberlieferung weist ihre Erfindung dem heiligen Paulinus, Bischof von Nola in Campanien, zu Beginn des fünften Jahrhunderts zu, wohl ohne auf geschichtlichen Thatfachen zu fußen, wenn auch die altkirchlichen Ausdrücke Campana für größere und Nola für kleinere Glocke auf eine Herkunft aus Italien deuten, wogegen freilich die Bezeichnungen in den romanischen Volkssprachen (französisch cloche, provençalisch cloca; daher mittellateinisch cloca) deutsche oder keltische Herkunft (Glocke: althochdeutsch clocca,

Ueber Land und Meer. 3a. Ott.-Hefte. XIV. 11.

keltisch clog und cloch) nicht unwahrscheinlich machen. Thatsache ist, daß die Glocken im siebenten Jahrhundert im fränkischen Reiche bekannt waren und in Deutschland unter Karl dem Großen die Sitte ihrer kirchlichen Weihe oder Taufe bestand.

Für die keltische Herkunft der Glocken könnte es sprechen, daß sich auf keltischem Boden, in Irland, wo die Kirche ja auch früher festen Fuß gefaßt hatte als in Deutschland, heute noch die meisten Glocken alter Form vorfinden. Diese waren nicht gegossen, sondern ovalförmig aus Eisen- oder Bronzeblechplatten nach Art der sogenannten Kuhschellen zusammengenietet. Ein bezeichnendes Beispiel dieser Glockenform befindet sich im Wallraf-Richard-Museum in Köln. Sie stammt aus der dortigen Cäcilienkirche und besteht aus drei mit kupfernen Nägeln aneinandergenieteten Platten. Sie soll aus der Zeit des Erzbischofs Amalbert, um 613, herkommen und trägt im Volksmunde den eigentümlichen Namen „der Saufang“, weil sie angeblich von Schweinen aus der Erde ausgewühlt sein soll. Nachglocken und gegossene Glocken scheinen längere Zeit nebeneinander bestanden zu haben, zur Zeit Karls des Großen muß indes der Glockenguß bereits allgemein verbreitet gewesen sein. Zu großer Vollkommenheit entwickelte derselbe sich während des Mittelalters, namentlich unter deutschen Meistern, die erfolgreich auch für die künstlerische Ausgestaltung der Glocken wirkten. Als ein Musterbild der künstlerischen Ausstattung mittelalterlicher deutscher Glocken muß die von einem



Formen.



MITTELALTERLICHE  
GLOCKENFORMEN

GLOCKE ZU IGGENSBACH  
NIEDER BAYERN  
A. D. 1144.

WOLMIRSTEDT

DOM ZU SIENA.

Genietete Blechglocke  
St. Cäcilien - Köln.

italienischen Glocken als sehr lang und schmal, kegelförmig oder gar ausgebaucht und an Waschzuber erinnernd beschrieben, und dieser Beschreibung entspricht ziemlich genau eine mit der Jahreszahl 1159 versehene, einen Meter hohe Glocke der Domkirche zu Siena. An der Glocke, die man sich als aus einzelnen konzentrischen Kreisen aufgebaut denken muß, unterscheidet man drei Teile, den Schlagring (Schlag oder Kranz), den in Unter- und Oberjak geschiedenen eigentlichen Körper und den oberen Abschluß oder die Haube. An dem von innen nach außen sich zu dem dünnsten Teile der Wandung, dem Vord, abichrängenden Schlag besitzt die Glocke ihren größten Durchmesser, in der Haube den kleinsten. Nach dem Verhältnisse dieser Teile zu einander, sowie nach demjenigen, in dem sie zu der Dicke der Wandung und der Höhe (der Regelachse) der Glocke stehen, bestimmt sich die Klangwirkung. Die Dicke der Wandung vermindert sich vom Schlagring bis zur halben Achsenhöhe allmählich, von da an und in der ganzen oberen Hälfte (dem Oberjak) beträgt sie nur den dritten Teil des Schlagrings, von dem sie sich nach der Mündung (dem Vord) gleichfalls verjüngt. Die Glocke muß nicht nur harmonisch zu den mit ihr zu demselben Geläute verbundenen andern Glocken gestimmt werden, sondern sie muß auch in sich selbst ein bestimmtes harmonisches Tonverhältnis aufweisen. Durch das Anschlagen des Klöppels an den Schlagring wird nämlich nicht nur dieser, sondern die ganze Glockenwandung in Schwingung versetzt, ganz abgesehen von den Schallchwingungen, die sich innerhalb der hin und her geschwungenen Glocke bilden. Den Grundton geben die Schwingungen des Schlagringes an; besitzt dieser den doppelten Durchmesser der Haube, so wird in letzterer die Oktave mitschwingen; ist die Glocke im richtigen Verhältnis gebaut, das heißt, soll sie von reinem, angenehmem und lange nachtönendem Klang sein, so dürfen außer den beiden genannten nur noch

unbekannten Meiser wahrscheinlich im letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts hergestellte Cyriaxglocke in Gernrode betrachtet werden, die sich auch durch ihre sonstigen Eigenschaften und vor allem durch ihren reinen, vollen Ton auszeichnet. Charakteristische Formen weisen auch die aus dem Mittelalter stammenden, in unsrer Abbildung wiedergegebenen Glocken von Wolmirstedt in der Goldenen Au und von Iggenbach in Niederbayern auf.

Ihrem Wesen nach ist die Glocke ein musikalisches Instrument, dessen Tonschwingungen durch den Anschlag des Klöppels an den Glockenrand hervorgerufen werden. In akustischer Hinsicht ist sie als eine gekrümmte, in ihrem Mittelpunkt unterstützte kreisförmige Scheibe anzusehen. Ihre Gestalt ist jetzt allgemein die eines abgestumpften Kegels mit stark ausgeschweiftem unteren Rande. Früher war dies zum Teil anders; so werden uns die alten



Kaiserglocke im  
Dom zu Köln.

Die Kaiserglocke heiß' ich,  
Des Kaisers Namen preiß' ich,  
Auf heil'ger Warte steh' ich,  
Vom Deutschen Reich ersch' ich,  
Dah' Fried' und Ehr'  
Ihm Gott bescher'.

Gloriosa im  
Dom zu Erfurt.

St. Cyriaxglocke . Gernrode.

harmonische Töne, das heißt die der Terz und Quint, vernehmbar werden.



Von allen Vorgängen des gewerblichen Lebens ist uns dank Schillers herrlichem „Lied von der Glocke“ wohl keiner so vertraut wie der des Glockengusses. Anschaulich schildert der große Dichter, wie in der vor dem Schmelzofen ausgeworfenen Grube (Dammgrube) die Form aus Lehm aufgemauert und gebrannt wird, zunächst der hohle Kern, welcher der Höhlung der Glocke entspricht, dann das Modell oder Hemd mit allen Erhabenheiten und Zieraten der äußeren Glockenseite und schließlich zur Gewinnung der Mutterform für die letztere der dünne wandige Mantel.

Verhältnisse von 75 zu 25 Teilen. Zumischung von andern Metallen ist kaum je vorgekommen, sicherlich nie eine solche von Silber, trotz aller sagenhaften Ueberlieferungen, die dieserhalb umlaufen. Ein Silberzusatz würde den Glockenton nicht fördern, sondern nur schädlich auf ihn einwirken. Das Hänge-Eisen, das heißt das eiserne Ohr im Innern der Glocke, durch das der lederne Riemen zur Befestigung des Klöppels geht, wird bei dem Gusse in die Glocke eingeschmolzen.

Die Vorrichtung, durch welche die Glocke zum Schwingen



Glockenspieler.

Eine heisse Arbeit bildet dabei die Fortschaffung des Modells zwischen Kern und Mantel, damit bei dem Gusse die dadurch entstehende Höhlung mit der glühenden Metallmasse ausgefüllt werden kann. Die Form der Krone wird besonders angefertigt und in die obere Form des Mantels eingesetzt. In ihr befinden sich das Gießloch und die Windspieße, durch die beim Gießen die im Innern der Form enthaltene Luft entweicht. Das Material des Glockengusses, die Glockenpeise, ist seit ältesten Zeiten eine Mischung aus Kupfer und Zinn gewesen, und zwar in annäherndem

gebracht wird, der Helm, auch Wolf oder Joch genannt, besteht aus einem starken Stück Eichenholz, das durch eiserne Bänder mit den Henteln oder Bügeln der Krone verbunden wird. Es ist an seinen Enden cylindrisch gestaltet und mit eisernen Zapfen versehen, die in messingenen Pfannen liegen. Aus ihm ragt ein Hebelarm empor, um den das Glockenheil geschlungen wird; zieht man letzteres an, so dreht sich der Wolf, und es entstehen die zum Läuten der Glocken erforderlichen Schwingungen. Seltener werden die Glocken durch Tretwerke in Bewegung gesetzt; die Art



ke . Gern

und Weise, wie dies geschieht, ergibt sich in anschaulicher Weise aus unserer beigelegten Zeichnung. Das Anschlagen der Glocke mit dem Hammer kommt stellenweise (wie im französischen Vastenlande) als Landesbrauch vor. Häufiger begegnet man dem sogenannten *Beiern*, das heißt dem Anschlagen der in Ruhelage verharrenden Glocke durch den Klöppel, wie es in Deutschland vielfach die Stelle des Festgeläutes (namentlich an Kirchweihen) und in Frankreich strichweise die des Totengeläutes vertritt.

Den Beruf der Glocke und ihre Bedeutung für die Wechselfälle des menschlichen Lebens hat Schiller in seiner wunderbaren Dichtung so herrlich geschildert, daß darüber kein Wort mehr zu sagen bleibt. Im Bilde führen wir den Leser nur in das Stübchen des Turmwärters ein, dem es einst oblag, mit der Glocke das Sturm- und Feuerzeichen zu geben.

Eine eigentümliche Verwendung fanden die Glocken in den einst weitverbreiteten und in den Niederlanden heute noch außerordentlich häufig begegnenden Glockenspielen. Bei ihnen schlug man ursprünglich die Glocken in derselben Weise wie bei dem schon erwähnten *Beiern* an: der Klöppel jeder einzelnen Glocke wurde durch eine besondere Vor-



richtung gegen eine bestimmte Stelle des Glockenrandes und von diesem zurück gegen die entgegengesetzte geschleift. Die Bewegung

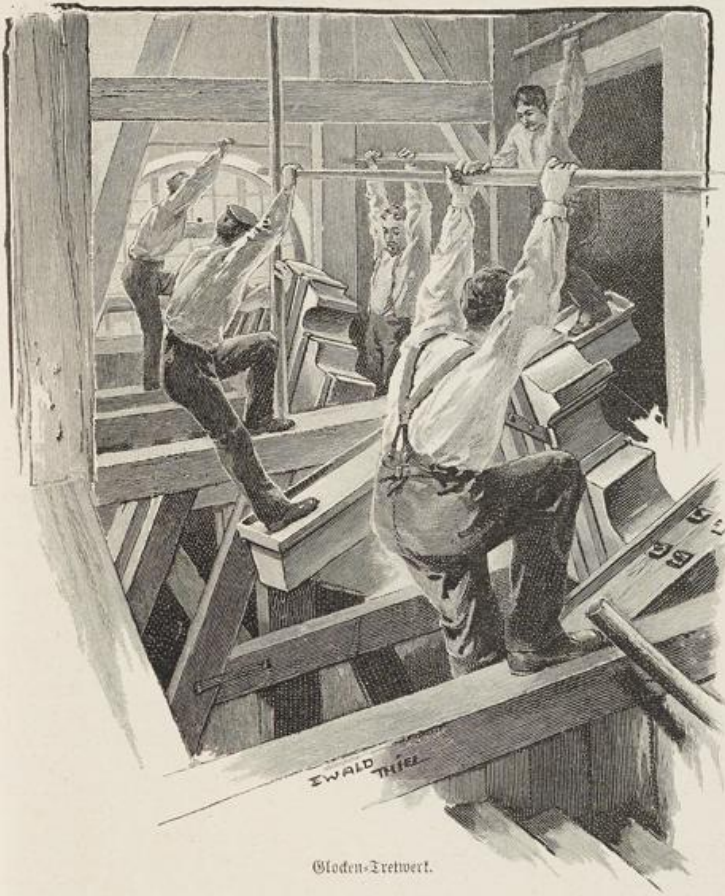
vermittelte für jede Glocke ein Seil, das durch den Fußboden in ein unteres Stockwerk ging und dort mit einem hölzernen Tritt verbunden war, der durch Faust oder Fuß in Bewegung gesetzt wurde. Diese ursprüngliche mangelhafte Mechanik wich bald künstlicheren Vorrichtungen: an die Stelle der Seile traten Drähte, und statt der Klöppel ließ man federnde Hämmer von innen und von außen an die Glocke schlagen, so daß der Mechanismus dem der Klaviere sehr ähnlich wurde. Endlich brachte man das Glockenspiel mit Walzen und Uhrwerken in Verbindung, wodurch die Kunst des Glockenspielers oder „Glockenisten“ entbehrlich wurde.

Zu den denkwürdigen Glocken gehören zunächst einige durch ihre Größe sich auszeichnende, wie die größte der Welt, der „*Zar Kolokol*“ (Glockenkönig) im Kreml zu Moskau im Gewicht von 12 327 Pud (201 916 Kilogramm), eine Glocke, von der es aber nicht gewiß ist, ob sie je geläutet worden. Die zweite Stelle behauptet die große Glocke zu Peking, 1250 Zentner schwer, die dritte wiederum eine russische, die „*Wolschoi*“ (die Große) genannte, gleichfalls in Moskau. Eine zugleich durch ihr Alter, ihre Größenverhältnisse und ihre sonstigen Eigenschaften sich auszeichnende Glocke ist die 1497 von Gerhard Vou de Campis gegossene „*Gloriosa*“ im Dom zu Erfurt, 275 Zentner schwer. Die größte aller in Deutschland gegossenen Glocken ist die Kaiserglocke des Domes zu Köln, im Gewichte von 540 Zentnern. Sie wurde 1875 nach dreimaligem Umguß von Hamm in Franenthal aus dem Materiale erobelter französischer Geschütze, das Kaiser Wilhelm I. zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt hatte, hergestellt.

Bis in die neueste Zeit wurden die Glocken nur aus Kupfer und Zinn hergestellt; neuerdings fertigt man sie auch aus Gusseisen (Spiegel-eisen) und erfolgreicher noch aus Gußstahl an. Zum Erfasse der Glocken hat man auch wohl Stahlstabgeläute an-



Feuer- und Sturmglocke.



Glocken-Treibwerk.

gemenet. Das erste derselben hat der deutsche Schmiedemeister Gottlieb Sachsenberg für die St. Jakobikirche in Serno (Kreis Zerbst) im Jahre 1831 hergestellt; es ist sehr genial konstruiert und besteht aus drei Doppelstäben in der Schwere von 20, 30 und 40 Pfund, die vermittelst eines Triebwerkes durch Hämmer angeschlagen werden. (Richtig ist übrigens die Meinung, Richard Wagner habe sich zur Wiedergabe des Glockengeläutes im „Parfival“ eines derartigen Sachsenbergischen Stahlstabwerkes bedient; das künstliche Geläute im Bayreuther Wagnertheater besteht aus Bronzeröhren, die aus England geliefert werden.)

Einen eigentümlichen Erfsatz für die Glocken bilden die Anarren und Ratschen, deren man sich in katholischen Gegenden während der letzten Tage der Karwoche bedient. Vom Gründonnerstag bis zum Samstag vor Ostern muß nämlich in der katholischen Kirche jeder Glocken- und Schellenton schweigen („die Glocken sind nach Rom geflogen“, erzählen sich im Rheinlande die Kinder, „wo sie vom Papste mit Weck und Milch gespeist werden“); Kinder-scharen ziehen alsdann umher und laden durch den Ton der hölzernen Lärmwerkzeuge die Gläubigen zum Gottesdienste ein.

## Milwaukee, die deutsche Stadt Amerikas.

Von

Edmund Goes.

(Siehe das Porträt und die Abbildungen Seite 186 und 187.)

Bei der neueren Geschichte der westlichen und nordwestlichen Staaten von Nordamerika bildet ein besonders interessantes Kapitel das ungemein rasche Emporblühen

sowohl des gesamten Landes als auch der einzelnen Städte. Neben Chicago kommt hierbei namentlich Milwaukee in Betracht, die deutsche Stadt Amerikas. Vor 65 Jahren noch ein Indianerdorf, ist es heute eine Stadt von 250 000 Einwohnern, ausgerüstet mit allem Komfort der Neuzeit.

Der Name Milwaukee oder Milwaukee ist indianischen Ursprungs (Mahn-a-wau-kie Millowaukie) und bedeutet: reiches, schönes Land. Nach einer Sage soll der Name von einer nur hier gefundenen Wurzel „Mahn-wau“ herrühren, deren sich die Indianer zur Arzneibereitung bedienten. Ihr wurde eine so große Heilkraft zugeschrieben, daß die Chippewah-Indianer am Oberen See für ein fingerlanges Stückchen dieser Wurzel ein Viberfell gaben.

Die Sage berichtet, daß dort, wo heute der Marktplatz liegt, ein den höchsten Gottheiten geweihter Waldberg sich erhob. Hier kamen die Indianerstämme, auch solche, die sonst einander feindselig gegenüberstanden, in Frieden zusammen, um ihren religiösen Gebräuchen zu huldigen. Vor Eröffnung der heiligen Feste führten sie den Pau-wau, den großen Friedenstanz, auf, und nach Beendigung desselben nahm jeder ein dem heiligen Berge entstammendes Rindenstück mit heim, um es im Wigwam als Amulett zu bewahren und zu verehren. Dereinst am

Fuße dieses Berges, an den Ufern des Mahn-a-wau-kie begraben zu werden, war der sehnlichste Wunsch vieler Indianer, und so erklärt man die Auffindung einer außergewöhnlich großen Menge von indianischen Gebeinen wie die vielen, noch heute vorhandenen indianischen Gräber.

Neuere Forscher nehmen allerdings an, daß die Gegend um Milwaukee schon lange vor der Zeit der Indianer von andern Völkern bewohnt worden ist. Auf einzelnen der großen Hügelgräber fand man Eisenstumpfe, die 250 bis 310 Ringe zählten, bis zu fünf Fuß im Durchmesser hatten und somit für ein außerordentlich hohes Alter dieser Erdwerke zeugen.

Der Staat Wisconsin wurde schon vor 200 Jahren von französischen Missionaren und Pelzhändlern durchstreift, doch kam erst Ende des vorigen Jahrhunderts der erste Weiße zu dauerndem Aufenthalte in das Indianerdorf am Mahn-a-wau-kie, um mit den Indianern einen Tauschhandel zu pflegen; ihm folgten dann am Anfang unseres Jahrhunderts andre in gleicher Absicht. Damals lebte ein Häuptling der Pottawatomies mit Namen Onaupeja (das alte Mehl), der im Gegensatz zu den wilden Indianern von Mahn-a-wau-kie als ein freundlicher, den Weißen gut gesinnter Mann geschildert wird. Er erreichte ein sehr hohes Alter, und mancher alte Ansiedler, wie beispielsweise der alte Stein, der erst letztes Jahr gestorben ist und auf den ich noch zurückkomme, hat ihn gut gekannt.

Bis zum Jahre 1818 kamen außerst selten Weiße in diese Gegend, bis am 14. September desselben Jahres Salomon Juneau, der als der eigentliche Begründer von

Milwaukee anzusehen ist, und dessen Denkmal heute im See-Uferpark der Stadt prangt, mit seiner Familie in einem Boote den Milwaukeefluß heraufzuhr, um von den Indianern auf das freudigste begrüßt zu werden.

Sein Schwiegervater, Jacques Vieau, der schon seit einigen Jahren daselbst einen Handelsposten inne hatte und von einer Indianerin und einem Franzosen stammte — weshalb er auch eine gewisse Zugehörigkeit zu den Indianern beanspruchen durfte —, nahm ihn als Gehilfe in sein Geschäft, wo er mehrere Jahre thätig war. Vieau hatte übrigens seinen Aufenthalt nicht eigentlich an der Stelle, wo heute Milwaukee steht, sondern anderthalb bis zwei Meilen weiter, am Menomonee.

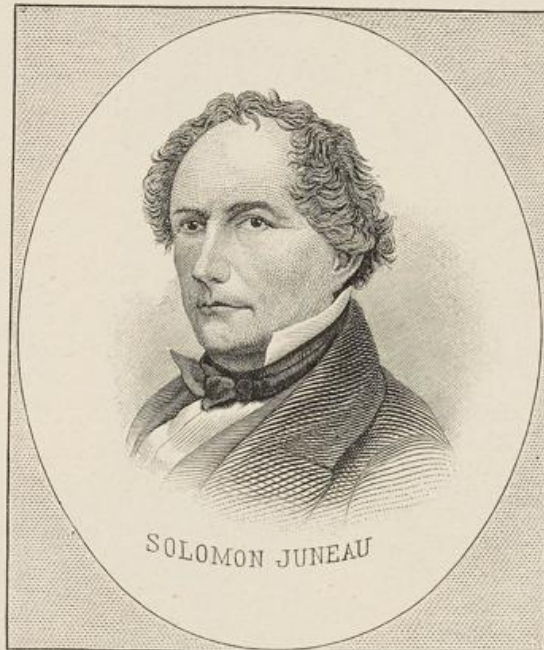
Später errichtete Salomon Juneau einen eignen Handelsposten und siedelte sich, rings von Indianerwigwams umgeben, am Fuße des heiligen Berges an, woselbst er und seine Familie bis 1834 die einzigen Weißen inmitten des Indianerdorfes blieben.

Der blutige Black-Hawk-Krieg von 1832 brachte ein ganzes Heer von Indianern an den Mahn-a-wau-kie, und infolgedessen blühte Salomon Juneaus Tauschhandel wie nie zuvor. Nach dem Kriege wurden die meisten Indianer

des Landes über den Mississippi geschafft. Ein Bild aus dem Jahre 1820 veranschaulicht dem Leser die damaligen Gelände der Stadt. Zum besseren Verständnis diene die Anführung, daß der hier sichtbare Mahn-a-wau-kie — jetzige Milwaukee-River — sowie der Menomoneefluß, der auf dem Bilde nicht angegeben ist, unweit dieser Ansiedlung, rechts über dem Berge, in den Michigansee münden. Das oftmals vom See zurückgedrängte Wasser muß die zu beiden Seiten der Berge liegenden Flächen in steter Versumpfung gehalten haben; ein Beweis von den ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen Milwaukee bei seiner Begründung zu kämpfen hatte. Thatsache ist, daß der Kern der Stadt auf diesem Sumpfe erbaut wurde und stellenweise einer Auffällung von 14 Fuß bedurfte, so dort, wo heute das höchste und massivste Gebäude, die Stadthalle, steht.

Im März 1834 kam G. H. Walker und im Mai desselben Jahres Byron Kilbourn von Connecticut

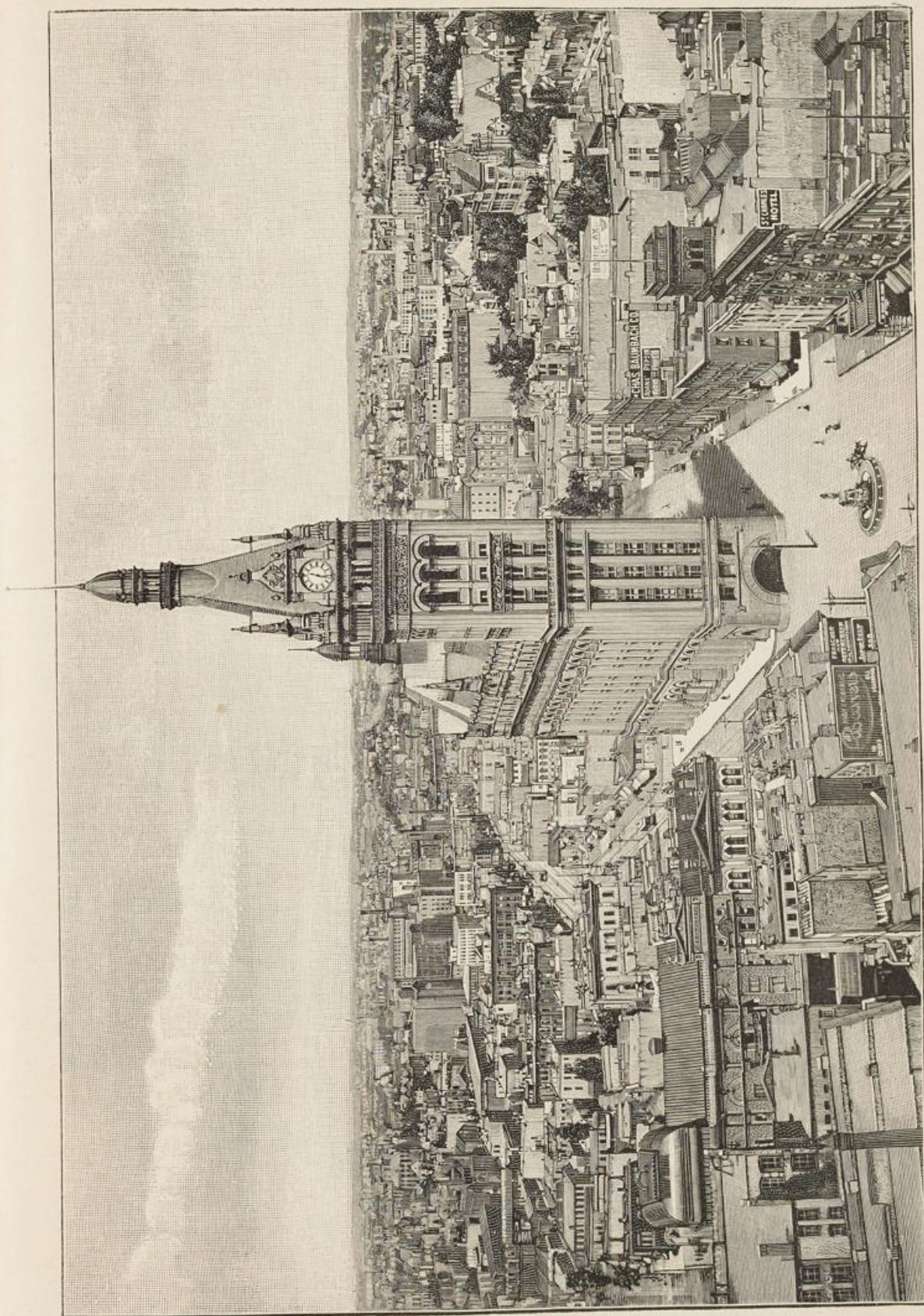
nach Milwaukee, um sich mit Salomon Juneau in die Herrschaft zu teilen, da im Frühling 1835 das den Indianern geraubte Land vom Landamt in Green-Bay auf den Markt gebracht und zum größten Teile von jenen drei Männern,



der Begründer Milwaukee's.



Milwaukee im Jahre 1820.



Milwaukee mit der neuen Stadthalle.

höchst wahrscheinlich zu einem Spottpreise, angekauft wurde.

Nun entfaltete sich ein „Bum“, das heißt ein plötzlicher Zuzug von Ansiedlern, wie er auch heute noch gelegentlich der Eröffnung eines neuen Territoriums vorkommt. Fabelhaft stieg das Grundeigentum im Preise, trotz des überall vorhandenen unbebauten Landes, so daß Bauplätze von 1000 bis 5000 Dollars verkauft werden konnten; für jene Zeit und jene Verhältnisse eine enorme Summe. Aus allen Staaten des Ostens und Südens strömten neue Zuzügler nach dem alten Mahn-a-wau-kie, und Milwaukee wie der ganze Staat Wisconsin waren in aller Munde. Lebensmittel, die zu Schiff teils von den oberen Ansiedlungen, teils vom Osten kamen, hatten einen im Verhältnis zu unsrer Zeit sehr hohen Preis, und hauptsächlich Bodenprodukte wurden teuer bezahlt. So kostete Weizen, das in den letzten Jahren den Preis von 25 bis 40 Cent per Bushel hielt, per Bushel 2 bis 2 $\frac{1}{2}$  Dollars. Einen weiteren Begriff von der Steigerung aller Bedürfnisartikel und, damit verbunden, der Arbeitskräfte, erhält man, wenn man hört, daß G. H. Walker für Bretter, die er zum Bau eines Warenschuppens gebrauchte, 75 Dollars per Tausend bezahlen mußte, ein Preis, der heute um das Vierfache niedriger ist, ganz abgesehen davon, daß damals das Rohmaterial so gut wie gar keinen Wert hatte.

Der erste Deutsche, der sich in Milwaukee niederließ, war ein Drechsler aus Detroit Namens Meyer; seine Nachkommen sind heute noch in Milwaukee ansässig. Nach und nach siedelte sich eine stattliche Anzahl Deutscher der verschiedensten Berufsclassen im jungen Milwaukee an, stetig wuchs der Zuzug, und heute haben die Deutschen die Majorität im Staate wie in der Stadt.

Die erste Zeitung, „Milwaukee Advertiser“, erschien im Herbst 1835. Im Jahre 1837 siedelte sich der schon vorerwähnte Matthias Stein, ein Büchschmied, auf dem ehemaligen heiligen Berge der Indianer an, wo er in einem kleinen Häuschen seinem Geschäfte mit den Ansiedlern und Indianern oblag. Bunt und wechselvoll waren die Erzählungen des nun dahingegangenen Greises, wenn er von seinen jungen Tagen am Mahn-a-wau-kie, von seinen Jagd- und Streifzügen mit den Indianern berichtete, und beim Glas Bier habe ich oftmals seinen Worten gelauscht.

Ein reges Geistesleben entwickelte sich von Anfang an unter den aus Angehörigen aller Nationen zusammengesetzten Bewohnern des jungen Milwaukee. Schon 1836 tauchte die Idee zur Gründung einer „Milwaukee Academy of Sciences and Literature“ auf, und 1844 erschien die erste deutsche Zeitung. Ihr folgte bald eine zweite, und so besaß Milwaukee schon 1851 zwei täglich erscheinende deutsche Zeitungen, deren eine noch heute als eines der leitenden Blätter im Staate gilt.

Ich übergehe die weiteren Entwicklungsphasen der letzten zwanzig Jahre, um nur noch einige Worte über die heutigen Zustände zu sagen.

Es ist gewiß als eine großartige Leistung amerikanischer Energie und deutschen Strebens zu bezeichnen, wenn in etwa sechzig Jahren aus einer Wildnis, aus Sumpf und Morast eine Stadt von 250 000 Einwohnern entstehen konnte. Der Staat Wisconsin ist heute auf mehrere hundert Quadratmeilen vollständig kultiviert, obwohl noch der weitaus größte Teil an Flächeninhalt wilden Urwald bildet. Milwaukee hat die alten Ansiedlungen Green-Bay und Prairie du Chien weit überflügelt und ist die größte Stadt im Staate. Einen riesigen Aufschwung gewann sie während der letzten fünfzehn Jahre. Dort, wo noch vor wenigen Jahren, inmitten der Stadtgrenzen, vereinzelte Haferfelder zu sehen waren, wo der Jäger zur Herbstzeit an den vielen zerstreut liegenden Teichen und

Lümpeln Wildenten und Schnepfen schießen konnte, da erheben sich heute stattliche Wohnhäuser, und durch die mit Fieberholzblöcken gepflasterten Straßen läuft die elektrische Straßenbahn. Der Verkehr der Eisenbahnen nach allen Himmelsrichtungen, von fünf Linien vermittelt, ist ein kolossaler, was die weit ausgedehnten, bis in das Herz der Stadt reichenden Anlagen beweisen, wie auch der Hauptbahnhof inmitten der Stadt sich befindet.

Durch zwei Dampferlinien werden der Michigan-Lake, sowie die oberen Seen befahren, die die Stadt mit den reichen Schätzen des Waldes und der Berge aus dem nördlichen Wisconsin und Michigan, wie Holz, Kohlen, Eisen, Kupfer versorgen. Da, wo ehemals der Indianer am Ufer des Mahn-a-wau-kie sein Wigwam aufgeschlagen hatte, wird heute die ungeheure Fracht der großen, den Ozeandampfern nichts nachgebenden Schiffe des Michigan-Sees gelöscht. Der zu einem tiefen Kanal erweiterte Milwaukee-River, der von Norden nach Süden den Kern der Stadt durchfließt, gestattet den großen Dampfern eine Einfahrt bis an die inmitten der Stadt belegenden riesigen Docks; große, elektrisch betriebene Drehbrücken erlauben die Durchfahrt. Einen großen Seehafen vermeint man vor sich zu haben, wenn das Auge den Wald von Masten überblickt.

Theater, Kunst und Wissenschaft haben in der deutschen Stadt Amerikas eine Heimstätte gefunden. Drei englische und ein deutsches Theater bieten dem Publikum eine Fülle der mannigfaltigsten Genüsse, und alle Größen des Geistes und der Kunst pflegen auf ihren Amerikareisen in Milwaukee Station zu machen. Eine öffentliche Bibliothek, sowie eine ebenjohle Bildergalerie und ein Museum stehen jedermann zur unentgeltlichen Verfügung. Alljährlich im Herbst finden eine industrielle, sowie eine landwirtschaftliche Ausstellung statt, die mit jedem Jahre eine reichere Besichtigung erfahren. Der Geselligkeit dienen Duzende von deutschen Gesangs- und Turnvereinen. Der geschäftliche Verkehr entwickelt sich, wie ja nicht anders zu erwarten, in englischer Sprache, doch sind wenigstens 50 bis 60, wenn nicht noch mehr Prozent der Bevölkerung der deutschen Sprache mächtig, die auch in den öffentlichen Schulen gelehrt wird. In fast jedem Geschäfte, in fast allen Handlungshäusern, die größtenteils von Deutschen betrieben werden, ist das Deutsche neben dem Englischen gebräuchlich, und so wird die Unkenntnis des Deutschen als ein ebenso großer, wenn nicht als ein größerer Fehler betrachtet als die Unkenntnis der englischen Sprache. In jüngster Zeit wurde der Versuch gemacht, die deutsche Sprache aus dem Unterrichtsplane der öffentlichen Schulen zu verdrängen, aber die diesbezüglich veranstaltete Umfrage ergab das den Fragestellern sehr verdrießliche Resultat, daß die überwältigende Majorität der nicht deutschen Eltern sich für den Unterricht ihrer Kinder in der deutschen Sprache entschied. So hat auch in diesem Falle Milwaukee seinen Ruf als „deutsche Stadt Amerikas“ bewahrt.

### S p r ü c h e.

Die heiligsten Momente auf Erden  
Wollen gesammelt genossen werden;  
Lasse dich nie von Aufwinden  
Um ihren inneren Segen bringen!

\*

Das große Glück, das du erreichst,  
Virgt in sich die Enttäuschung leicht,  
Während ein kleines dir so oft  
Mehr Freuden giebt, als du erhoffst.

A. Stier.

## Sagen vom Kaukasus.

Von

Gregor Dadian.

## II.

## Die stumme Fatima.

Niemand hatte Fatima reden hören, nicht einmal vor dem Priester, der ihren Mund mit Sahaf Beklarjan gesegnet. Ihre süßen Lippen waren fest geschlossen geblieben, und nur ein zustimmendes Neigen ihres schönen Hauptes war das Zeichen ihrer Einwilligung.

Sahaf Beklarjan führte sein junges Weib in das Haus seines Vaters, wo es nicht nur von diesem, sondern auch von seinen Brüdern, deren Frauen und Kindern auf das herzlichste bewillkommen wurde. Eintracht und Friede hatten allezeit im Hause Beklarjans ihren Wohnsitz aufgeschlagen, und Fatimas Gemach, obgleich das kleinste auf dem Gehöft, war herrlich geschmückt mit mancherlei Zierat an den Wänden und mit kostbaren persischen Teppichen belegt. Sahaf hatte ein hoch mit Sammet, Seide, Schmuck und Karden beladenes Kamel von Tiflis heimgebracht, die Geliebte zu erfreuen und ihre herrlichen Glieder in die kostlichsten Stoffe zu hüllen.

Fatimas Schönheit erregte bald den Neid ihrer Schwägerinnen, noch mehr aber that dies Sahafs Liebe, die seine Grenzen zu kennen schien. Bewundernd folgten ihr seine Mide, wenn sie, die verkörperte Anmut, schwebenden Ganges die Gartenpfade wandelte. Mit ängstlicher Sorge hielt er sie von jeder ihm unwürdig scheinenden Beschäftigung zurück. Während Sahafs Schwestern und die Gattinnen seiner Brüder bisweilen wenigstens an den Gartenarbeiten sich beteiligten, blieb Fatima in den Frauengemächern, damit nicht die zarte Weiße ihrer Haut durch der Sonne Glut Schaden erleide.

Aber trotz der großen Liebe ihres Gatten, mit welcher er ihr jeden Wunsch zu erfüllen bemüht war, machte die junge Frau nicht den Eindruck einer Glücklichen. Gar bald zeigte sich in ihrem Gang etwas Müdes, und ihre Bewegungen verrieten nichts mehr von Anmut und Elastizität, wie ihre Augen jenes strahlenden Feuers entbehrten, dessen verräterische Glut seinen Weg auch durch den Schleier orientlicher Schönen findet. In der Einsamkeit verbrachte sie ihre Tage, und neugierige, argwöhnische Lauscherohren vernahmen nicht selten in Fatimas Gemach ein Seufzen und Stöhnen, das von den Lippen einer Verzweifelnden zu kommen schien.

Keine Frage, Sahaf Beklarjan hatte nicht wohlgethan, die schöne Fatima als sein Weib in das Haus seines Vaters zu führen. Wer war sie? Unzweifelhaft eine aus dem Geschlecht der Dschinnen, und zwar der bösen. Sahaf wollte sie, als er sie zum erstenmal gesehen, schlummernd unter einem blütenbedeckten Fichtbaum in dem Garten eines großen, prächtigen, von einem Säulengang umgebenen Hauses, unweit des Weges von Tiflis, gefunden haben. Niemand hatte das von ihm geschilderte Haus je zuvor gesehen, und Sahaf selbst fand nachmals keine Spur desselben mehr. Das änderte aber an seiner Liebe zu dem jungen Weibe nichts, es hatte vielmehr den Anschein, als ob seine Leidenschaft nur im Wachen begriffen sei. Sie machte ihn krank und bleich, in seinen Augen loderte ein unheimlich düsteres Feuer, das man vorher nie darin erblickt hatte, und nicht lange dauerte es, so neigte man in dem Gehöft Beklarjans zu der Meinung, daß die junge Frau des Sahaf diesem und den Seinen Unheil bringe. Das Vieh erkrankte, die Früchte des Feldes verdarben, und die Unternehmungen der Söhne des Hauses waren nicht mehr von glänzenden Erfolgen gekrönt. Man wollte die

Ueber Land und Meer. III. Ost-Heft. XIV. 11.

Wahrnehmung gemacht haben, daß Fatima dem Eisen ausweide, und daß das Wort Hadib (Eisen) sie erschrecke,\*) und man beehrte von dem Patriarchen des Hauses, daß er einen weisen Mann um Rat befrage, wie weiterem Unheil zu wehren sein möge.

Lange Zeit blieb Wieray Beklarjan taub gegen alle Einflüsterungen. Fatima gefiel seinen Augen wohl, und ihre Herzengüte, die er oft erprobt, erfreute seine Seele. Sollte doch auch Balkis, die herrliche Königin von Saba, die durch ihre Weisheit die Bewunderung Salomos erregt, von einer Dschin geboren sein. Fatima zeigte sich außerdem als eine gläubige Christin. Schließlich aber konnte ihm die Veränderung, welche mit seinem Lieblingssohne Sahaf vorgegangen war, nicht verborgen bleiben, und bange Sorge erfüllte ihn. Auf die Frage nach seinem Kummer gab Sahaf nur ausweichende Antworten.

Da begann auch Wieray ernstlichen Befürchtungen sich hinzugeben, und er beschloß, dem Drängen seiner Angehörigen nicht länger auszuweichen, sondern gen Erivan zu pilgern, um dort dem Melik, der sich eines großen Ansehens im weitesten Umkreise erfreute, seine Kummernisse vorzutragen und ihn um Rat zu befragen, wie derselben abzuhelfen sei.

Der Melik empfing den ihm wohlbekannten Wieray mit herzlichster Freude und bat ihn, vor allen andern, die bereits in früher Morgenstunde im Vorhause seiner harreten, um Sprüche der Weisheit aus seinem Munde zu hören oder seinem strengen Richterspruch sich zu beugen, sein Anliegen vorzutragen. Demütig begann der Patriarch des Hauses Beklarjan:

„Mächtiger Gebieter! Zwar bin ich weniger als Staub vor dir, aber deine Güte und Menschenfreundlichkeit kennet keine Grenzen. So wagt dein demütiger Knecht, seine Augen zu dir zu erheben und dich zu bitten, ihm zu gestatten, daß er dir die Kummernisse, in welchen er versunken ist, vortrage und um Hilfe und Rat in seinen Nöten ansehe.“

„Sprich offen, mein Sohn — ich will dir Rede stehen. Einer aus dem Hause der Beklarjan soll nicht ungetröstet von dannen gehen,“ lautete die milde Entgegnung.

Wieray begann dem Melik ausführlich den Grund seines Kummerns vorzutragen. Aufmerksam folgte dieser seinen Worten, und noch lange, nachdem der greise Hauspatriarch seine Mitteilungen beendet, saß er in erstem Sinnen verloren.

Endlich hub er an:

„Neige dein Ohr zu mir, damit ich dir künde, wie dir und deinem Hause zu helfen sein möchte. Das Weib deines Sohnes ist nicht stumm. Ein mächtiger Zauberer hat es ihr angethan, um sich zu rächen, weil sie mit Absehen sich von ihm gewendet. Ihr Leib beherbergt eine Schlange vom Ararat, die beim ersten Worte, das sie sprechen wird, ihren Lippen ent schlüpft und den geliebten Gatten tötet.“

„Nimm ein Gefäß mit geweihtem Wasser und verbirg dich abends im Gemach des jungen Paars. Sobald dieses eingeschlafen ist, überschütte das Haupt der jungen Frau mit diesem Wasser. Erschreckt wird sie einen Schrei ausstoßen und die Schlange ihren Lippen ent schlüpfen. Halte dein gutes Schwert bereit, dieser den Kopf abzuschlagen, ehe sie deinen Sohn mit tödlichem Biß verwundet. Laß es dir aber niemals einfallen, deine Schwiegertochter nach ihrem Herkommen zu fragen. Sie ist von edler Abkunft, Segen ruhet auf ihrem Haupte und mehret, was ihre Hände berühren.“

Sinnend ritt Wieray heimwärts, die Worte des Meliks sorgsam erwägend.

Nachdem der Abend hereingebrochen war und alles im Hause sich zur Ruhe begeben hatte, schlich er, in der einen

\*) Die Dschinnen haben einen großen Abhau gegen Eisen.

Hand ein Gefäß mit geweihtem Wasser tragend, in der andern ein blitzendes Schwert, in das Schlafgemach des Sohnes und der Schwiegertochter. Beide waren vom Schlaf der Stunden vor Mitternacht befangen.

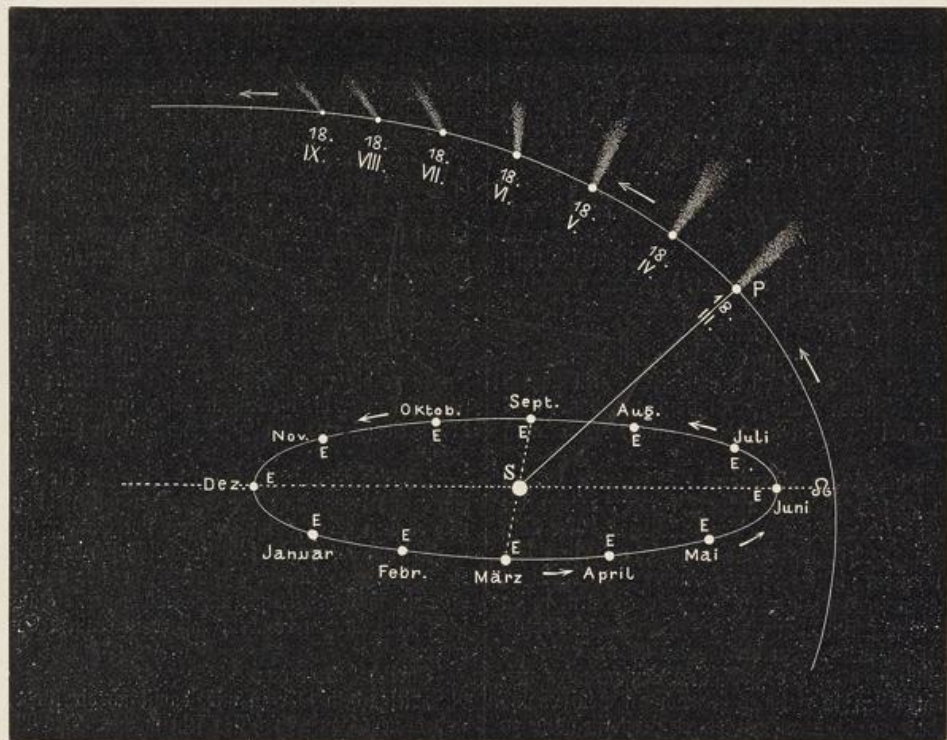
So trat Wieray zu Häupten der Lagerstätte und that, wie ihm der Melik geboten.

Ein Schrei entschlüpfte Fatimas Lippen, und züngelnd schoß eine Schlange empor, dem Haupte Sahals sich zuwendend. Doch schon schwang Wieray sein Schwert, hoch auf spritzte ein Strahl schwarzen Blutes, und der Kopf der Schlange flog gegen die Wand.

Damit war der böse Zauber gebrochen und Fatima erlöst.

Im Hause Beklarjans aber herrschte fortan nur Friede und Freude. Alle Unternehmungen glückten, das Vieh gedieh

19. März dieses Jahres von Mr. Perrine auf der Vid-Sternwarte in Kalifornien entdeckt. Am 21. März wußten es bereits sämtliche Sternwarten Europas, und man beeilte sich, zu Zwecken der Bahnberechnung des Kometen ihn sorgfältig zu beobachten. In Hamburg waren es Dr. K. Schorr und Dr. H. Ludendorff, in Kremsmünster Professor J. Schwab, in Kopenhagen C. F. Pechule, in Bamberg Dr. Hartwig, in Wien Dr. J. Bidschof, in Straßburg Sobold und in Pola Stodert, die den Kometen beobachtet und die Resultate der Beobachtung sofort bekannt gegeben hatten. Alle stimmten darin überein, daß die Helligkeit sehr bedeutend, die Geschwindigkeit eine relativ beträchtliche war. Nur in der Angabe des Schweifes gingen viele auseinander. In Hamburg wurde seine Länge zu



Die Bahn des neuen Kometen in ihrer Lage zur Erdbahn.

Entworfen nach den Bahnelementen der Wiener Sternwarte von Josef R. Ehrlich.

vortrefflich, und die Früchte des Feldes trugen hundertfältig. Sahal und Fatima aber sahen Kinder und Kindeskinde um sich her erblühen und erfreuten sich eines reich gesegneten Alters.

### Der neue Komet.

Seit Beginn des Frühlings 1898 verfolgen die Sternwarten diesseits und jenseits des Ozeans einen Kometen, der den Erdbewohnern gewiß als prächtiges Phänomen erscheinen würde, wenn die Erde gegenwärtig etwa dort stünde, wo sie im Juli sich befindet. Jetzt kann man den Kometen mit einem einfachen Opernglas im Sternbilde der „Andromeda“ erspähen. Im Fernrohre zeigt er einen sternartigen Kern, der einen gestreckten Schweif von einem Grad Länge nach sich zieht. Der Komet wurde am

11 $\frac{1}{2}$  Bogenminuten angegeben, während Dr. Hartwig am Heliometer der Sternwarte in Bamberg die Länge des Schweifes mit 1 Grad und dessen Breite am Kopfe mit 2 Bogenminuten taxierte. Ja, auf einer und derselben Sternwarte, wie zum Beispiel in Wien, haben zwei Astronomen verschiedene Angaben über den Schweif gemacht. Dr. Bidschof sah ihn am Äquatorialcoudé 10 bis 12 Bogenminuten lang, während Dr. Goltschek an einem kleineren Fernrohre, einem sogenannten „Sucher“, den Schweif als 1 Grad lang bezeichnete. Aus den zahlreichen Beobachtungen leiteten dann die Astronomen unabhängig voneinander die Bahnelemente des Kometen ab, die nur unwesentlich voneinander abwichen. Endgültiges hierüber lieferte die Zentralstelle in Kiel in ihrem Zirkular Nr. 4 von H. Kreutz.

Wir entnehmen daraus, daß der Komet ungefähr zwei Tage vor seiner Entdeckung, das ist am 17. März, 10 Uhr



30 Minuten abends mittlerer Berliner Zeit, sein Perihel, das heißt seine Sonnennähe, passierte. Der Abstand des Perihels vom „aufsteigenden Knoten“, das ist von demjenigen Punkte, wo der Komet sich über die Erdbahnebene erhob, beträgt 47 Grad 34 Minuten 12,1 Bogensekunden. Der Ort, wo der aufsteigende Knoten auf der Erdbahnebene sich projiziert, liegt in 262 Grad 33 Minuten 59,6 Bogensekunden. Der Winkel, den die Kometenbahn mit der Erdbahn einschließt, mit andern Worten die „Neigung“, beträgt 72 Grad 27 Minuten 48,1 Bogensekunden. Der kürzeste Abstand des Kometen von der Sonne ist um  $\frac{1}{10}$  größer als der Abstand der Erde von der Sonne.

Diese abstrakten Angaben gewinnen durch beistehende Zeichnung lebendige Anschauung; die kleine Ellipse stellt perspektivisch die Erdbahn vor. Der Punkt September E, der dem Punkte März E gegenüberliegt, ist der sogenannte Widder- oder Frühlingspunkt, von dem aus die Zählung der Grade in der Richtung der Pfeile beginnt. Hat man 262 Grad gezählt, so trifft man den Punkt S, wo der „aufsteigende Knoten“ sich befindet. Hier also hätte sich der Komet, von unten kommend, über die Erdbahnebene erhoben. Ungelesen von den Astronomen, näherte er sich in raschem Fluge dem Perihel P, das er in der Nacht vom 17. auf den 18. März passierte. Am 18. sah der Beobachter in E März den Kometen in  $\frac{18}{III}$  und, wie man sieht, rechts von der Sonne, also vor Sonnenaufgang. Im laufenden Monat April sieht der Beobachter in E April den Kometen in  $\frac{18}{IV}$ , also bedeutend höher als im März. Zugleich aber merkt man, wie der Komet von der Sonne S und der Erde E sich langsam entfernt. Am 26. April beträgt sein Abstand von der Sonne 1,276 Erdbahnhalbmesser (189,7 Millionen Kilometer), der von der Erde 1,800 Erdbahnhalbmesser. Auffindbar ist er im Sternbild der „Kassiopeia“ in 2 Grad 16 Minuten und 30 Bogensekunden gerader Aufsteigung und 48 Grad 28,7 Minuten nördlicher Deklination. Im Mai sieht der Beobachter den Kometen in  $\frac{18}{V}$  im Juni in  $\frac{18}{VI}$ . Die Bewegung verlangsamt sich bei rasch abnehmender Helligkeit. Von Juli ab dagegen giebt die Erde, wie man aus der Zeichnung ersieht, dem Kometen das Geleite in die Unendlichkeit; denn da die Bahn eine Parabel ist und auf der dem P entgegengesetzten Seite nicht schließt, so kehrt der Komet auch nie zu unserm Sonnensystem zurück. Der Komet Perrine ist einer jener kosmischen Abenteurer, die von Sonne zu Sonne wandern, bis sie, von einem großen Trabanten aus der Bahn gelenkt, dem einen oder andern Sonnensysteme einverleibt werden.

Josef N. Gerlich.

### Wilder Trieb.

Sie suchenden Finger streckst du aus,  
Du grüne Rebe vor meinem Haus,  
Möchtest halten und fassen,  
Was sich nicht halten will lassen.

Sie nennen's einen wilden Trieb,  
Sie stützen ihn, den Trauben zulieb;  
Ich habe es nachgesprochen  
Und manche Ranke gebrochen.

Aber dies Jahr geb' ich's nicht zu,  
Suche du nur, ich mach' es wie du,  
All meine besten Gedanken  
Sehnen, suchen und ranken!

Robert Waldmüller.

## Der schwarze Ritter.

Von

S. v. Göhdendorff-Grabowski.

Die Fürstin Myra Kolljassow verlebte alljährlich einige Wintermonate in Berlin. Das hatte verschiedene Gründe. Es gefiel ihr weder in Petersburg noch auf ihren Besitzungen in der Krim; sie liebte Rußland gar nicht — sie haßte es! Sie war eine geborene Berlinerin und von dem reichen russischen Fürsten, dem sie verschiedentlich auf Hofbällen begegnet war, um ihrer wundervollen, seltenen Schönheit willen erwählt worden. Natürlich durfte sie nicht „nein“ sagen. Sie war ein blutarmes Mädchen, die Vorjüngste von acht Geschwistern, und konnte sich aus ihrer Armut um so weniger durch eigne Kraft herausarbeiten, als eine Grafentronne über ihrem wunderschönen dunkeln Haupte schwebte.

Comtesse Myra Hildhausen herrschte zwei Saisons hindurch als Königin der Schönheit, fand übermäßig viele Verehrer und keinen ernstlichen Freier und verwandelte sich vor Beginn der dritten Saison in die Fürstin Myra Kolljassow, die über Millionen zu verfügen hatte. Das heißt, ihr Gatte hatte darüber zu verfügen. Er war kein sehr gemüthlicher Herr, der Fürst Dimitrij Kolljassow; er war launenhaft und tyrannisch. Myra mußte List und Koketterie, mußte zahllose, im Grunde unwürdige kleine Tricks anwenden, um ihn bei gutem Humor und offener Tasche zu erhalten. Nichtsdestoweniger war sie mit ihrem Loß zufrieden.

„Du weißt, daß ich kein Herz habe, Mama, daß ich die Liebe nicht kenne, nicht an ihre Existenz glaube, — daß ich immer nur danach strebte, einen reichen Gatten zu angeln, viel Geld ausgeben und jede meiner Launen befriedigen zu können,“ sagte sie in vertraulichen Gesprächen zu ihrer Mutter, der alten Gräfin, die im Tiergartenviertel eine hübsche, standesgemäße Wohnung innehatte, deren Miete aus Väterchen Dimitrijs Tasche floß.

Die alte Gräfin war eine kleine, ängstliche Dame, die sich so ziemlich vor allem — und mehr als vor irgend einem andern Dinge der Welt vor ihrem Schwiegerohn, dem Fürsten Kolljassow, fürchtete. „Ich begreife nicht, wo Myra den Mut hergenommen hat, ihn zu heiraten!“ äußerte sie gelegentlich zu ihrer altvertrauten Kammerfrau, „und wie ich überhaupt zu einer solchen Tochter gekommen bin! Es ist wirklich, als sei Hexerei dabei im Spiele gewesen. Vergleichen Sie nur selbst meine andern Kinder, insbesondere meine Jüngste, Comtesse Melitta, mit der Fürstin Kolljassow, liebe Schmiedek.“

Die „liebe Schmiedek“ dachte auch, daß die Fürstin eher ein Teufel als ein Weib sei; aber sie hielt küglich den Mund.

Comtesse Melitta war das einzige der acht Kinder, das bei der Mutter geblieben, zur Pflege und Gesellschaft. Die andern hatte man, soweit es Mädchen waren, vorteilhaft unter die reichen Verwandten verteilt; jedes besaß sein niedliches

Solmstalenten, mittels dessen es die ihm ererbte Wohlfruchtbarkeit gewissermaßen bezaubert konnte. Melina allein war absolut talentlos und bei weitem nicht so geschmeidig wie ihre Schwestern, sondern eher ein bißchen hart. Vielleicht hatte sich die alte Gräfin gerade deshalb an sie am meisten angehängt. Auf Melina konnte sie sich in jedem Sinne stützen, und im Verkehr mit ihr entwickelte das Mädchen eine liebevolle Zärtlichkeit, welche die alte Frau bei ihren übrigen Stiebsen vermehrte.

Von den Geschwistern wurde die Jüngste als eine Art Nebenbühlerin angesehen und in keiner Hinsicht für voll genommen. Die Kinder allerdings wählten ihre bescheidensten Leistungen zu folgen, wenn sie aus ihren verschiedenen Offizierskassen auf Urlaub kamen, und nannten sie herzlichstend „ein gutes Ding“. Das war aber auch alles. Ganz anders imponierte ihnen Maria, das „Glückselige“!

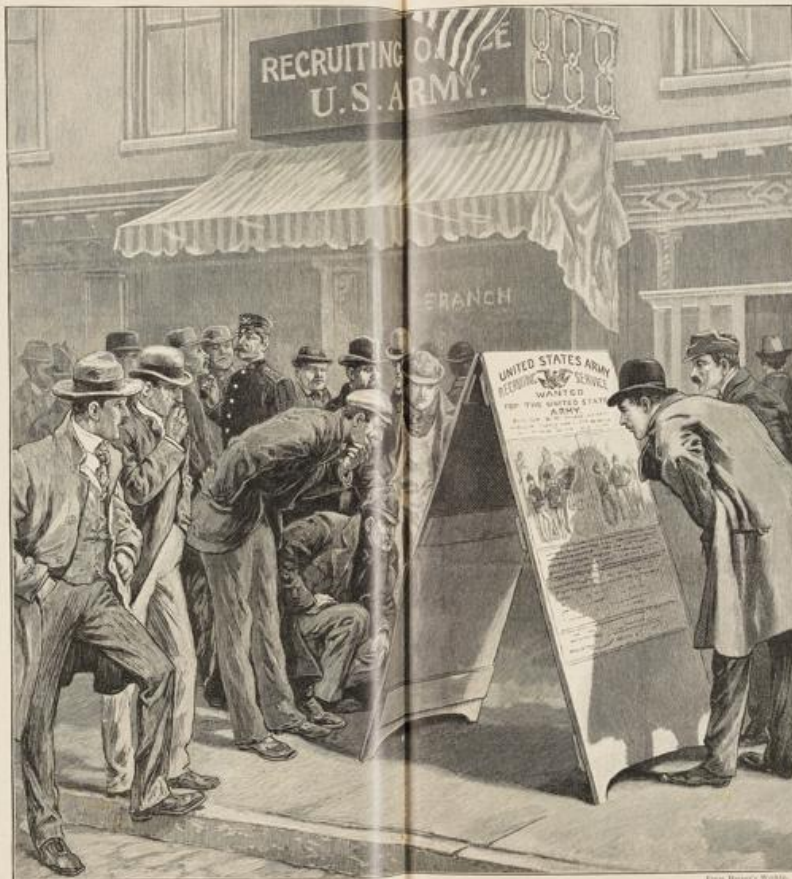
Die alte Gräfin allein konnte nicht daran glauben, daß Maria glücklich sei, und fragte öfters während ihres zärtlichen Aufwartens in der Ziergartenvilla immer wieder mit mütterlicher Beforgnis über die Einzelheiten ihres Lebens und über des Jahrs ihres Gemüthes aus, erriet aber allmählich den geheimen Schmerz: „Ich bin mit meinem Vele vertrieben.“

Häufig Maria sprach die Wahrheit: sie hatte kein Ders. Die alte Gräfin sagte es sich auch heute wieder, als sie mit ihrer schönen, erst vor wenigen Tagen aus Petersburg eingetroffenen Tochter am abendlichen Theerische saß.

Maria hatte von ihren Geschwistern, ihren Töchterchen gesprochen, hatte in ihre kleine Geschichte von Männern, die aus Leidenschaft für sie die tollsten Streiche ausgeführt hatten und zum Teil darüber zu Grunde gegangen waren, erzählt, während die furchtsamen Augen der alten Gräfin sich vor Entsetzen immer weiter öffneten.

Maria lachte hart, schob die und da ein Stückchen Pasternak zwischen die Lippen weichen Lächeln und warferte mit dem Theerische ein paar Takte aus „Madame Kagot“ auf dem Tafelstunde. „Es ist nicht anders, Mama! Daß der arme Marcel d'Andem im Duell fallen mußte, ist nicht meine Schuld. Warum ersparte er Dimitri durch seine allzu offensbare Anhängen meiner Person?“

„Weil du eine Stoffete bist!“ sagte



Copyright 1908 by Harper & Brothers.

Szene vor einem Rekrutierungsbureau in San Francisco. Nach einer Zeichnung von W. H. Rogers.

From Harper's Weekly.

Melina, die gerade durch das Zimmer ging. „Weil du mit deinen Mitmenschen wie mit Marionetten spielst. Sage mir, daß das verwerflich ist. Warum! Hast dich nie ein einziges Mal überdacht?“

„Melina hat recht.“ befragte die alte Dame, durch den Gifer ihrer Lieblingsnichte angefaßert. „Der arme Marcel! Er war so hübsch in seiner weißen Uniform! Had aus seinem ersten braunen Augen sprach so viel Liebe für dich!... Ich glaube, er wird dir in deiner letzten Stunde erwidern, Maria — wenn anders möglicherweise, von denen ich nicht weiß —, und dir das Stechen schmer machen.“

„Dart eine Recalpredigten!“ rief die Gräfin ärgerlich. „Ich bin Herrin meines Lebens und frächtige dessen Bestimmungen nicht. Ich fürchte nur zwei Dinge: das Alter und den Verfall — und mit denen leben hat es nach gute Wege.“

Durch die den Nebenmann abschließendes Inspektorischen Vertreten schied sich jetzt das zehnte Regiment der französischen Armee.

„Wunderschöne Fräulein, der Goffen!“

Er sagt, er werde nicht länger warten. „Es hat den Menschen in der Zeit lange warten lassen, Maria, beehrte die alte Gräfin schloßten.“

„Wunderschön, Mama! Ein Goffen ist kein Mensch. Und das Bismarck muß er gelernt haben: 'est son maître!' Ich werde nicht daran, diesen Treue zu verlassen, bevor ich meine zweite Tasse mit Wein zu mir genommen.“

Am Nebenzimmer, dem Kaffeezimmer der Gräfin, herrschte ein munteres Durcheinander. Die schimmernden Glanzlichter des Kaffeezimmers, in dem die kleine Frau auf dem heutigen Gesellschaftstische glänzen wollte, lagen über alle Möbel verstreut. Bei dem Toilettenisch konnten bereits die Hochheften in den hohen Stuhlstühlen, und der Goffen stand in beständiger Bewegung daneben. Seine orientierten Blinde erhoben sich erst, als in seiner Nähe das Rauchen eines Frauenzuges hörbar wurde. Melina war in ihrer geschäftlichen Art eingetreten.

„So thut mir sehr leid, daß Sie so lange warten müssen; Sie hätten Platz nehmen sollen.“ sagte sie freundlich.

„Wunderschöne Comtesse sind ja gültig. Ich hoffe, daß die Frau Gräfin bald über mich verfügen wird, da meine Zeit in fünfzehn Minuten abgelaufen ist.“

Was für ein angenehmes Organ der Mann hatte. Und wie gentil er ausah in seinem schwarzen Anzuge. Irene würde ihn als „Gilde Harold“ malen, sagte Melitta, an die begabteste unter ihren Schwestern und an deren Vorliebe für Byronische Gestalten denkend, zu sich selbst und betrachtete sekundenlang mit rein objektivem Interesse die hohe, elegante Gestalt, das blasse, ovale Antlitz mit dem gedankenvollen Zuge um Augen und Lippen.

Vielleicht war auch dieser Mann, wie so viele Stiefkinder des Schicksals, zu Höherem geboren und litt unter der Sklavenkette, die ihn niederhielt.

„Ihr Beruf ist nicht leicht,“ bemerkte sie zögernd.

Ueber sein Antlitz ging der Schimmer eines Lächelns. „Er hat auch seine Lichtblicke,“ erwiderte er, und obgleich sein Ton sehr respektvoll blieb, so sagten doch seine sprechenden braunen Augen recht deutlich: du bist einer dieser Lichtblicke!

Melitta fühlte, wie sie errötete; ihr Antlitz nahm einen abweisenden Ausdruck an. Sie wandte sich zum Gehen und sagte kühl, ohne ihn noch einmal anzusehen: „Ich werde die Frau Fürstin davon unterrichten, daß Ihre Zeit beinahe um ist.“ Dann verschwanden die anmutige Gestalt, das feine, seelenvolle Gesicht, die so viel unerlaubte Bewunderung in des Mannes Augen entzündet, und gleich darauf raufchte die Fürstin Kolljassow ins Zimmer. Sie blickte nicht den Coiffeur, sondern sich selbst an, während sie, vor dem Spiegel sitzend, ihre Befehle gab.

„Ich wünsche eine zur Kleopatra-Maske passende Frisur,“ sagte sie nachlässig. „Hat man Sie davon unterrichtet?“

„Ich bin durch den Herrn Hoffriseur genau instruiert, gnädigste Fürstin.“

Entfesselt sinkt die Flut des rabenschwarzen Haares über das schneeweiße Morgenkleid herab. Mit solchem Material läßt sich etwas anfangen. Bald ist die klassische Frisur, zu welcher er die bereitliegenden Goldstreifen kunstgerecht verwendet, auf dem schönen Kopfe arrangiert. Fürstin Myra ist eine vollendete Kleopatra, als sie eine Stunde später zum Abschiednehmen die Zimmer der alten Gräfin betritt. Ihr Anzug ist blendend schön und kostbar — er ist auch bis ins kleinste getreu nach Pariser Kostümbildern angefertigt.

Die alte Gräfin findet ihn zwar ein wenig herausfordernd, aber sie erfährt darauf von ihrer klugen Tochter, daß sie altmodisch sei und vom Geiste der Neuzeit keine Ahnung habe.

„Andre zeigen noch weit mehr von ihrem Körper als ich, ohne von der Natur in gleichem Maße bevorzugt zu sein,“ sagt Fürstin Myra, schon im Weggehen, verdrießlich. „Dimitrij äußerte es noch neulich.“

\*

Das fashionable Maskenfest hat bereits seinen Höhepunkt erreicht, als Kleopatra das Gesandtschaftshotel betritt. Sie ist in ihrer eignen, eleganten Troika — man kennt dieselbe in ganz Berlin, da die Fürstin auf Wunsch ihres Gatten stets dreispännig fährt — dorthin gelangt und mit Auszeichnung empfangen worden. Huldigte man ihr

schon, als sie noch die arme Comtesse Hildhausen war, so herrschte sie jetzt als reiche, unabhängige Frau noch unumschränkter in der Welt des Glanzes und der Schönheit.

Das Kleopatra-Kostüm der Fürstin — die trotz ihrer schwarzen Halbmaske sofort erkannt wird und auch erkannt werden will — erregt allgemeine Bewunderung, um so mehr, als es so ganz dem Charakter ihrer gefährlichen, berückenden Schönheit entspricht. Fürstin Myra muß zahllose Schmeicheltreden anhören, in denen viel Uebertreibung und wenig Geist zu finden ist. Sie vergnügt sich nur in der ersten halben Stunde daran; die Gewohnheit jahrelanger gesellschaftlicher Triumphe hat ihre Empfindungsfrische abgestumpft, und sie sieht mit Entsetzen — noch ahnt es niemand! — den Dämon des Lebensüberdrußes heranschleichen. Noch nicht! Noch ist es nicht so weit! sagt sie zu sich selbst. Noch habe ich Freude an meinen Diamanten, am Tanze, am — Spiel mit Herzen!

„Tanzen wir!“ sagt sie zu ihrem Cavalier, als soeben ein elektrifizierender Straußwalzer einsetzt. Und dann bemerkt sie, daß nicht mehr der Kammerherr v. Boethling in seinem malerischen Brigantenkostüm hinter ihrem Sessel steht, sondern ein anderer. Ein spanischer Ritter, hoch, schlank, völlig schwarz gekleidet, den Calatrava-Orden der Cistercienser auf der Brust tragend.

Im Augenblick erkennt sie ihn nicht, doch muß er zu ihrem Bekanntenkreise gehören, denn er bietet ihr den Arm und führt sie zum Tanze. Und wie tanzt er! Fürstin Myra weiß gewiß, im Ballsaal ist er ihr noch nicht begegnet, sie würde sich sonst dieser unvergleichlich leichten und sicheren Führung, dieser eigenartigen Rhythmi in den Bewegungen erinnern.

Sie bedauert es, als der Walzer zu Ende geht, und fragt ihren Tänzer, als er sie auf ihren Platz zurückführt, ob er nicht ihr gegenüber sein Visier lüften will. Sie gebraucht dabei das karnevalistische Du.

„Nein, Kleopatra,“ sagt er. „Es verlohnte sich auch nicht für dich, denn ich bin kein Antonius.“

„Dann vielleicht ein Cäsar?“ fragt sie spottend, durch den Hohn in seiner Stimme gereizt.

„Auch das nicht. Ich bin nicht gekommen, um Fehde mit dir zu führen. Und du besitzest nichts, das mir des Erstrebens wert wäre.“

Seine Stimme ist kalt und mutet sie seltsam bekannt an. Dunkel blitzen seine Augen durch das geschlossene Visier und erinnern sie an diejenigen des jungen Marcel, der für sie gestorben.

„Du willst mich neugierig machen,“ sagt sie, einen kleinen Schauer tapfer niederkämpfend, „aber das ist verlorene Liebesmüh!“

„Du solltest das Wort ‚Liebe‘ nicht aussprechen, Königin. Auf deinen allerdings wunderschönen Lippen verwandelt es sich in eine Schlange.“

„Was willst du damit sagen?!“

„Daß du kein Herz besitzest, Kleopatra. Daß du oberflächlich und egoistisch, gnußsüchtig und erbarmungslos, kurz alles, nur kein echtes Weib bist.“

Die ägyptische Königin atmet heftig. „Und wer

oder was bist du, daß du es wagst, die ohnehin weitgesteckten Grenzen der Maskenfreiheit in so unerhörter Weise zu überschreiten?"

"Ich sprach die Wahrheit," entgegnet er kalt. "Und ich darf sie aussprechen, denn ich gehöre nicht unter deine Vasallen. Ich bin ein freier Mann, der nach deiner Gunst nicht fragt und die Maskenfreiheit dazu benutzt, dir den Beweis zu liefern, daß es Rüstungen giebt, an denen dein Zauber machtlos abprallt."

Fürstin Myra meint vor Zorn zu ersticken. "Wäre mein Gatte hier, so würde er dir besser antworten, als ich es vermag!" stößt sie zwischen den Zähnen hervor. "Zum Glück fehlt es mir nicht an Freunden, die bereit sind, für mich einzutreten —"

"Und die du dann, zum Dank für ihre Ergebenheit, vor die Mordwaffe deines Gatten stellst," vollendet er kaltblütig. "Denke an Marcel d' Aubray!"

Sie zuckt zusammen. Ihr Herz beginnt ungestüm zu pochen. Im gleichen Moment hebt die Musik wieder an, und der schwarze Ritter tritt mit eleganter Wendung vor sie hin. "Darf ich bitten, Königin?"

"Nimmermehr! Keinen Schritt, kein Wort mehr mit Ihnen!" will sie sagen, bringt es aber nur zur Hälfte über die Lippen, denn seine Augen — die Augen, die so sehr an Marcel erinnern und jetzt so gebieterisch blicken — zwingen sie dazu, sich zu erheben. Halb willenlos läßt sie sich wieder von ihm in die Reihen der Tanzenden führen. Ein herrlicher Galopp, in dem sie wie auf Schwingen dahingleiten, währenddessen jede andre Empfindung in einem unbeschreiblichen, herauschenden Wohnegefühl untergeht, drängt vorläufig ihren Zorn in den Hintergrund. Und als der Tanz beendet ist, da kann sie diesen Zorn nicht wiederfinden; da wohnt nur ein seltsames, nie gekanntes Empfinden, eine weiche, sehnsuchtsvolle Traurigkeit in ihrer Brust — neben dem heißen Wunsche, ihn, der so viel gewagt, der sie so schwer beleidigt, von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Sie streift den Schweigend neben ihr Stehenden mit ihren Blicken. "Höre mich, schwarzer Ritter," sagt sie, und ihre Stimme hat niemals vordem so mild zu einem Manne gesprochen, "du hast das Maskenrecht mißbraucht, aber ich will dir nicht zürnen, sondern beweisen, daß ich hochsinnig genug bin, die Wahrheit zu ertragen; laß uns Freunde werden!"

"Das kann nicht sein. Mich reizt kein Weib ohne Seele. Ich habe nur ein Gefühl für dich: das Mitleid."

"Wahnwitziger!" sagt sie mit zuckenden Lippen. "Weißt du denn nicht, daß ich alles besitze, was das Dasein schön und lebenswert macht? Daß ich auf seinen Höhen stehe?"

"Ich weiß es. Aber du wirst eines Tages herabsteigen müssen," erwidert er gleichmütig. "Jedermann muß es. Du wirst alt und reizlos werden. Und dann wird dein Leben arm und leer sein."

Fürstin Myra hebt vor Entrüstung. Noch niemand hatte darauf anzuspielen gewagt, daß ihre Jugend, ihre Schönheit nicht von ewiger Dauer.

"Bleibt man in dem Reiche, aus dem du kommst, immer jung und immer schön?" fragt sie höhrend.

"Keineswegs. Aber in meinem Reiche besitzt jedermann einen Talisman gegen den Lebensüberdruß."

Da ist es! Da ist das Wort, das sie vor allen andern haßt und fürchtet, das ihre geheime Dual ausmacht! Ungestüm bewegt Kleopatra ihren Fächer aus schillernden Pfauenfedern. Sie muß ihre Erregung bemeistern, denn ein Teil ihrer Verehrer hat sich wieder um sie versammelt. Man möchte von ihr Näheres über den Calatrava-Ritter erfahren. Sie vermuten hin und her; der eine rät auf diese, der andre auf jene Persönlichkeit ihres Kreises; Myra weiß, daß keiner das Rechte getroffen. Sie beschließt, allein an die Lösung des Rätsels zu gehen. Ihr Kopf brennt, ihre Pulse fliegen. Was hat der Mann ihr alles gesagt! Wie schonungslos hat er jede ihrer Schwächen beim Namen genannt! Wie gut scheint er sie zu kennen und — wie kalt läßt ihn augenscheinlich ihre Schönheit! Das letztere schmerzt sie fast am meisten.

Ihr Blick verfolgt den Geheimnisvollen — er mischt sich ins Gedränge. Seine stolze Haltung, der eigentümliche Geschmack seiner tief schwarzen Rüstung fallen auf, hie und da nähern sich ihm, eine Anknüpfung versuchend, elegante weibliche Masken, doch er läßt sich nur vorübergehend fesseln. Die Rolle des stillen Beobachters scheint ihm am meisten zuzusagen.

Fürstin Myra hat es einzurichten gewußt, wie zufällig wieder in seine Nähe zu gelangen. Seine Persönlichkeit übt einen geheimnisvollen Zauber auf sie aus. Eine der herrlichen kleinen Handbewegungen, durch die ihr Fächer zum Zepter zu werden scheint, und mittels deren sie ihren Unbetertroß nach Gefallen zu dirigieren weiß, ruft auch den schwarzen Ritter an ihre Seite zurück.

"Ich werde die Demaskierung nicht abwarten, sondern das Fest sogleich verlassen," sagt sie. "Laß mich zuvor dein Antlitz sehen und sage mir, wer du bist."

Er verneigt sich, ohne das Visier zu lüften. "Für dich bin ich niemand. Lebe wohl, Königin. Und wenn du in der That wohl leben willst, versuche menschenfreundlicher, milder, selbstloser zu werden. Das sind Eigenschaften, die den Lebensüberdruß verschonen und dauerhafter als Jugend und Schönheit sind."

Er ist gegangen. Fürstin Myra befindet sich wieder im Kreise ihrer Freunde, aber noch immer liegt eine seltsame Starrheit über ihrem ganzen Wesen. Etwas, das sie nicht mit Namen zu nennen weiß, brennt und bohrt in ihrer Seele, auch dann noch, als sie den Ball bereits verlassen hat . . .

Den folgenden Tag bringt die Fürstin beinahe vollständig im Bett zu. Sie will "auschlafen", doch wird ihr Schlummer durch fieberhafte Träume gestört, in denen ihr der schwarze Ritter, sein Visier entfernend, Marcells blaßes Totenantlitz und dann wieder eine höhnisch grinsende Teufelsfrage zeigt.

Bleich und übernächtigt sitzt sie abends wieder vor ihrem Toiletentisch, um sich zu dem vom

Abelsklub veranstalteten Nachtfeste frisieren zu lassen. „Heute wünsche ich das Haar leicht gefräufelt — und bringen Sie seitwärts eine oder zwei von diesen Granaten an,“ sagt sie zu dem Coiffeur, der bereits seines Amtes waltet. „Der gestrige Abend hat mich ein wenig angegriffen; ich werde Not anlegen müssen . . . was meinen Sie?“

Diese Frage ist an den Haarkünstler gerichtet; dabei sieht sie ihn eigentlich zum erstenmal an, flüchtig, interesselos.

„Wenn gnädige Fürstin meinen Rat hören wollen: ich ziehe die natürliche Blässe dem künstlichen Rot unter allen Umständen vor.“

Diese Stimme! Wo vernahm sie dieselbe schon einmal? Durch eine ungestüme Kopfbewegung zwingt sie ihn, in seiner Arbeit innezuhalten, und blickt nun mit gespannter Aufmerksamkeit in das blasse, stolze Gesicht mit den mandelförmigen, dunkelbraunen Augen, die eine so peinliche Ähnlichkeit mit demjenigen Marcells besitzen!

„Träume ich?“ flüstert sie und streicht sich mit den schlanken Fingern über die Stirn. „Sie sind . . . Sie sind . . . Neben Sie! Ich will wissen, wer Sie sind!“

Um seinen ausdrucksvollen Mund spielt ein ironisches Lächeln. „Wenn gnädige Fürstin es ganz genau wissen wollen: erster Gehilfe im Atelier des Hoffriseurs Ferdinand Herzberg in der Dorotheenstraße. Das heißt: ich war es bis gestern. Heute arbeite ich nur noch einmal freiwillig in meinem Beruf, aus — Passion zur Sache.“

„Unverschämter! Sie haben es gewagt, sich gestern in einen für Ihresgleichen verschlossenen Gesellschaftskreis einzudrängen, den Cavalier zu spielen, eine Dame der höchsten Aristokratie zu beleidigen! Sie haben —“

„Gnädige Fürstin werden gut thun, etwas leiser zu sprechen,“ sagt wieder die kühle, wohl lautende Stimme, „die Dienerschaft könnte sonst Unzusammenhängendes erlauschen und einen gefährlichen Roman über die Fürstin Kolljassow unter die Leute bringen.“

„Sie sind ein Wahnsinniger! Ein Teufel!“ Die Fürstin stößt es zwischen den Zähnen hervor. „Wie gelangten Sie zu all jenen Einzelheiten über mein Leben, meinen Charakter? Ich befehle Ihnen, wahrheitsgemäß zu antworten!“

„Und ich komme dem Befehl Ihrer Majestät der Königin Kleopatra mit dem größten Vergnügen nach. Alles, was ich weiß und unter der Maske anwandte, verriet mir Eurer Majestät eigener, reisender Mund. Ich mußte es wohl oder übel mit anhören, als ich gestern abend beinahe eine Stunde meiner kostbaren Zeit wartend in diesem Zimmer verbrachte.“

„Wissen Sie, daß Ihnen dieser schlechte Spaß Ihre Stellung und mehr noch kosten — daß ich Sie verderben kann?“

„Nein,“ sagt er lächelnd, „ich weiß aber, daß die Geschichte von der Fürstin Kolljassow und dem schwarzen Ritter unter Umständen die pikanteste Anekdote dieser Winteraison werden kann. Gnädigste Fürstin thun also wirklich am besten, sich ruhig weiterfrisieren zu lassen, dann bleibt der Masken-

scherz, der, wie wir wissen, auch seine ernste Seite hat, das Geheimnis der Königin Kleopatra und des schwarzen Ritters.“

Fürstin Myra findet, daß er recht hat. Seine ruhige Energie unterjocht ihren Willen. Belebend, beinahe ohnmächtig vor Zorn, hält sie unter seinen Händen still; rasch und grazios komponieren diese aus dem vollen, schwarzen Gelock und einigen brennendroten Blüten eine Frisur, die zweifellos auf dem Klubballe ihresgleichen nicht finden und von Myras Verehrern ein „Gebicht“ genannt werden wird. Als die letzte Nadel befestigt ist, schnellt die Fürstin empor und steht ihm nun hochaufgerichtet in ihrem weißen, schleppenden Morgengewande gegenüber. Ihre großen, schwarzen Augen flammen ihn drohend an. „Sie werden mir niemals wieder unter die Augen kommen! Verstanden? Wenn ich eines Coiffeurs bedarf —“

„Ich hatte bereits vorhin die Ehre, der Frau Fürstin mitzuteilen, daß ich seit gestern meine Stellung nicht mehr bestehe; also würden meine Hände dieses bewundernswürdige Haar ohnedies nicht mehr berührt haben. Daß wir einander aber dennoch an anderer Stelle wieder begegnen, vermag ich nicht zu verhüten.“

Sie mißt ihn mit einem Blicke tiefster Betrachtung. „Meine Stellung verhütet das genugsam. Und nun können Sie gehen. Halt! Noch eines wünsche ich zu wissen: was hat Sie zur Ausführung Ihres maßlos dreisten Maskenscherzes veranlaßt?“

„Einige Worte aus Ihrem Munde, gnädigste Fürstin, welche Sie mich gleichfalls anzuhören zwangen, und die ich, hätte ein Mann sie ausgesprochen, noch anders beantwortet haben würde, gaben mir die Anregung dazu.“

„Wiederholen!“ herrscht sie ihn an.

Er verneigt sich, schon die Thür in der Hand haltend, tief und spöttisch:

„Lächerlich, Mama! Ein Friseur ist kein Mensch!“

„Guten Abend, Myra Zwanowna, mein Täubchen!“

„Heilige Jungfrau! Da hast du mich wieder einmal auf den Tod erschreckt, Dimitrij! Es ist dir doch bekannt, daß meine Nerven dergleichen Ueberraschungen ganz und gar nicht vertragen können!“

„Müssen es eben lernen, Duschinka! Und nun komm her und gib mir einen Kuß!“

Der Fürst pflegte mit Vorliebe in dieser Weise ganz unerwartet vor seiner Gemahlin aufzutreten, wenn sie ihn am fernsten wähnte, seiner Existenz am wenigsten gedachte, und ihr niemals ausbleibendes Erschrecken verfehlte auch niemals, ihn herzlich zu belustigen.

Resigniert aufseufzend erhob sich Myra vom Divan und legte ihren Roman — „Journal d'une Rupture“ von Maizeroy — beiseite.

„Warst du schon bei Mama? Hat man dir eine Erfrischung gereicht?“

„Ich speiste im Klub, mit Pawel Zaruschkin und ein paar andern netten Kerlen. Deine Alte versuchte ich zu begrüßen, doch ließ sie mich nicht vor. Melitta, die ich flüchtig sprach, teilte mir

mit, daß ihr diesen Abend zu dem Märzdorffschen Souper wollt."

"Allerdings. Melitta geht selten aus, doch da die Baronin Märzdorf, deren Geburtstag man heute feiert, ihre Patin ist, so konnte sie nicht wohl ablehnen. Begleitest du uns?"

"Ohne Zweifel, mein Liebchen. Einigemal im Jahr muß sich doch wohl statt eines beliebigen andern Kavaliere der Gatte an der Seite der vielumschwärmten Fürstin Koljassow sehen lassen. Was meinst du?"

Dabei umfaßten seine Finger lieblosend Myras entblößten Arm, und sie stieß einen leisen Schmerzensschrei aus.

"Wie hart du mich anfäßt! Es wird einen roten Fleck geben!"

"Wachspuppe! So decke ihn mit einer deiner tausend Armspangen zu. . . Nun werde ich gehen und mich eine Stunde aufs Ohr legen. Laßt mich rufen, wenn ihr bereit seid." —

Das Palais Märzdorf umschloß an diesem Abend nur eine kleine, auswählte Gesellschaft.

"Heute servieren wir euch eine Berühmtheit, Myra," sagte der alte Baron Märzdorf zu der Fürstin, die er, wie alle Hildhausens, duzte.

"Du machst mich neugierig, Onkelchen! Wer ist es?"

"Kein Geringerer als Herbert Wilnan, der Verfasser der ‚Weltkinder‘, der gegenwärtig alle Federn und Zungen in Bewegung setzt."

"Wir kennen den Roman, Onkel. Melitta ist ganz begeistert davon, und auch mich hat er bis zu Ende gefesselt, obgleich der Verfasser mit uns armen ‚Weltkindern‘ nicht gerade glimpflich umgeht. Wenn er übrigens zur Familie der reichen turländischen Freiherren v. Wilnan-Schönningen gehört, so geht seine Kunst nicht nach Brot."

"Thut sie auch nicht — und ebensowenig nach dem Lorbeer. Wilnan hat den Mut zur Wahrheit; er will reden, will gehört werden und mit seinem Worte nutzen."

"Also ein moderner Apostel," spöttelte die Fürstin. "Da darf ich ihn mir wohl dementsprechend in seinem Aeußern vorstellen?"

Der alte Graf lachte belustigt auf. "Darüber sollst du gleich selbst urtheilen, kleine Malitibse, ich hole dir meinen Apostel."

Im nächsten Augenblick öffnete die Fürstin Koljassow ihre schwarzen Augen, wie wenn sie ein Gespenst sähe. Ihr Atem stockte, der Fächer wollte ihrer Hand entgleiten, und sie fand, zum erstenmal im Leben, das liebliche Konventenzlächeln nicht, mit dem sie sonst ihre Opfer schon bei der ersten Vorstellung zu umgarnen pflegte.

"Freiherr Herbert v. Wilnan, liebe Myra." Und dann schritt der Hausherr eilig einigen Neulingen entgegen. Sie standen einander wieder gegenüber: die Königin Kleopatra und der schwarze Ritter.

Ja, es unterlag keinem Zweifel: er war es! Er war es, der in tabellosem Gesellschaftsanzuge, in tabelloser Haltung und mit einer tabellos ehrerbietigen Miene, in welcher niemand außer ihr selbst

einen ganz schwachen Anflug von Hohn zu entdecken vermocht hätte, vor ihr stand und nun mit weltmännischer Gewandtheit eines jener kleinen Augenblicksgespräche begann, wie sie im Salon zwischen zwei einander wildfremden Menschen aus der flüchtigen Minute hervorzugehen pflegen.

Myra mußte antworten, um bei ihrer Umgebung kein Aufsehen zu erregen; sie durfte ihre Entrüstung nicht laut werden lassen, da mit der Bloßstellung des dreisten Eindringlings ihre eigne verbunden gewesen wäre. So hieß es: sich bezwingen und die rechte Stunde abwarten. Aber Dimitrij konnte vorbereitet, konnte sozusagen auf ihn gehen werden.

Sobald es unauffällig anging, zog sie ihren Gatten beiseite. "Du mußt wieder einmal für meine Ehre eintreten, Dimitrij. Unter den Gästen dieses Hauses befindet sich ein Mann, der mich tödlich beleidigte!"

Der Fürst antwortete nicht, allein die quer über seine niedrige Stirn laufende Ader trat bläulich hervor — ein böses Zeichen. Myra wußte, daß er nun sein Ziel mit Hartnäckigkeit verfolgen würde, und daß der hochmüthige, kaltblickende Mann dort drüben so gut wie verloren war, welche Waffe man zum Zweikampf auch wählen mochte.

"Zeige ihn mir," sagte Koljassow endlich.

"Du darfst nur geradeaus schauen."

Es war, als ob Wilnan den Blick des Fürsten fühle; er wandte ihm sein ruhiges, dunkles Auge zu; die Männer fixierten einander sekundenlang, und Myra gewahrte danach mit Staunen, daß hinüber und herüber ein verbindlicher Gruß gewechselt wurde.

"Das ist ja einer der famosen Burschen, mit denen Pawel Jaruschkin mich im Klub bekannt machte!" sagte der Fürst mit völlig aufgehellter Miene. "Sei keine Gans, Myra! Der kann dich unmöglich beleidigt haben. Er ist ein Prachtkerl, wahrhaftig! Ich glaube auch, daß ich ihn eingeladen habe, mich zu besuchen."

"Wenn du alles gehört haben wirst, Dimitrij —"

"Hat er dir in einer unerlaubten Weise den Hof gemacht?"

"Nein — aber . . ."

"Schon gut. Dann hat die Sache Zeit, bis wir zu Hause sind. Und nun stecke sofort ein fröhliches Gesicht auf, Myra Zwanowna, sonst — der Teufel soll mich holen, wenn ich es dir nicht anstreiche! Ich will nicht, daß die Leute meinen, es habe sich ein ehelicher Zwist zwischen uns abgespielt."

Wohl oder übel mußte die Fürstin ihre gesellschaftliche Maske wieder vornehmen. Der Abend erschien ihr endlos lang. Die heitere Ungezwungenheit, mit der sich Wilnan unter den Anwesenden bewegte, der offenbare Beifall, den seine Persönlichkeit bei jedermann und nicht zum wenigsten bei dem Fürsten Koljassow fand, steigerten ihre Verstimmung fast bis zum Unerträglichen. Beim Diner war Wilnan der Nachbar ihrer Schwester.

Melitta, die in ihrer meerfarbigen Seidenrobe sehr zart und anmutig ausah, unterhielt sich augenscheinlich gut mit ihm. Nun, morgen sollten sowohl

sie als Väterchen Dimitrij die ganze Wahrheit erfahren! Myra wollte die Geschichte vom „schwarzen Ritter“ preisgeben, auf die Gefahr hin, dadurch ihres Gatten unbarmherzigen Spott herauszufordern. Fürst Koljassow war ein stolzer Mann; er würde die seiner Gemahlin widerfahrene Schmach als seine eigne ansehen, und damit war das Schicksal des Verhafteten entschieden.

Das „Morgen“ bot indessen zunächst keine Gelegenheit zu den geplanten Enthüllungen. Der Fürst war fast den ganzen Tag abwesend; abends kehrte er aus dem russischen Klub in sehr animierter Stimmung heim und brachte dieselbe Myra gegenüber, wie das so seine Art war, durch einige plumpe Liebesfungen zum Ausdruck. Myra lag auf dem Sofa und langweilte sich.

„Reiße mir nicht die Ohren ab, Dimitrij,“ sagte sie, die großen, zudringlichen Hände verdrießlich abwehrend. „Es war sehr unhöflich von dir, den ganzen Nachmittag auszubleiben, da wir doch besprochen hatten, miteinander einige Besuche zu machen.“

„Larifar! Zur Visitenhinderei paßt ein Tag so gut als der andre,“ erwiderte der Fürst gleichmütig. „Ich hätte mir doch nicht etwa deshalb die Pönitenz anthun sollen, den Klub zu verlassen, wo es gerade so höllisch amüsant war? Wilnau gab ein süperbes kleines Frühstück, zu dem er mich sehr liebenswürdig einlud. Er verläßt noch diesen Abend Berlin, um sich auf seine Güter zu begeben, kehrt aber, wie er sagt, bald wieder hierher zurück. Wirklich ein schneidiger, hochinteressanter Mensch, dieser Wilnau! Stelle dir vor, in welcher originellen Weise er sich über die intimen Lebensdetails der Berliner Aristokratie, die sein nächster Roman beleuchten soll, zu unterrichten wußte: er trat für einige Monate bei dem Hoffriseur Herzberg als Gehilfe in Dienst und entwickelte so viel Fleiß und Anstelligkeit in der Ausübung der edlen Haarpflegekunst, daß sein Prinzipal ihm, um so mehr, als auch seine Erscheinung eine durchaus salonsfähige, den Verkehr mit seiner vornehmsten Kundschaft anvertraute. Wilnau fand auf diese Art überall freie Bahn, sah seine Studienobjekte ungeschminkt, moralisch und physisch, im Negligé und that tiefe Einblicke, die er sich zu nütze machen wird — natürlich in der taktvollsten, delikatesten Art, so daß sich kein Vorwurf gegen das Buch und die Person des Autors erheben kann. Ist das nicht ein verteuftelt guter Spaß, Myra Iwanowna, mein Seelchen?“

Die Fürstin antwortete nicht. Alles um sie her drehte sich vor ihren Augen im Kreise. Sie bedurfte einiger Minuten, das soeben Vernommene ganz zu fassen und ihre Erregung so weit zu bemeistern, um sprechen zu können.

„Ich weiß wirklich nicht, ob man dieser romantischen Fabel Glauben schenken darf,“ sagte sie endlich. „Ist dir nie der Gedanke gekommen, dieser Mann, den du so sehr bewunderst, könnte ein Abenteuerer, ein Betrüger sein, der sich den guten, alten Namen jener kurländischen Adelsfamilie aus irgendwelchen unlauteeren Gründen unrechtmäßig beigelegt? Dergleichen ist ja schon wiederholt dagewesen.“

„Warum nicht gar! Dieser Wilnau ist so echt wie ich selbst. Viele im Klub kennen ihn genau. Uebrigens wünsche ich, daß du das Vernommene vorläufig für dich behältst; der Baron macht nicht gerade ein Geheimnis daraus, doch möchte er aus leicht begreiflichen Gründen die Sache nicht auf allen Gassen ausgeläutet haben.“

Die Fürstin blieb, nachdem ihr Gatte sie verlassen hatte, in einem schwer zu beschreibenden Gemütszustande zurück. Der kleine Roman, in dessen Mittelpunkt die geheimnisvolle Gestalt des schwarzen Ritters stand, erschien ihr jetzt in einem völlig neuen Lichte; je mehr sie über seine Einzelheiten nachdachte, um so glaubhafter ward ihr das anfangs Angezweifelte. Wie hatte es sein können, daß sie nicht sofort unter der Maske des Friseurs den Mann von Stand erkannte — mindestens dann, als er ihr, während der letzten Unterredung, so sicher und mit so viel Kühnheit entgegentrat!

Wie sich wohl Melitta zu der Neuigkeit stellen würde? Myra läutete und befahl ihrer Jose, die Comtesse herbeizurufen. Melitta kam und hörte das Fabelhafte mit der ihr eignen Gelassenheit an.

„Ich erkannte den ‚Friseur‘, den du damals in deinem Ankleidezimmer so lange warten ließe, gestern abend sogleich wieder, als mir Baron Wilnau vorgestellt wurde,“ sagte sie. „Das Unerklärliche verwirrte mich momentan, aber dann beschloß ich, in Wilnau für diesen Abend nur den Verfasser der ‚Weltkinder‘, nach dessen Bekanntschaft ich ja schon längst verlangt, zu sehen und die natürliche Lösung des Rätsels mit Ruhe abzuwarten. Was dich anbetrifft, liebe Myra, so konntest du den Baron schon nicht auffallender ignorieren, als es geschah. Natürlich empfand er das auch und blickte bisweilen mit einem mir unverständlichen Gesichtsausdruck zu dir hinüber.“

„Davon weiß ich nichts,“ sagte die Fürstin. „Aber wenn du meinst, daß sich der Baron durch mein Benehmen verletzt gefühlt hat, so will ich es bei nächster Gelegenheit wieder gut machen. Uebrigens haben auch wir ihm etwas zu verzeihen.“

„Ohne Zweifel,“ erwiderte Melitta lächelnd. „Wir und viele andre. Wilnau wird es ruhig hinnehmen müssen, wenn man ihn dafür gebührend auschilt. Aber seinen Zweck hat er erreicht.“

Von jenem Tage an beschäftigten sich die Gedanken der Fürstin Koljassow fast unablässig, wenn schon in einer ganz neuen Weise, mit dem schwarzen Ritter, der nicht länger ein Gegenstand der Geringschätzung für sie war. Er hatte ihr einige ernste Lektionen erteilt; er war der einzige Mann, den ihre Schönheit nicht zu beeinflussen vermochte, aber auch der einzige — das fühlte sie jetzt oder glaubte es wenigstens zu fühlen —, dessen Neigung ihr wirklich erstrebenswert erschien. Sie wollte sich diese Neigung erkämpfen! Der Sieg mußte ihr gehören, wenn sie sich Mühe gab. Sich Mühe geben, um einem Mann zu gefallen, — das war neu, aber es war auch anregend und pikant und versprach den schönsten Lohn. Welcher Triumph würde es sein, den Stolzen zu bezwingen, in Liebe weich werden zu sehen!

Eines Nachmittags — es wurde schon Frühling in Berlin, und Myra Iwanowna erhielt von ihren Verehrern die ersten Weichen — brachte ihr der Fürst die Nachricht von Wilnaus Rückkehr.

„Ich habe ihn bereits begrüßt, und er hat mich in dieser ersten Minute ersucht, ich möge ihn bei deiner Mutter einführen,“ sagte er, seine Gemahlin mit halbgeschlossenen Augen anblinzeln.

„Thue es, wenn es dir gefällt,“ antwortete sie in gleichgültigem Tone, „sprich aber zuvor mit Mama.“

„Sie wird nichts dagegen haben, wenn sie hört, wie viel ihm daran liegt,“ meinte der Fürst. „Ich denke, wir können Wilnau dann gleich nächster Tage zum Diner bei uns sehen.“

Noch niemals hatte es Myra mit ihrer Toilette so ernst genommen wie bei dieser Gelegenheit. Sie wollte sich an Schönheit selbst übertreffen. Eine Robe von schwerem schwarzen Atlas, am Halsauschnitt und am Rande der weiten offenen Ärmel durch einen schmalen Saum von weißem Schwanzpelz gehoben, entsprach ihrem Zwecke am meisten. Es gab aber noch ein Halsgeschmeide, eine dreifache Schnur von seltenen schwarzen Perlen, „Teufelsthänen“ genannt, das unbedingt dazu gehörte und für jetzt noch im Laden des Hofjuweliers lag. Dimitrij mußte es kaufen, und Myra mußte, um das zu erreichen, eine ihrer kleinen Bärtlichkeitskomödien aufführen, so widerwärtig ihr das auch war.

Der Fürst zeigte sich willig.

„Du sollst die ‚Teufelsthänen‘ haben und dich mit ihnen für meinen Freund Wilnau schmücken,“ sagte er. „Sende sogleich danach. Hier ist ein Chef, der hinreichen wird.“

„Ich will mich nur für mich allein schmücken, Dimitrij.“

„Schon recht. Eins ist so gut wie das andre,“ sagte er, seiner schönen Gemahlin einen kleinen, liebfolenden Backensreich versenkend, der etwas zarter hätte ausfallen können.

Die Fürstin Kossaffow mußte sich selbst gestehen, daß sie niemals bewundernswerter ausgesehen hatte als an dem Tage, der ihr den Ersuchten bringen sollte. „Er wird mir vergeben; er wird nicht umhin können, mich zu lieben!“ sagte sie sich und lächelte strahlend ihr reizendes Spiegelbild an. „Und vielleicht ist er sich dessen schon bewußt, denn was sollte ihn sonst dazu veranlassen, Mamas Zirkel aufzusuchen? Er wird kommen! Er wird entdecken, daß Kleopatra jetzt eine Seele hat, und ihre Augen werden ihm sagen: du hast mir diese Seele gegeben — sie ist dein!“ Ihre Hände streckten sich nach der auf weißen Sammet gebetteten Perlenchnur aus; sie war im Begriff, das seltene Geschmeide anzulegen, da trat, gleichfalls schon für das Diner angekleidet, der Fürst bei ihr ein.

„Ich komme eigens, um deinen schönen Hals mit den ‚Teufelsthänen‘ zu schmücken,“ sagte er, die Jungfer durch einen Wink entfernend.

Erstaunt blickte Myra auf. Das war gar nicht seine Art! Was mochte ihn in diese gehobene Stimmung versetzt haben? Zimmerhin war es gut, ihn bei Humor zu erhalten. So neigte sie anmutig den

Nacken. „Ich danke dir. Und nun sage einmal, Väterchen Dimitrijewitsch, gefalle ich dir?“

„Ich bin hingerissen!“ entgegnete der Fürst. „Und Baron Wilnau, unser geschätzter Gast, wird zweifellos mein Empfinden teilen und beinahe ebenso stolz auf seine wunderschöne Schwägerin als auf seine Braut sein.“

„Schwägerin? Braut?“ Sie brachte diese beiden Worte nur stockend über die erlassenden Lippen.

„Ganz recht, meine Liebe. Baron Wilnau steht im Begriff, sich um die Hand deiner Schwester Melitta zu bewerben. Das ist auch der Zweck seiner Einführung bei deiner Mutter. Ich nahm an, du habest das mit der den Weibern eignen Schlaueit bereits geahnt und deine verführerische Toilette sei eine zarte Huldigung für den neuen Schwager.“

„Darin irrst du! Ich . . . ich bin aufs äußerste überrascht!“

„Hoffentlich freudig!“ sagte er nachdrücklich und seine Hand legte sich wie ein eiserner Ring um ihr Armgelenk. „Solltest du die Sache mit andern Augen ansehen als dein Gatte, so könnte die Harmonie dieses Verlobungstages empfindlich gestört werden. Hast du mich verstanden, Myra Iwanowna, mein Goldherzchen?“

Die Fürstin zitterte. Ihre Zähne schlugen wie im Fieber aufeinander. Er bot ihr den Arm, und sie ließ sich in die Empfangsräume führen.

Sie sah wunderbar schön aus, aber wie eine wandelnde Statue, mit dem klassisch modellierten, marmorweißen Halse, auf dem die tiefschwarzen „Teufelsthänen“, das Symbol ihres einzigen, echten Gefühls und ihrer einzigen Niederlage, ruhten — mit dem gleichsam versteinerten, marmorweißen Antlitz, in welchem nichts lebte als die großen, flammenden, nachtschwarzen Augen.

### Zu unsern Bildern.

Zu den vielen Berühmtheiten, die das Haus des Meisters Lenbach in München von Zeit zu Zeit immer wieder sieht, gehört auch Italiens gefeierte Tragödin Eleonore Duse. Ihre Freundschaft mit Lenbach ist schon über ein Jahrzehnt alt und stammt noch von seinem Aufenthalt in Rom her; die Künstlerin hat ihm ihre Anhänglichkeit bewahrt, und alljährlich, wenn die geistvolle Darstellerin ihre Schritte nach München lenkt, veräußt sie es nie, den liebgewonnenen Räumen und seinen Bewohnern einen Besuch abzustatten. Es ist erklärlich, daß sich die Freundschaft der Frau Duse auch auf des Meisters blondlockiges Töchterlein Marion übertragen hat, den Stolz und die Freude des Hauses, den Liebling aller Gäste; erst in späteren Jahren dürfte der Kleinen zum Bewußtsein kommen, wessen Arm sie einst in glücklicher Stunde umschlungen hat.

Eduard Grökner, der in seinen reiferen Jahren seine Stoffe vornehmlich dem Kloster- und Weidmannsleben entnahm, kehrt mit der von uns wiedergegebenen Figur des Shylock gewissermaßen zu den Anfängen seiner Laufbahn zurück, denn mit der lebendigen Vorführung Shakespearescher Gestalten begründete er seinen Ruhm. Indessen läßt er diesmal nicht dem fröhlichen Humor, wie er namentlich in den Falstaff-Szenen sich äußert, freien Raum, sondern mit seiner Personifikation des Kaufmanns von Venedig schuf er ein scharf gezeichnetes Charakterbild, das kaum ein Darsteller der Bühne gleich wirksam gestalten könnte.





## Neues vom Büchertisch.

von

Paul von Szjczepanski.

Zwei neue Novellen von Helene Böhlau, „Ver-spielte Leute“ und „Des Bäckerlehrlings Johannisnacht“, in einem Bande von Engelhorn's all-gemeiner Romanbibliothek vereinigt, sind charakteristisch für die Verfasserin. In der letzteren Erzählung den Stoff ganz künstlerisch objektiv fassend, giebt sie ein vollendetes Bild aus dem Leben kleiner Leute, und in der Figur des Bäcker-lehrlings und der kleinen, hungrigen und überlasteten, glücksdurstigen Marie zwei Figuren von packendster Lebens-wahrheit. In den „Verpielten Leuten“ dagegen kommt Helene Böhlau's ganz subjektive Unterschätzung jedes normalen Lebenslaufes so stark zum Ausdruck, daß die Freude des diese Anschauungen nicht teilenden Lesers an der kräftigen und originellen Schilderung stark eingedämmt wird. Zu-gegeben, daß die Familie Schnaase in keiner der von Helene Böhlau vorgeführten Generationen sehr interessant ist. In diese Familie hineinzuheiraten, mag nicht nach jedermanns Geschmack sein. Aber der junge Delwein, der sich mit dem Erbtochterlein der Familie Schnaase verlobt, wird von nie-mand zu dieser Partie gedrängt, er hat Zeit genug, sich die Sache zu überlegen und sich klar zu machen, ob er sich in dieser Atmosphäre von starker Selbstschätzung, geistiger Bedeutungslosigkeit und zweifelloser Reputierlichkeit wohl-fühlen wird. Daß er da an falscher Stelle ist, fällt ihm erst ein, als die Hochzeit bereits ausgerichtet ist, und als sein Rücktritt für die Familie Schnaase einen Gloriat be-deutet. Daß die Braut ihn nicht freigeben will, scheint mir ganz natürlich, ganz gesund und höchst berechtigt em-pfunden, und wenn des jungen Delwein Kraft nicht weiter reicht, als der unbehaglichen Situation, in die er selbst mit offenen Augen hineingerannt ist, durch einen Pistolenschuß ein Ende zu machen, so mag er Mitleid verdienen, aber die Schuld an seinem Schicksal trägt er selbst und nicht die Familie Schnaase. Helene Böhlau behandelt den Typus Schnaase mit einer Ironie, die manchmal die Grenze der Brutalität streift. Das wäre selbst dann verfehlt, wenn sie diesem Typus in dem jungen Delwein einen Menschen von besonders starkem Charakter oder von besonderer Eigen-art gegenübergestellt hätte. Aber der junge Delwein ist ein Schwächling, weiter nichts, trotzdem auch er in seinem Empfinden und in seinem Handeln es nicht an Brutalität

fehlen läßt; kein Wunder, da das Brutale schwachen Naturen viel näher liegt als starken.

In ihrem Roman „Auf der Heide“ (Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow) ist Charlotte Niese ihrer Heimat treu geblieben, die sie bereits in so vielen meisterhaften Skizzen geschildert hat. Aber es kam ihr hier nicht nur darauf an, Menschen zu schildern, sondern sie wollte auch eine historisch interessante Zeit wiedererleben lassen, die Zeit vor fünfzig Jahren, in der die Schleswig-Holsteiner den ersten Versuch machten, sich von dem dänischen Joch zu befreien. Dieser zeitgeschichtliche Hintergrund, den Char-lotte Niese mit großer Meisterschaft und mit großer Fein-heit gezeichnet hat — nicht indem sie die die Entwicklung und den Verlauf bestimmenden Ereignisse schildert, sondern vielmehr ihre Ursachen und ihre Wirkungen —, giebt dem Roman ein erhöhtes Interesse. Nach dänischen Anschauungen war's eine Revolution, nach deutschen ein Freiheitskampf; beide Anschauungen haben ihre historische Berechtigung, und Dänen und Deutsche glaubten das Recht auf ihrer Seite. Aber Dänen und Deutsche hatten in dem Teil des Landes, in dem Charlotte Niese ihren Roman spielen läßt, zu lange friedlich nebeneinander gewohnt und zu viel gemeinsame Lebensinteressen gewonnen, als daß die Anschauung von Recht und Unrecht allein die Gemüter hätte beherrschen können. Da ist Graf Trolle auf Schloß Trolleborg, dani-scher Kammerherr und ein guter Däne seiner Gesinnung nach. Aber seine zweite Frau entstammt einem deutschen Adelsgeschlecht, ihr Bruder hat gegen die Dänen gekochten und ist in dänische Gefangenschaft geraten. Und der alten Frau Swenstrup auf dem Bauerngut Kampshöved bringt ein treuer Knecht ihren Enkel, den er schwerverwundet auf dem Schlachtfelde von Idstedt aufgefunden, auf den Hof. Frau Swenstrup ist die Witwe eines dänischen Kapitäns und gut dänisch gesinnt, aber ihre Tochter heiratete einen Deutschen, und ihr Enkel, Hans Christian Munk, hat für die Befreiung der Herzogtümer gekochten, und ein dänischer Soldat war es, der ihn dem Tode nahe gebracht hat. Wie die Entscheidung in diesem Kampfe auch fallen mochte, sie traf beide, Deutsche und Dänen, beinahe gleich hart — die wenigstens, die in diesem stillen Winkel auf der Heide wohnen und weit mehr zusammengehende als auseinander-

gehende Interessen haben. Da kann es nicht wundernehmen, daß das allgemein menschliche Gefühl über allen Hader der politischen Differenzen den Sieg davonträgt. Hans Christian Munk bleibt monatelang unangefochten im Hause seiner Großmutter, trotzdem jeder der benachbart wohnenden Dänen es weiß, daß er nicht, wie es heißt, das Opfer eines Jagdunfalls ist, sondern daß er für die deutsche Sache gekämpft hat, und als er genesen ist, bittet ihn Graf Trolle, den erkrankten Hauslehrer seines Sohnes zu vertreten. Während das Ende der Revolution gegen Dänemark, an der er teilgenommen hat, schon nicht mehr zweifelhaft ist, erlebt der wiedergenesene Hans Christian Munk die Revolution in seinem Innern, die seinem Jüngling eripart bleibt, und die den Jüngling zum Manne macht. Die schöne Gräfin Trolle flößt ihm eine schüchterne Bewunderung ein und den dringenden Wunsch, ihr von dem stillen Kummer um den gefangenen Bruder und von noch einigen Sorgen zu helfen, und die Nichte des Pastors Möller, ein Künstlerkind, das sich aus den engen Schranken des Pastorhauses nach Freiheit sehnt, macht sein Herz in Leidenschaft brennen. Für den jungen Munk ist die Zeit, die er in Verborgenheit auf der Heide zubringt, eine Zeit innerlichen Ausreisens; als er in die Welt zurückkehrt, hat sich zwar keiner der stillen Wünsche, die dort in ihm aufgeweicht sind, erfüllt, aber er ist zum Manne gefestigt. Die vielverzweigte Handlung, die zwischen Trolleborg und Kamphøved hinüber und herüber spielt, ist reich an Ueberraschungen, die mit seiner Kunst vorbereitet sind. Selbst die Geschichte von dem verloren gegangenen und im Erbegräbnis der Familie wieder entdeckten Schatz der Trolles wirkt in dieser Motivierung und künstlerischen Darstellung nicht wie eine Frucht der Romanphantasie, sondern wie ein Stück Wirklichkeit. So lebenswahr dargestellte Figuren, wie Charlotte Niese sie schildert, kann der Erzähler das Unglaublichste erleben lassen, ohne dem Leser zu viel zuzumuten. Von „historischen“ Persönlichkeiten läßt Charlotte Niese nur Louise Kasnussen, die ehemalige Putzmacherin und spätere Gemahlin des dänischen Königs, eine Rolle in ihrem Roman spielen, eine bescheidene noch dazu. Aber die Gestalt dieser Favoritin ist so meisterhaft fein und diskret gezeichnet, daß sie mehr erzählt und mehr enthüllt, als es ein ausführliches biographisches Werk vermöchte. „Auf der Heide“ ist das erste größere Werk Charlotte Nieses, das sich ihren Skizzen künstlerisch ebenbürtig an die Seite stellt. Mögen die vielen Freunde der kleineren Erzählungen nicht versäumen, sich mit diesem Roman bekannt zu machen.

Adolf Schmitthener, der Verfasser des vielgelesenen Romans „Psyche“, der als Erstlingswerk seinen Namen mit einem Schlage bekannt machte, zeigt sich auch in seinen Novellen (Leipzig, Fr. W. Grunow) als ein Erzähler, der den Leser im Innersten packt, weil er aus der Tiefe schöpft und in die Tiefe geht. Die sieben Novellen, die der Band umfaßt, sind in einem Zeitraum von zehn Jahren entstanden; aber alle tragen den Stempel der gleichen Frische und der gleichen Kraft. In der ersten, „Ein Michel Angelo“, schildert Adolf Schmitthener den Werdegang eines jungen Künstlers, der sich vom Steinmetzgejellen zum Bildhauer durcharbeitet, in der Novelle „Kopf und Herz“ spricht das letztere das entscheidende Wort, „Der Ad'm“ läßt Liebe und Strenge sich um einen aus dem Arbeitshaus entlassenen Burischen mühen, und die Liebe trägt den Sieg davon. „So ihr die Liebe nicht habt,“ das predigen auch die drei folgenden Novellen „Der Handwerksburische“, „Was der Vetter von seinem Nachbar, dem Wittlinger, erzählte“ und „Friede auf Erden“, eine ergreifende Schilderung, wie die Nachricht von der Beendigung des Dreißigjährigen Krieges ihren Einzug in ein entlegenes Dörfchen hielt. Historisches Kolorit trägt auch die letzte der Novellen, „Non eras sed hodie“, die spannendste

vielleicht des Bandes, was das Stoffliche anbetrifft. Adolf Schmitthener ist Stadtpfarrer in Heidelberg; sein Beruf weist ihn darauf hin, in der Seele der Menschen, zumal der Bedrückten, zu lesen, und von dem, was er darin gefunden hat, findet sich manche Spur in seinen Dichtungen. Aber da ich vorher davon gesprochen habe, daß seine Dichtungen Liebe „predigen“, so möchte ich auch nicht mißverstanden werden. Das bezog sich auf die Quintessenz seiner Novellen, nicht auf die Form seiner Darstellung. Die ist ganz künstlerisch, groß und frei und schlicht und kräftig. Aber gerade weil sie das ist, kommt die Quintessenz um so wirksamer heraus, meiner Uebersetzung nach nicht nur für literarische Feinschmecker, sondern für jeden, der zu lesen versteht.

Krause, aber gesunde Lust weht in Clara Viebigs Novellen „Kinder der Eifel“ (Berlin, F. Fontane & Co.). Die Verfasserin greift mit kräftiger Hand in das volle Leben hinein und schildert Land und Leute aus intimer Kenntnis und mit intinem Verständnis nicht nur, sondern auch mit der Liebe des Dichters für seinen Stoff. So bringt sie dem Leser das Land und die Menschen nahe, und der Eindruck ihrer meist tragisch ausgehenden Geschichten ist ein außergewöhnlich packender; am stärksten zweifellos in der ersten Erzählung „Simson und Delila“, in der sie alle Räuberromanantik in ganz realistischer Form wieder aufleben läßt und in den Figuren des herzhaften Försters, seiner gebrochenen Frau, des dem väterlichen Zwang entfliehenden Sohnes und der Verführerin, die den letzteren verlockt und verrät, Figuren von ganz überzeugender Lebenswahrheit zeichnet. Da die Erzählerin wirklich aus dem Leben schöpft, ist sie auch vielseitig wie das Leben, und jede ihrer Novellen schlägt einen andern Ton an.

Ein ebenso starkes künstlerisches wie menschliches Interesse erwecken die „Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt und vielen anderen Zeitgenossen“ von W. Weißheimer (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). In einem stattlichen Bande erzählt der als Komponist wie als Kapellmeister bekannte Verfasser von seinen Begegnungen mit berühmten Kunstgenossen, und den breitesten Raum in seinen mit zahlreichen, zum Teil in Faksimile reproduzierten Briefen belegten Erinnerungen nimmt sein freundschaftlicher Verkehr mit Richard Wagner ein. Daß diese Veröffentlichungen in Bayreuth sehr angenehm berühren werden, erscheint mir unwahrscheinlich, denn sie fördern sehr viel Menschliches, allzu Menschliches zu Tage, das dem Bilbe des vergötterten Meisters ein paar tiefe Schatten aufsetzt. Aber es wäre sehr unrecht, wenn man dem Verfasser deshalb seine Veröffentlichungen verübeln wollte. Von Wagner selbst und von seinen enragiertesten Verehrern ist oft genug und immer wieder der sich gegen das ganze deutsche Volk richtende Vorwurf erhoben worden, es sei ihm das ruhige Schaffen erschwert und fast unmöglich gemacht worden durch die Teilnahmslosigkeit, die ihm überall begegnet sei, und die ihn den elendesten materiellen Sorgen überlassen habe. Von den großherzigen und ganz selbstlosen Förderern, die Wagner mit wahren Genie ständig gesucht und immer wieder gefunden hat, ist immer nur die Rede gewesen, als hätten sie zwar etwas, aber niemals genug gethan. Dieses „niemals genug“ stellen auch Weißheimers Erinnerungen als eine unwiderlegliche Thatfache fest, denn von dem Augenblicke an, wo Weißheimer Wagner kennen lernte, bis zu dem, wo König Ludwigs Begeisterung das Füllhorn königlichen Reichthums verschwenderisch über ihn ausschüttete, befand sich Wagner in ständiger und immer wachsender Geldverlegenheit. Aber diese Geldverlegenheit war nicht die Folge der Teilnahmslosigkeit seiner Freunde, von denen die Wesendoncks, Liszt, Bülow und zahlreiche andre immer wieder ihrer Freundschaft und Bewunderung materielle Opfer brachten, bis sie endlich mehr oder weniger schnell zu

der Ueberzeugung gebracht wurden, daß sie Danaidenarbeit verrichteten, sondern sie war die Folge von Wagners zwingendem Bedürfnis, das Geld zum Fenster hinauszuerwerfen, sobald er welches aufgetrieben hatte. Und im Geldheranschaffen war er so scrupellos, daß es nicht wundernehmen könnte, wenn alle seine Freunde sehr bald die Ueberzeugung gewonnen hätten, sie seien für ihn nur auf der Welt, um seinen Zwecken zu dienen, für ihn zu arbeiten, sich von ihm auslaugen zu lassen. W. Weißheimer scheint sich gegen diese Ueberzeugung zwar noch heute zu wehren oder sie mit einer enthuftastischen Bewunderung des Wagnerschen Genies nicht für vereinbar zu halten, aber der Verlauf auch seiner Freundschaft mit Richard Wagner läßt nur die beiden Möglichkeiten zu, daß der letztere entweder Freundschaften ganz bemußt nur als Mittel zum Zweck kultivierte, oder daß er das Gefühl der Dankbarkeit nicht kannte. Eine Empfehlung von Liszt, als dessen Schüler Weißheimer in Weimar gelebt hatte, vermittelte die erste Bekanntschaft zwischen dem letzteren und Richard Wagner, als dieser noch in Zürich lebte. Ein intimerer Verkehr bahnte sich an, als Wagner 1862 von Paris nach Viebrich übersiedelte, um dort die „Meistersinger“ zu vollenden, während Weißheimer Kapellmeister am Mainzer Stadttheater war. Weißheimer stammte aus einem wohlhabenden Pfälzer Hause, Wagner sah sich bald in Verlegenheit, da sein Verleger Schott die Vorschüsse einstellte, nachdem Wagner ihn mehrfach im Stich gelassen hatte. In dieser Situation kommt der erste Brief Wagners an Weißheimer, der das für lange Zeit charakteristische Hauptthema ihres brieflichen Verkehrs anschlügt:

„Lieber Wendelin!

„Es ergeht mir recht übel. Aus dem beigelegten Briefe ersehen Sie, welch traurigen Verlaß ich auf Schott habe. Somit muß ich ernstlich daran gehen, mir Geld aufzunehmen. Wei wem?

„Ich bitte, reden Sie ausführlich mit Ihrem lieben Vater. Soll ich zur Ruhe kommen und die gerade jetzt wieder außerordentlichen Schwierigkeiten meiner Lage in der Art überwinden, daß ich für meine fernere Zukunft das einzig mir gedeihliche Wohnungsverhältnis gründe, so ist es eben jetzt die höchste Zeit, daß mir prompt und sicher die nötigen Geldfonds zu Gebote gestellt werden. Ich hatte von Schott 3000 Gulden verlangt, wovon ich die Hälfte sofort wohl für die Niederlassung meiner Frau, und was damit zusammenhängt, zu verwenden gehabt haben würde. Woran mir vor allem liegt, ist, die Zeit bis zur Vollendung meiner neuen Oper mir sorgenlos gesichert zu sehen: der Erfolg derselben ist für meine weiteren Lebensverhältnisse unerschütterlich, und ich thue wohl recht, für weiter hinaus jetzt nicht zu sorgen. Allein, will ich bis dahin ohne neue Unterbrechung durch Geldsorgen gelangen, so muß ich jetzt noch auf etwas mehr als die von Schott zuletzt geforderte Summe Bedacht nehmen, namentlich da die von mir so sehr ersehnte definitive Niederlassung auch für mich in diese Zeit noch fallen und unausbleiblich besondere Kosten noch verursachen würde. Soll jetzt mit einem Zuge meine Lage vollkommen beruhigt werden, so bedarf ich eines Generalanleihe von 5000 Gulden“ und so weiter. In der immer schwieriger werdenden Situation entschloß sich Wagner, Konzerte zu geben, und eine in kurzer Zeit auf diese Weise in Rußland verdiente Summe von 8000 Rubeln hätte ihn mit andern Einnahmen um so sicherer in den Stand setzen müssen, seine „Meistersinger“ in aller gewünschten Ruhe vollenden zu können, als ihm Baron von Kochow sein Landhaus in Penzing bei Wien zur Verfügung gestellt hatte — aber in unglaublich kurzer Zeit war seine Lage schlimmer als je. Statt an den „Meistersingern“ zu arbeiten, mußte er heimlich aus Wien abreisen, um der Schuldhast zu entgehen. Am 29. April 1864 erhielt Weißheimer ein Telegramm aus Stuttgart: „Bin einige Tage hier, Hotel

Marquardt, und bitte um Ihren Besuch. Besten Gruß. Richard Wagner.“ Schon am 30. April traf Weißheimer in Stuttgart ein. „Welch trauriges Wiedersehen,“ schreibt Weißheimer, „den Genius ratlos und in Verzweiflung zu finden! Wie erschrak ich bei seinen Worten: Ich bin am Ende — ich kann nicht weiter — ich muß irgendwo von der Welt verschwinden, können Sie mich nicht davor bewahren.“ Auf meine bestürzte Frage, wie denn dieser jähe Umschlag erfolgt sei, ich hätte ihn wohlgeborgen an der Arbeit gewähnt, gab er mir eine ähnliche Auskunft wie in dem bereits angeführten Brief an Frau Wille, und mit Schrecken wurde mir der fluchtartige Charakter seiner Reise allmählich klar — es bestand damals noch die Personalhaft, die der Gläubiger über den Schuldner gesetzlich verhängen lassen konnte. Ein solcher immerhin möglicher Glanz mußte unter allen Umständen vermieden werden, und wenn er es auch nicht direkt aussprach, so war ich dennoch nicht im mindesten davon überrascht, als mir Wagner von der Wahl eines stillen und abgelegenen Aufenthaltsortes sprach, an dem er so lang verschwinden wollte, bis weiter Rat würde. Als er mich dann mit Thränen in den Augen fragte, ob ich ihn dorthin begleiten — mitverschwinden wolle, jagte ich unbedingt zu. In solcher Lage durfte er nicht allein gelassen werden, hätte sich auch allein gar nicht durchbringen können, da er absolut mittellos war. Ich war daher fest entschlossen, mit ihm zu gehen, und auf mein ‚Ja‘ fiel er mir in höchster Freude um den Hals. Schnell einigten wir uns über die Wahl irgend eines abgelegenen Ortes in der — rauhen Alb, wo ich so rasch als möglich den Klavierauszug des ersten Meistersingeractes beenden sollte, um damit den Verleger Schott zu weiterer Zahlung zu veranlassen. Die Abreise wurde auf übermorgen oder spätestens Dienstag festgesetzt, da morgen, Sonntag den 1. Mai, Mozarts ‚Don Juan‘ im Hoftheater angelegt war, den Wagner gern noch einmal hören wollte.“ In diesen Stunden höchster, wenn auch zweifellos selbstverschuldeter Not nahm Wagner die Hilfe von einer Seite, die er bis dahin gar nicht in Betracht gezogen hatte — der Abgesandte Ludwigs II. von Bayern erschien im Hotel Marquardt, um Wagner die glänzendsten Anerbietungen zu machen und ihn sofort nach München zu entführen. Weißheimer erzählt: „Auf Wagners Zimmer in der ersten Etage angelangt, wurde mit dem Baden seines großen Koffers begonnen — seine Gemüthsstimmung sank während dieser Arbeit wieder weit unter Null — da brachte der Stellner eine Visitenkarte herein, die die Aufschrift trug: v. Pfistermeister, Secrétaire aulique de S. M. le roi de Bavière.“ Da Wagner derartig entnützt war und sich von nichts, was es auch sei, noch etwas Gutes versprach, stand er erst unschlüssig da, ob er Herrn von Pfistermeister empfangen wollte, und nur als dieser betonen ließ, er komme im Allerhöchsten Auftrage des Königs Ludwig II. und bäte dringend um Gehör, ließ er ihn eintreten. Um bei dieser zweifellos hochwichtigen Unterredung nicht zu stören, entfernte ich mich während derselben. Sie dauerte lang und immer länger — ein gutes Zeichen! Als der genannte Herr sich endlich empfahl, und ich wieder eintreten konnte, zeigte mir der von seiner plötzlichen Glückswende geradezu überwältigte Wagner einen kostbaren Brillantring des Königs und dessen in wunderbarem Glanz leuchtende Photographie auf dem Tisch, und mit den Worten: ‚Daß mir das passiert — und gerade jetzt passiert!‘ fiel er mir, vor Freude außer sich, laut weinend um den Hals.“ Wie gänzlich abgebrannt Wagner zu dieser Zeit und wie gänzlich fremd ihm der Begriff des Geldes überhaupt war, zeigen zwei kleine Züge, die Weißheimer von der am nächsten Tage erfolgenden Abreise nach München erzählt. Beim Verlassen des Hotels bezahlte Wagner seine Rechnung nicht in bar, „sondern gab an Zahlungsstatt dem Oberkellner

eine reiche russische Dose, welche er in St. Petersburg von einer hochstehenden Persönlichkeit zum Geschenk erhalten. Natürlich hatte sie einen vielfach höheren Wert, als der Betrag der Rechnung erforderte; denn der Oberkellner, die Dose nur flüchtig be sehend und ihren hohen Wert sofort erkennend, machte eine tiefe Verbeugung und begleitete uns unter tausend Bücklingen bis an den Ausgang. Schnell fragte ich Wagner, weshalb er mir die Dose nicht vor einer Stunde zum Versilbern übergeben habe, worauf er meinte, nun sei er doch so wie so aller Geldsorgen überhoben. Daß er darin irrte, zeigte sich sogleich am Bahnhof. Der königliche Abgeordnete hatte bereits in einem Coupé erster Klasse Platz genommen und sah mit sichtlicher Ungebuld dem Kommen Wagners entgegen, der sich etwas verspätet hatte. Schnell stieg er zu ihm ein, und ich verabschiedete mich von beiden Herren, da ich an den Rhein zurückzukehren gedachte. Kaum war ich einige Schritte entfernt, so kam Wagner im Fluge hinter mir her, rufend: „Um Gotteswillen, Pfistermeister hat mir ja kein Billet gelöst; springen Sie schnell, eins zu holen!“ Im Galopp eilte ich zur Kasse und vermochte auch noch glücklich, dem bereits im Gang befindlichen Zug nachspringend, das Billet Wagner in das Coupé zu werfen.“ Vom 20. Mai 1864 erhielt Weißheimer einen Brief von Richard Wagner, welcher bestätigte, daß die an die Reise nach München geknüpften Hoffnungen Wirklichkeit geworden waren. Der Brief lautet:

„Liebster Wendelin!

„Nur zwei Worte, um Ihnen das unbeschreibliche Glück zu bestätigen, welches mir zu teil geworden ist. Alles ist so eingetroffen, wie es sich schöner gar nicht träumen läßt. Ich bin durch die Liebe des jungen Königs für alle Zeiten gegen jede Sorge geschützt, kann arbeiten, habe mich um nichts zu bekümmern; keinen Titel, keine Funktion, keine Art von Verpflichtung. Nur sobald ich etwas von mir ausführen will, stellt mir der König alles, was ich irgend brauche, zur Verfügung. Sobald ich die Sänger haben kann, haben wir zunächst den ‚Tristan‘ mit Schnorr und der Dietzsch. Dann immer die ersten Musteraufführungen. ‚Nibelungen‘ ganz nach meinem Plane und so weiter.

„Der junge König ist für mich ein wundervolles Geschenk des Schicksals. Wir lieben uns, wie nur Lehrer und Schüler sich lieben können. Er ist selig, mich zu haben, und ich ihn. Er ist vollkommen nach meinen Werken und Schriften ausgebildet, nennt mich vor seiner Umgebung unbedingt als seinen einzigen wahren Erzieher. Er ist dabei so schön und tief, daß der Umgang mit ihm jetzt täglich hinreichend ist und mir ein völlig neues Leben giebt.

„Welch ungeheurem Neid ich zu begegnen habe, können Sie sich denken; mein Einfluß auf den jungen Monarchen ist so groß, daß alle, die mich nicht kennen, in der größten Sorge sind. Der große Gehalt, den mir der König ausgesetzt hat, wird deshalb geüffentlich geringer angegeben; ich selbst aber halte mich, wie es auch meine Natur und mein Bedürfnis erfordert, gänzlich zurück und beruhige nach allen Seiten hin, so daß allmählich die Furcht verschwindet. Lachner ist bereits um den Finger zu wickeln. Der König verachtet mit mir das Theater. Wir lassen hier alles gehen und behalten uns mit der Zeit vor, auf geeignete Weise auch hier eine edlere Richtung zu ermöglichen.

„Besuchen Sie mich einmal; nur müssen Sie sich tagsüber hübsch ruhig halten. Denn Ruhe bedarf ich jetzt vor allem. Ich bewohne ein Landhaus am Starnberger See, eine Viertelstunde von einem Lustschloßchen (Berg) des Königs, der oft hier sein wird.

„Adieu! Melden Sie mir Gutes von Ihnen, und grüßen Sie Ihre werthen Eltern und Geschwister herzlichst von mir!

Ihr R. W.“

Daß der Ton dieser Einladung ungeheuer dringlich sei, wird man nicht behaupten können. Weißheimer glaubte

Zeit zur Erledigung dringender Familienangelegenheiten zu haben und meldete seinen Besuch erst nach ungefähr vier Wochen an. Da erhielt er die recht lakonische Abfage: „Liebster Wendelin! Sie kommen nun zu spät — ich kann Sie nicht mehr bei mir aufnehmen, da meine Gasträume in diesen Tagen sich für längere Zeit mit ganzen Familien füllen. Warum trödeln Sie auch so lange? Sie hatten lange Zeit, sich zu bestimmen, und ich war ganz einsam.“ Dieser Brief leitete eine Reihe von, gelinde ausgedrückt, Mißverständnissen zwischen den beiden Freunden ein, über denen die freundschaftlichen Beziehungen kühlere wurden, und an denen der unbefangene Beurtheiler Wagner die Schuld geben muß. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird herausfühlen, daß W. Weißheimer den Einfluß der späteren Frau Cosima Wagner nicht gerade zu seinen Gunsten spielen zu sehen meint, — ein merkwürdig schlecht stilisierter und an die Diplomatie zweideutiger Drafel erinnernder Brief der damaligen Frau von Willow scheint Weißheimer in diesem Empfinden nicht gerade unrecht zu geben. Das ist zweifellos, daß Weißheimer für seine künstlerischen und materiellen Opfer, die er Wagner gebracht hat, keinerlei Dank geerntet hat, und das ist selbst dann nicht sehr angenehm, wenn man nicht um des Dankes willen, sondern der bewundernden Persönlichkeit und seiner künstlerischen Ueberzeugung zuliebe gearbeitet hat. Trotzdem sind Weißheimers Erinnerungen von vornehmer Objektivität, die der zwingenden Persönlichkeit Richard Wagners und seinem künstlerischen Genius volle Gerechtigkeit zu teil werden läßt.

Einen Beitrag zu der Geschichte des unheilvollen Jahres 1848 giebt der frühere Oberpräsident Gustav von Dieß in seiner Broschüre: „Meine Erlebnisse im Jahre 1848 und die Stellung des Staatsministers von Bodelschwingh vor und an dem 18. März 1848“ (Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn). Die Bemühungen des Verfassers, den Minister als ganz unbeteiligt an der Energielosigkeit der Regierung hinzustellen, die doch allein die traurigen Ereignisse in Berlin möglich machte, scheinen mir nicht ganz geglückt. So erzählt Herr von Dieß über die bekannte Ansprache „An meine lieben Berliner“, die so gänzlich ihren Zweck verfehlte und, statt zu beruhigen, nur böses Blut machte: „Ich war tief schmerzlich bewegt, als ich diese Ansprache las, ging damit sofort zu Onkel Bodelschwingh und klagte ihm meinen Schmerz über diese verfehlte Maßregel. Onkel Bodelschwingh teilte mir mit, daß er mit Hilfe des Oberhofbuchdruckereibesizers Deder selbst den Druck dieser unseligen Proklamation auf Befehl des Königs habe vornehmen müssen, und als ich ihm lebhaft einwarf: ‚Das hätte ich an deiner Stelle nicht gethan!‘ gab er mir die Frage zur Antwort: ‚Was willst du thun, wenn dein König dir ausdrückliche Befehle giebt?‘ Herr von Dieß teilt nicht mit, was er auf die merkwürdige Frage geantwortet hat. Die Antwort hätte doch nur lauten können: ‚In einem Falle, in dem ich für die Befehle des Königs die Verantwortung nicht übernehmen zu können glaube, von meiner verantwortlichen Stelle zurücktreten!‘ Sonst schützt alle Königstreue nicht davor, daß das Urtheil vor dem Forum der Geschichte wie vor jedem andern Gerichtshofe lautet: Mitgefangen — mitgehungen! — In einem andern, in der gleichen Verlagsausgabe erschienenen Buche: „Meine Erinnerungen an Kaiser Wilhelm den Großen“, schildert derselbe Verfasser seine in seiner hervorragenden amtlichen Stellung sich häufig wiederholenden persönlichen Begegnungen mit dem Kaiser, und er giebt da eine große Anzahl von Aussprüchen des unvergeßlichen Herrschers wieder, die alle von der schlichten Größe und der Natürlichkeit seines innersten Wesens zeugen. So sagte der Kaiser, als er zum erstenmal in Wiesbaden von seinen neuen Unterthanen als Herrscher festlich empfangen worden

war: „Es ist dies ja meine erste Reise in meine neuen Provinzen; aber ich muß Ihnen sagen, jedes Hurra, was mir gebracht wird, ist mir ein Stich ins Herz; denn es liegt darin eine Untreue gegen den früheren Herrscher, und mich kennen ja die Leute noch gar nicht!“ — „Da konnte ich nicht anders,“ schreibt Herr von Dieft, „als ihm erwidern: ‚Aber Majestät, verzeihen Sie mir, daß es auf die Kenntnis Ihrer Person bei einer solchen Begeisterung gar nicht ankommt; denn diese Hurras stammen aus dem Bewußtsein des ganzen deutschen Volkes, daß es in Ihnen die verkörperte, gottgesegnete deutsche Geschichte vor sich hat.‘ Der König reichte mir von Pferd zu Pferd die Hand mit den Worten: ‚Gott gebe es, daß es so sei!‘ und dabei rannen ihm die Thränen über die Wangen.“

„Mein Weltleben“ nennt Peter Rosegger einen Band, in dem er sein Leben schildert, wie es sich gestaltete, nachdem er sein Walddorf verlassen und als „Stadtherr“ sein Fortkommen suchte (Verlag von L. Staadmann, Leipzig). Daß es ihm da gut ergangen ist, und daß er nicht nur sein Fortkommen gefunden hat, sondern auch seinen guten Platz unter den volkstümlichen deutschen Dichtern, weiß man, und wie sich das allmählich gemacht hat, werden viele gern erfahren. Das meiste davon wird auch mit immerlicher Anteilnahme gelesen werden; alles das, worin Rosegger von seinem Innenleben und von seinem Familienleben erzählt. Aus seinem Weltleben hat er freilich nicht viel Interessantes mitzuteilen, weil er nicht in der Welt gelebt hat, trotzdem er im Winter in Graz zu wohnen pflegt und auf seinen Vortragsreisen ganz

Deutschland kennen gelernt hat. Daß er sich auf diese Weltfremdheit etwas zu gut thut, berührt nicht immer ganz angenehm. Er fördert auf diese Weise eine ganze Portion kleinlicher Eitelkeit im Gewande der Bescheidenheit zu Tage und behandelt Dinge, die wirklich nicht der Rede wert sind — wie zum Beispiel, daß er bei seinen Vorlesungen nur einmal einen Frack getragen, dann aber immer und unter allen Umständen den Gehrock für das seiner Persönlichkeit angemessenste Kleidungsstück gehalten habe —, mit großer Wichtigkeit. Solchen Neußerlichkeiten steht man in der Welt wirklich mit viel größerer Gleichgültigkeit gegenüber, als Rosegger anzunehmen scheint, und wenn es einem bedeutenden Manne beliebt, hergebrachte Neußerlichkeiten nicht mitzumachen, so läßt man ihm „in der Welt“ gern sein Vergnügen. Schlimmer ist's, daß Rosegger auch manchem in der geistigen Welt fremd geblieben ist, und daß er trotzdem da autoritative Urteile abgeben zu müssen glaubt. So hielt er sich kürzlich für verpflichtet, mitzuteilen, daß ihm das Verständnis für Richard Wagners Musik aufgegangen sei, und in seinem Buche kommt er auf die Heine-Denkmalangelegenheit zurück — in der ihm von den Denkmalsfreunden allerdings unberechtigt übel mitgespielt worden ist —, um sich auch über den Dichter Heine abfällig zu äußern. Das ist nur ein Beweis, daß Rosegger eine Kunst des Weltlebens nicht gelernt hat, — die Kunst, zu gegebener Zeit zu schweigen. Denn so gern man in Sachen des Gemüts sich von Rosegger bestimmen lassen mag — in Sachen des Geschmacks ist er nicht gerade ausschlaggebend.





## Benjamin Vautier †.

In Düsseldorf, wo er seit mehr als vierzig Jahren seinen ständigen Aufenthalt genommen, verschied am 25. April Professor Benjamin Vautier, nächst Ludwig Anaus und Franz Detregger wohl der vollstümlichste Genremaler in deutschen Landen. Vautier war allerdings nicht auf deutscher Erde geboren, sondern in der französischen Schweiz, in dem Orte Morges am Genfer See erblickte er am 24. April 1829 als Sohn eines Pfarrers das Licht der Welt. Nur nach längerem Kampfe erhielt er von seinem Vater die Erlaubnis, sich der Malkunst widmen zu dürfen, und nachdem er in Genf zuerst als Emailmaler, sodann im Atelier des Geschichtsmalers Lugardon thätig gewesen war, ging er 1850 nach Düsseldorf, wo er ein Schüler von Rudolf Jordan wurde, der sich durch seine Darstellungen aus dem Leben der Schiffer und Fischer wohlbegründeten Ruhm erworben hatte. Dem Beispiele seines Fremdes Ludwig Anaus folgend, widmete Vautier sich der Schilderung des bauerlichen Lebens und machte seine Studien vornehmlich im Berner Oberlande und im Schwarzwalde. Im Jahre 1856 begab er sich nach Paris, kehrte jedoch bald nach Düsseldorf zurück, wo er sich dauernd niederließ. Ein Genrebild, Andächtige in einer Schweizer Dorfkirche, womit er 1858 die Münchener Ausstellung beschiedte, begründete seinen Ruhm als Genremaler, und er blieb diesem Fache fortan getreu. Der junge Künstler hatte zunächst mit Schwierigkeiten zu kämpfen, denn von den großen Akademikern ward damals die Genremalerei als ein untergeordneter Kunstzweig angesehen, ja sie hielten es für eine Erniedrigung, ganz gemeine Bauern in ihrem alltäglichen Treiben darzustellen, da es die Aufgabe der Kunst sei, den Beschauer eines Gemäldes zu „erheben“, ihm die idealen Regungen der Menschenseele vorzuführen. Vautier ließ sich jedoch nicht beirren und schritt auf der einmal begonnenen Bahn weiter. Mit großer Sorgfalt in der Ausführung seiner Vorwürfe verband er in seinen

figurenreichen Gemälden eine feine Charakteristik der einzelnen Gestalten, und aus allen seinen Werken lächelt den Beschauer ein liebenswürdiger Humor an. Seine Bilder sind ungemein zahlreich — es giebt wohl kein Museum, keine ansehnliche Privatgalerie, die nicht einen oder mehrere Vautier aufzuweisen hätten — und durch die Vielfältigkeit sind sie dem Publikum so vertraut, daß wir auf eine Aufzählung verzichten dürfen. Auch als Illustrator hat sich der Künstler hervorgethan, und namentlich bekannt wurden seine Bilder zu Zimmermanns „Münchhausen“ oder vielmehr zu dem aus dem satirischen Roman losgelösten Idyll „Der Oberhof“, zu Berthold Auerbachs „Barfüßler“ und Goethes „Hermann und Dorothea“. So hat Benjamin Vautier mit seinem ungewöhnlich fruchtbaren, Herz und Gemüt erquickenden Schaffen ungezählte Tausende erfreut.



Benjamin Vautier.

Nach einer phot. Aufnahme von Constantin Lud in Düsseldorf.

## Die Bilder aus Kiautschou.

die wir heute nach photographischen Aufnahmen der Graphischen Gesellschaft in Berlin vorführen, bedürfen keiner ausführlichen Erklärung, denn jedermann ist durch die Berichte der Tagesblätter über die deutsche Pachtung in China zur Genüge unterrichtet, ja manchem Leser dürfte es scheinen, als ob seine Zeitung ihm davon schon zu viel böte.

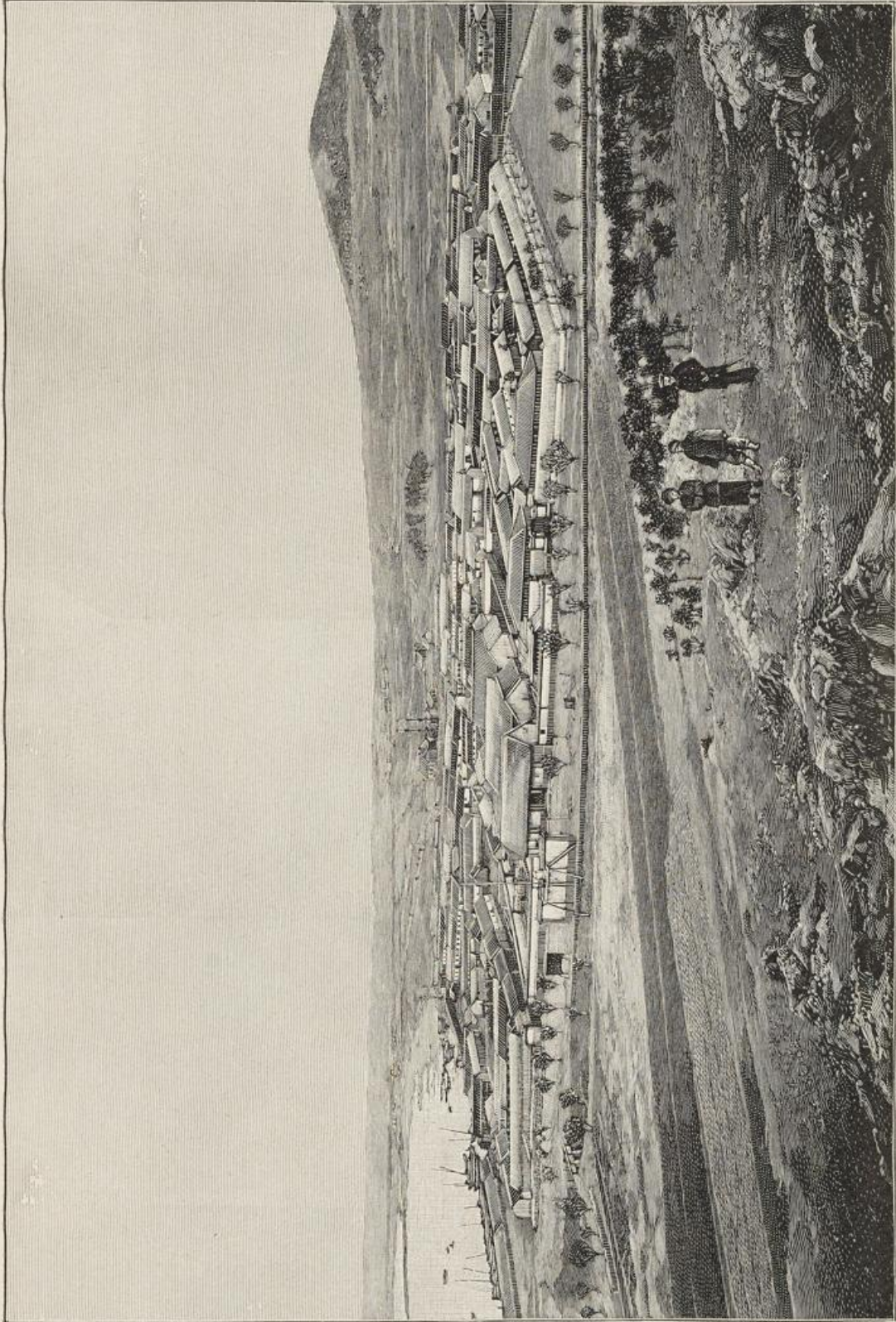
Darum wollen wir nur kurz einige der Hauptangaben zusammenfassen. Die Stadt Kiautschou, 20 Kilometer von der gleichnamigen Bucht belegen, war einst ein blühender Handelsplatz, den als solchen schon die Araber kannten und aufsuchten, aber heute ist es ein verwahrloster Ort, der nur noch kümmerliche Reste des ehemaligen Glanzes aufweist. Wichtiger für den deutschen Besitz ist vorläufig das auf einer in die Bucht sich erstreckenden Halbinsel belegene Tsingtau, das sich zu einem vorzüglichen Hafenplatz wird ausbauen lassen. Die Pläne für solchen Ausbau sind auch längst entworfen, und gegenwärtig ist wahrscheinlich schon mit der Ausführung begonnen worden. Die Grundfläche



Bilder aus Deutsch-China: Hauptthor des Artillerielagers bei Tsingtau.

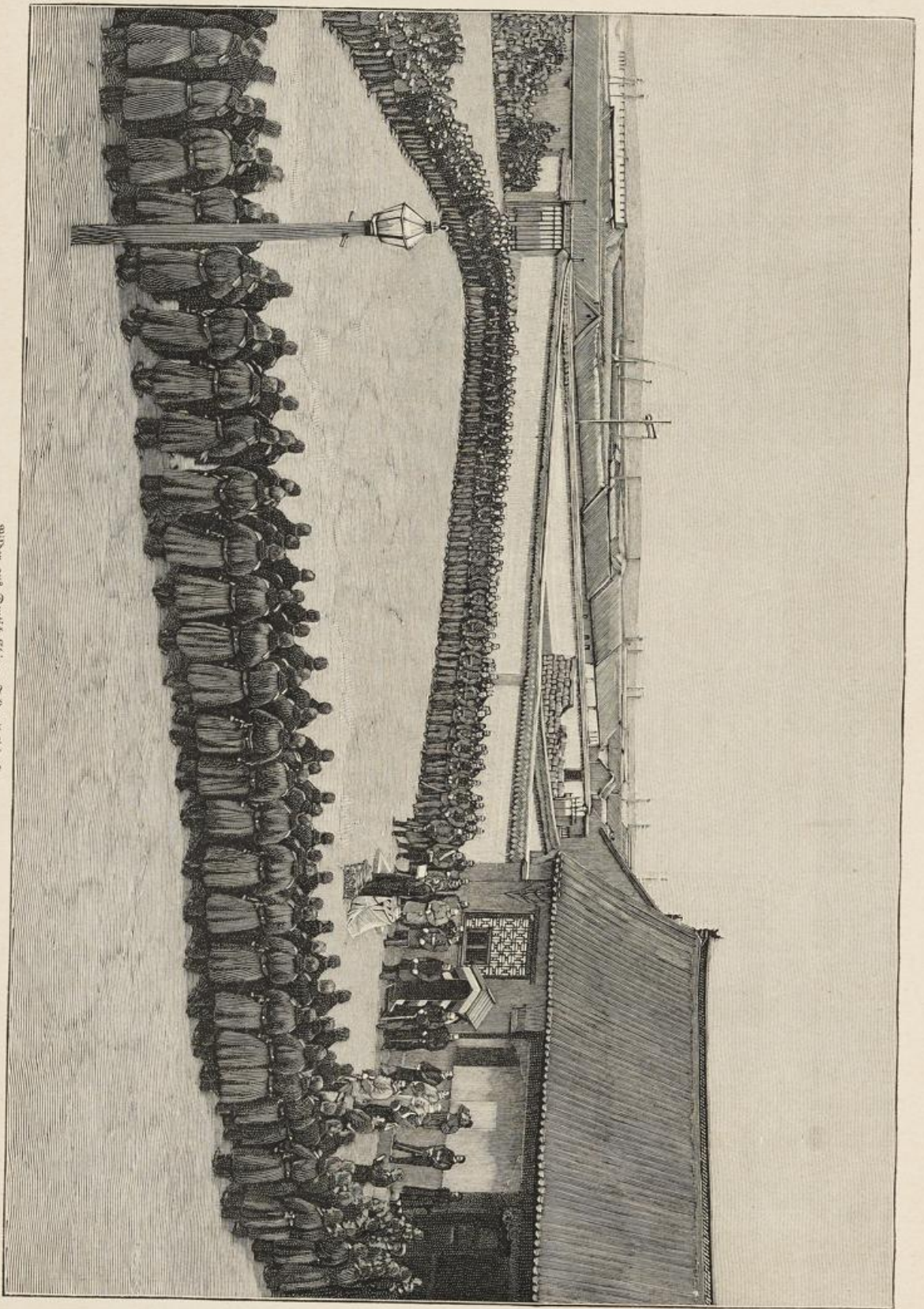


Bilder aus Deutsch-China: Bucht von Kiautschou mit dem deutschen Geschwader.



Bilder aus Deutsch-China: Verfertiger und Schiffer bei Fuzhou, von Süden aus gesehen.





Bilder aus Deutsch-China: Gefolge des Prinzen.



**Briefmappe.**

**Redaktionelles:**



„Paris“, der neue große Roman Emile Zolas, der in der Halbmonatschrift „Aus fremden Jungen“ zum Abdruck gelangte, ist nunmehr auch in Buchform in deutscher Uebersetzung in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen. Die Nachfrage nach dem Buche war eine so harte, daß davon nicht weniger als zwölf Auflagen gedruckt werden mußten, ein Erfolg, der in Deutschland einem dreibändigen Roman nicht oft beschieden ist. Im neuesten Heft von „Aus fremden Jungen“ finden wir: „Die Stütze der Familie“, den letzten Roman von Alphonse Daudet (aus dem Französischen); „Annedichighim“ von Sami-Pacha-Jade Zeyatbi-Bey (aus dem Türkischen) und „Kleine Leute“ von Matilde Serao (aus dem Italienischen), während in der „Deutschen Romanbibliothek“ der hochinteressante Roman: „Von Todes Gnaden“ von A. von Gerodoff und die Erzählung „De unverhoffte Kravatschaft“ von Fritz Stüfries zur Veröffentlichung gelangen. — Das erste Heft beider Zeitschriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

Waldemar L. in Berlin. Allein wegen des neuen, schönen Reims, um den Sie die deutsche Dichtkunst bereichern, gebührt Ihnen ein Päckchen Vorbeer:

**Au manche.**

Ein Adler und ein Uhu kämpften einmal  
In einem tiefen, felsenumgebenen Thal,  
Und allen Vögeln und Tieren ringsum es grauß,  
Der arme Uhu wird jämmerlich zerhaut,  
Darob erhebt der Uhu jämmerlich jergaut,  
Daß er der Sieger und ein Held wohl sei.  
Und weit erkant das widerliche Puhu,  
Das Feldgeschrei von Gule und von Uhu.  
Da plötzlich sich der Adler stolz erhebt,  
Bis daß er hoch in freien Lüften schwebt.  
Das Nachtgeier möcht' ihm wohl gerne nach,  
Wenn ihm nur nicht die hehre Kraft gebrach.  
Es sieht, besiegt es gar den Adler schon,  
Es ist und bleibt der dunkeln Erde Sohn.  
Wie dieser schreit auch mancher Mensch sein Puhu,  
Und ist und bleibt doch immer nur ein Uhu.

Vielleicht findet auch Ihre Arie des Rauchers als Inschrift für einen Tabakstücken Verwendung:

Frurig und dampfooll  
In seligter Luft,  
Ziehen und mühen  
Die qualmende Brust,  
Himmelhoch paffend,  
Bis alles verbraucht,  
Glücklich allein  
Ist die Seele, die raucht.  
L. H. in V., Siebenbürgen. Innig und poetisch empfunden, doch in der Form nicht vollkommen. So müssen wir leider verzichten.  
G. R. in D., Sachsen. Schönsten Dank für die Aufklärung und die hübsche Form, in die sie sich kleidet.  
A. H. in Stuttgart. In einer so subtilen Frage müssen Sie sich schon an den Rechtsanwalt wenden.  
G. Sch. in V. R., Paraguay. Wir stimmen Ihnen in der Hauptsache zu, aber die Erörterung dieser Fragen paßt nicht in den Rahmen unsers Blattes.  
Fr. G. in A.-I. Hiermit ein neuer Pfeil aus dem reich gespickten Köcher Ihrer zielbewußten Mufe:  
Nicht allein.  
Wellen rauschen, Wellen ziehn  
Zum Meere hin,  
Müht ihren Murmeln lauschen,  
Was sie plauschen,  
Präg im Sinn:  
Nicht allein, nicht allein  
Soll man sein.  
Nichtigall im Hain  
Singt ein Lied  
Von Glück und Fried.  
Männchen von ferne lauscht,  
Dem Weischen trant,  
Niedrig zu ihr:  
Nicht allein, nicht allein  
Soll man sein.  
A. D.-g. in A. 1. Nicht verwendbar. 2. Wird folgen, doch müssen Sie sich eine Weile gedulden.  
Karl V. in New York, Eugen H. in Dresden, Magistra in V. Mit Dank abgelehnt.  
Wichtige Lösungen sandten ein: A. G. Claussen, Rittergut Melz (2), Rosalie Gumpendorffer in Baltimore (4), Lilli in Schwelteschain, Joh. P. Stoppel in Hamburg, „Evangeline“ und „Scholastika“ in Baden-Baden (2), „Köbi“ in Bern, „Maus und Rutt“ in Hamburg-Altenhort (3).

Verantwortlicher Redakteur: **Ernst Schubert** in Stuttgart.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Alleinige Inseraten-Annahmestelle bei **Rudolf Mosse**, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und dessen Filialen. — Injectionspreis pro dreigespaltene Nonpareille-Zeile 1 M.

**WILLIAMS'**

Das beste  
schnellste  
und sicherste



aller  
äusserlichen  
Mittel.

**Poröses Pflaster.**

Diese Pflaster werden seit vielen Jahren von Aerzten, sowie dem Publikum mit großem Erfolge angewandt bei **Rheumatismus, Gicht, Husten, Verrenkungen, Stauchungen, Hals-, Brust- und Lungenschmerzen, Rückgratskrankheiten, Leber- und Magenschmerzen, Lahmheit, Steifheit oder Entzündung der Gelenke oder Muskeln**, überhaupt bei allen Krankheitszuständen, für welche äußerliche Mittel, wie Linimente, medizinische Oele, Salben und Einreibungen, sowie Elektrizität und Massage nützlich sein sollen.

**Unübertrefflicher Schmerzstiller**

Die Pflaster, bei rauher und kalter Witterung auf der Brust getragen, bieten Garantie gegen Erkältungen, Husten und Lungenkrankheiten.

— Anerkennung von den höchsten medizinischen Fachmännern, Apothekern und Chemikern, —

Diese Pflaster verursachen keine Blasen oder Wundsein, auch bei der zartesten Haut nicht.

Man verlange nur **William's poröse Pflaster** mit obiger Schutzmarke (3 Figuren). Alle andern sind wertlose Nachahmungen.

Preis M. 1. — Zu beziehen von den meisten Apotheken oder von den Hauptdepots: **Engel-Apotheke**, Frankfurt a. M., Deutschland; **Emil Lozeais**, pharmacien, 37, Avenue Marceau, Paris, Frankreich; **C. Richter**, Apotheker, Kreuzlingen, Schweiz; **Dr. Rud. Adler**, Preßburg, Ungarn.

# Stottern

heilt Prof. Rudolf Denhardt's An-  
grdl. stalt  
Honorarnach **Eisenach** Prosp.  
Heilung. gratis  
Garten. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzig**  
Anst. Deutschl. i. herrl. Lage, die mehrf.  
staatl. ausgezeichnet, zuletzt d. S. M.  
**Kaiser Wilhelm II.**



Dieser Gnom mit Pfeife, 74 cm lang, kostet  
incl. Kiste und Verb. M. 17,00.  
Die Preisliste über Schmuckgegenstände für  
**„Garten u. Park“**,  
Besteinfassungen, Gartensitze, Gnommen, Tier-  
figuren, Bänke u. s. w. senden wir kostenfrei an  
jeden, welcher sich auf dies Anseht bezieht.  
**Etruria** Kunstgewerbl.  
Anstalt  
Neuwedell N/M. (Preussen).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

## Belletristische Novitäten.

Sobald ist erschienen:

### Ein Kaufmann.

Roman von  
Sophie Junghaus.

Preis geheftet M. 5. — ; fein geb. M. 6. —

Der in den bürgerlichen und zum  
Teil kleinstädtischen Kreisen einer grö-  
ßeren deutschen Stadt sich abspielende  
Roman beschäftigt sich in fesselnder Weise  
mit einer Reihe von Erscheinungen des  
gesellschaftlichen und gewerblichen Lebens  
unserer Zeit.

### Die Flucht.

Roman von  
Ida Boy-Ed.

Preis geb. M. 5. — ; fein geb. M. 6. —

Die gefeierte Dichterin giebt in ihrem  
neuesten Roman die ebenso handlungs-  
reiche wie seelisch vertiefte Geschichte zweier  
Menschen, die, anscheinend füreinander  
bestimmt, doch durch den gesellschaftlichen  
Unterschied weit voneinander getrennt  
sind und in ihrem Bemühen, diese Klüfte  
zu überbrücken, einem tragischen Schick-  
sal verfallen.

### Der Gefangene von Benda.

Romantische Erzählung  
von  
Anthony Hope.

Aus d. Englischen übersetzt von Clarence Sherwood.  
Preis geb. M. 3. — ; fein geb. M. 4. —

Im Vaterlande des berühmten Autors  
hat dieser Roman einen ungeheuren Er-  
folg erzielt. Das Buch ist in vielen  
Auslagen erschienen, und die Bearbeitung  
des Werkes für die Londoner Bühne  
brachte dem Dichter gleichfalls große  
Triumphe.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Das beste Fahrrad!

„Höchste“  
Auszeichnungen

Adler Fahrradwerke vorm. Heinrich Kleyer

Krste Special-Fabrik  
für Fahrräder.

Frankfurt a. M.

Reich illustr. Katalog 1898  
geg. 10 Fig. Porto-Marke.

Die feinste Marke!

„Grösste“  
Verbreitung

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

## Aus den Umgebungen Wiens.

Echtheiten und Bilder von Eduard Seifsch.  
Reich illustriert. Fein gebunden Preis M. 5. —  
Wir finden nicht genug Worte des Lobes und  
der Bewunderung für das Werk, eine Fierde  
jeden Fisches, eine Quelle steten Vergnügens und  
steter Anregung.  
Triester Zeitung.

## Berlin in farbigen Natur-Aufnahmen

von O. Troisch. 20 Farbentischdruckbilder auf  
Karton mit 1 Bl. Text. In Mappe Preis M. 5. —  
Farbige Photographiedrucke von höchster Voll-  
endung, die als feines, geschmackvolles „Souvenir“  
gewiß schnell Aufnahme finden werden.  
Neue Preuß. (f) Zeitung, Berlin.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

# Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Stein-  
beschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus.  
Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen  
Magen- und Darmkatarrhe.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.  
Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

• Brief- und Telegramm-Adresse, Kronenquelle Salzbrunn. •

Unter Berücksichtigung des reichen Inhalts  
und der geistigen Frische, die  
billigste deutsche Zeitung.

Im täglichen Feuilleton er-  
scheinen die neuesten  
Romane u. Novellen  
hervorragender  
Autoren.

**Berliner Zeitung Deutschlands.**

**Berliner Tageblatt**  
und Handels-Zeitung m. Effekten-Verkaufungsliste.  
nebst Blatt „Vulka“, „Deutsche Lehrhalle“,  
„Berliner Zeitung“, „Mittheilungen über Landwirth-  
schaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“.

Man  
abonnirt  
bei allen Post-  
anstalten d. Deut-  
schen Reichs viertel-  
jährlich: 5 M. 25 Pf. für  
d. II. u. III. Monat eines  
jeden Quartals: 3 M. 50 Pf.  
f. den III. Monat: 1 M. 75 Pf.  
Für das Ausland beträgt das  
Abonnement 4 M. 70 Pf. pro Monat.  
14 M. pro Quartal incl. Porto für post-  
freie Zusendung unter Kreuzband. Dasselbe  
kann jeberzeit begonnen werden durch Ein-  
sendung d. des Abonnementbetrages direkt an die  
Expd. d. „Berliner Tageblatt“, Berlin SW.

Probe-Nummern gratis und franco.

13 mal  
wöchentlich erscheinend

50 Pf. pro Heft

Zur Pflege der HAUT  
ist  
das beste Produkt  
die  
**CRÈME SIMON**  
Unübertroffen  
für den  
**TEINT**  
und für die Toilette  
des Gesichts  
und der  
Haende

Nur echt mit der Unterschrift:

**F. Wolff & Sohn's**  
**Toiletteseifen**  
 sind die  
**besten** zur Erhaltung  
 einer zarten  
 Weissen Haut.



**KALODERMA-SEIFE**  
 Neu! Ausgezeichnet durch Milde  
 und lieblichen Geruch, bildet  
 die Ergänzung bei dem Gebrauche  
 des Hautverschönerungsmittels  
**Kaloderma (Glycerin- & Honiggelée)**  
**Indische Blumenseife**  
 hochfeine Toiletteseife 50 Pf. pr. St.  
**PALMITIN-SEIFE**  
 neutral - gut - billig  
 für Familien und Kinder. Das Stück à 25 Pf. in  
 allen Städten des In- und Auslandes.  
**F. WOLFF & SOHN. Karlsruhe**  
 Filiale: WIEN I, Köllnerhofgasse 6.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Der einzige Roman von Rudyard Kipling.

### Erloschenes Licht.

Roman von

Rudyard Kipling.

Preis geheftet M. 3. — ;

fein in Leinwand gebunden M. 4. —

Der Stoff dieses Romans ist dem schon so  
 vielfach behandelten Künstlerleben entnommen,  
 aber Kipling hat es verstanden, ihm völlig neue  
 Seiten abzugewinnen und sich von jeder Schablone  
 fernzuhalten. Der ganz eigentümliche prickelnde  
 Reiz des Werkes liegt aber nicht in seinem  
 Stoff, sondern in der Behandlung desselben, dem  
 Hellbunzel der Beleuchtung, dem Galgenhumor  
 der Form, der virtuosen, realistischen Charakterschilderung,  
 die von feiner Unfersicherheit und Schief-  
 heit weiß.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**CACAO-VERO,**  
 entölt, leicht löslicher  
**Cacao.**  
 in Pulver- u. Würfelform.  
**HARTWIG & VOGEL**  
 Dresden

Zu haben in den meisten Kon-  
 ditoreien, Kolonial-, Delika-  
 tess- u. Droguengeschäften.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.



**Musikwerke**  
 mit auswechselbaren Noten.  
**Symphonion-Musikwerke,**  
**Kalliope-Musikwerke,**  
**Adler-Musikwerke.**  
 Neue illustr. Preisliste u. Notenverzeichnis gratis.  
**Jul. Heinr. Zimmermann,**  
**Leipzig.**  
 Geschäftshäuser: St. Petersburg, Moskau, London.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

## „Paris“ der neue Roman von Emile Zola

In autorisierter, also einziger deutscher Uebersetzung

3 Bände. Preis geheftet M. 6. — ; elegant gebunden M. 8. —

ist soeben erschienen!

Von Emile Zola sind früher in unserem Verlage erschienen:

**EMILE ZOLA'S Romane**

<b>Das Geld.</b>	9. Auflage. 2 Bände. Preis geheftet M. 5. — ; elegant gebunden M. 6. —
<b>Doktor Pascal.</b>	2. Aufl. 2 Bde. Preis geheftet M. 5. — ; elegant geb. M. 6. —
<b>Lourdes.</b>	4. Auflage. 3 Bände. Preis geheftet M. 6. — ; elegant gebunden M. 8. —
<b>Rom.</b>	8. Auflage. 3 Bände. Preis geheftet M. 6. — ; elegant gebunden M. 8. —
<b>Der Zusammenbruch</b>	(Der Krieg von 1870/71). 15. Auflage. 3 Bände. Preis geheftet M. 5. — ; elegant gebunden M. 8. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

## Die Macht der Gewohnheit!

Es ist doch eigentümlich, dass man oft jahrelang Tag für Tag dasselbe thut, ohne sich eigentlich nach dem Grund zu fragen. So hat man bis vor einigen Jahren am Morgentische stets Kaffee gefunden, ohne sich zu fragen: Warum trinken wir und warum geben wir unsern Kindern jeden Tag Kaffee? Ist Kaffee nahrhaft od. gesund? Diese Fragen müssen entschieden verneint werden, und es bliebe jetzt nur noch ein weiterer Schritt übrig, und der ist, einfach mit der Gewohnheit, Kaffee zu trinken, zu brechen. — Dieser Schritt wird Jedermann jetzt sehr leicht gemacht, denn Kaffee ist sehr bald durch ein wirklich nahrhaftes Getränk ersetzt, das leicht verdaulich, genau wie Kaffee jeden Tag genommen werden kann und immer bekömmlich ist. Was ist es? Es ist der Cacao und zwar der beste und im Gebrauch der billigste: Cacao van Houten.